GEORG FRIEDERICI
BERITTENE INFANTERIE IN CHINA

D. REIMER
(E. VOHSEN)
BERLIN 1904



Die Offiziere der Berittenen Kompagnie und Sodemann mit „General Meï"

Berittene Infanterie

in

China

und

andere Feldzugs-Erinnerungen

von

Georg Friederici

Hauptmann a. D.

Mit 70 Abbildungen im Text und einer Karte

Berlin 1904

Dietrich Reimer (Ernst Vohsen).

Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin W.

Den braven

Offizieren, Unteroffizieren und Mannschaften

der ehemaligen Berittenen Kompagnie 5. Regiments

zur

Erinnerung an bewegte, aber glückliche Tage

gewidmet

von ihrem

Kompagnie-Führer.

Inhalt.

Verzeichnis der Abbildungen.



Der Verfasser

KAPITEL I.

1. Die Ausfahrt.

Als im Sommer 1900 durch das Wort des Kaisers Freiwillige aufgerufen wurden, um in Ostasien für die verletzte deutsche Ehre einzutreten, da meldeten sich freudig viele Tausende, welche ihr Pflichtgefühl und die Sehnsucht nach Taten und nach der Ferne mächtig hinaustrieben. Auch ich befand mich unter ihnen; aber die Marine-Truppen und das Expeditions-Korps traten zusammen und gingen hinaus, und keine Einberufung erfolgte. Immerhin merkten wir in Altona ziemlich viel vom kriegerischen Leben der Mobilmachung. Der Bataillons-Stab und die 1. und 2. Kompagnie des 3. Regiments wurden vom 31. Regiment aufgestellt, wir sahen die Offiziere bei uns als Gäste im Regimentshause, und im Lockstedter Lager, wohin wir uns zum Regiments- und Brigade-Exerzieren begaben, fanden wir das Bataillon wieder vor. Hier gab es heiße Tage für die Asiaten vom 3. Regiment. Der Bataillons-Kommandeur schien von der Ansicht auszugehen, daß man in China nur in der Reihenkolonne marschieren könne, denn tatsächlich war seine ganze Taktik hierauf zugeschnitten, und dies brachte bei der außerordentlichen Hitze jener Tage und bei

langen Gefechts- und Schießübungen sehr große Anstrengungen für die Truppe mit sich. Unsere Leute hatten auch nicht wenig Dienst, und die Sonne brannte ja für alle gleich, aber der Dienstbetrieb bei den 3. Ostasiaten wirkte doch derartig auf sie ein, daß, als nach kurzer Zeit wieder Freiwillige aufgerufen wurden, die Zahl der sich Meldenden wider Erwarten gering war. Im übrigen waren die Khaki-Krieger ausgezeichnet, die Blüte von Jung-Deutschland, in der Fülle von Kraft und jugendlicher Leidenschaft, militärisch tadellos ausgebildet, kein Reservist, kein Landwehrmann. Es war ein Vergnügen, zu sehen, wie die Schützenlinien durch das Wasser der Großen Au gingen, die Patrouillen konnte ich meinen Leuten oft als mustergültig zeigen, und nie, vor- und nachher, habe ich wieder auf das Kommando: „Sprung! — Auf, marsch, marsch!“ ein so blitzartiges Auf- und Vorwärtsspringen einer ganzen Schützenlinie gesehen.

Am letzten Abend hatten wir das Offizier-Korps zu einem Abschiedsessen im Lager-Kasino geladen; jeder von uns bemühte sich, den Hinausziehenden zum Schluß noch Liebes und Gutes zu erweisen, und der Abend verlief lustig, herzlich und kameradschaftlich. Oberstleutnant Frhr. v. d. Goltz hatte sich ganz besonders beliebt gemacht und wurde zum Schluß von ein paar kräftigen Asiaten-Händen in die Höhe gehoben, um einige abschließende Worte zu sagen. Ein paar Stunden später geleiteten wir das ausmarschierende Bataillon aus dem Lager; es war finstere Nacht, vom Himmel regnete es in Strömen, und auf dem Bahnhof — donnerte es.

Wir waren noch im Lager, als die Nachricht vom glücklichen Entsatz von Peking eintraf und eine starke Herabminderung des allgemeinen Gefühls nach Rache und des Dranges nach Ostasien mit sich brachte. Die letzten Wochen hatten mir notwendig viel Veranlassung zum Nachdenken gegeben und es war mir nie so klar gewesen wie damals, was ich bei einer Versetzung im lieben Regiment 31 aufgab. Zwar nahm man damals allgemein an, daß die Ausgeschiedenen bei der Auflösung des Expeditions-Korps wieder in ihre alten Regimenter eingestellt werden würden; man hoffte und hatte das Vertrauen, gesund zurückzukehren und auch sonst keine weiteren Nachteile zu erleiden, aber sicher war es schließlich nicht, und alles in allem, wog in jenen Tagen bei mir der Wunsch vor, bei der erwarteten Einberufung nicht betroffen zu werden.

Wir waren noch nicht zwei volle Tage wieder in Altona, ich war am Sonntag früh geritten und kam in die Kaserne, um mit dem Feldwebel einige Dienstgeschäfte zu besprechen und dann im Kasino meinen Kaffee zu trinken. Als ich über den Kasernenhof ging, winkte mir von weitem eine lebhafte Gestalt, heftig einen weißen Zettel

schwingend. Es war ein lieber Kamerad, der für sein Leben gern selbst hinausgegangen wäre, und der mir nun meine soeben eingetroffene Einberufung überbrachte. Beim Kaffee sann ich nach, dann aber gab es kein Zögern mehr. In einer Stunde war ich auf dem General-Kommando, um mich zu melden und genauere Auskünfte zu erbitten. Am Mittwoch trat das I. Bataillon vom 5. Regiment im Lockstedter Lager zusammen; was war bis dahin nicht alles zu machen? Aber ich war in einer glücklicheren Lage wie die meisten meiner Kameraden: mein Hamburger Schneider schickte zur Anprobe herüber in das Lockstedter Lager, und ich selbst erhielt Sonnabend Nachmittag und Sonntag noch einmal Urlaub nach Altona. Während der Besorgungen und Einkäufe in Hamburg traf ich meinen neuen Kompagnieführer. Hauptmann v. Auer vom Regiment 76 hatte sich gerade auf einem längeren Urlaub in Ostpreußen befunden, war eben eingetroffen und befand sich noch im Meldeanzuge. Wir verabredeten eine gemeinsame Eisenbahnfahrt nach dem Lager.

Das schlimmste war das Abschiedsessen im Regimentshause am Montag: ich bin während meiner kurzen Dienstzeit viel herumgeworfen worden, ich bin gekommen und bin gegangen, aber nie ist mir ein Abschied von Herzen so schwer geworden, wie von diesem Regiment.

Inzwischen trafen aus allen Teilen von Schleswig-Holstein, Mecklenburg und den Hansestädten die Unteroffiziere und Mannschaften in Altona ein, denn das Regiment 31 hatte wieder den Stab vom I. Bataillon und die 1. Kompagnie vom 5. Regiment aufzustellen. Unter Vorbehalt der Genehmigung meines Kompagnieführers suchte ich mir einen Burschen aus. Der Bursche im Feldzuge ist eine äußerst wichtige Person. Von den 6 Mann, die zu meiner ihnen sonst ganz unbekannten Persönlichkeit Vertrauen hatten und auf die Anfrage sich freiwillig als Burschen meldeten, wählte ich mir den Musketier Bartels der 5. Kompagnie Regiments 31 aus, jener braven Kompagnie, die sechsmal hintereinander das Kaiserabzeichen erschossen hat. Bartels und Gefreiter Schmidt, der mich am längsten von allen 31ern begleitet hat, trugen dieses Ehrenzeichen bis zur Ausfahrt mit dem Schiff, mußten es dann natürlich aber ablegen.

Im Laufe des 22. August traf alles, was zum I. Bataillon 5. Ostasiatischen Infanterie-Regiments gehörte, im Lockstedter Lager ein, und am 23. morgens stand das Bataillon zum ersten Mal in Parade und zur Besichtigung vor seinem Kommandeur, Major v. Freyhold.

Auch die 9., die sogenannte Etappen-Kompagnie des Regiments, trat zur gleichen Zeit in Lockstedt zusammen, ging aber erst sieben Tage später hinaus. Zur 1. Kompagnie gehörten außer Hauptmann v. Auer und mir noch Leutnant Barlach vom Füsilier-Regiment 86,

1*

Leutnant Freiherr v. Schleinitz vom Regiment 162 und Leutnant Kropatscheck vom Füsilier-Regiment 90. Barlach führte den ersten, ich den zweiten und Schleinitz den dritten Zug. Kropatscheck war der schließende Offizier der Kompagnie und wurde von Schleinitz stets „Fähnrich" genannt. Gleich nach unserer Landung in China wurde er auf den Bahnhof Tien-tsin abkommandiert und ist dort bis zum Schluß des Feldzuges geblieben. Er hatte also, wie Schleinitz scherzend zu sagen pflegte, den Zugführer übersprungen und war gleich Bahnhofsvorsteher geworden.

Das Lager war stark belegt, aber durch Fürsorge der Lager-Kommandantur waren wir gut untergebracht, während die anderen Truppen hatten zusammenrücken müssen. Im übrigen aber war es nicht so recht gemütlich im Lager, und ich fühlte stark den Unterschied zwischen der allgemeinen Stimmung und den gegenseitigen Verhältnissen dieser Tage und jener vier Wochen zurückliegenden Zeit, welche wir hier so herzlich und kameradschaftlich mit den 3. Ostasiaten verlebten.

Unter viel Dienst und viel Packen nahte die Zeit der Abfahrt; einige „Kriegsbräute" wurden noch ihren hinausziehenden Gatten in aller Eile angetraut, ein Feldgottesdienst mit heiligem Abendmahl vereinigte das Bataillon; Testamente wurden gemacht, Säbel geschliffen, Kisten verzinkt und Rechnungen bezahlt. Zum Schrecken der Betreffenden erschienen in den letzten Tagen noch einige Gattinnen im Lager, welche mit aller Energie ihre khakigekleideten Männer reklamierten. Diese hatten zwar den Mut, nach China zu ziehen und Ketteler zu rächen, aber den Mut, ihre Ehehälften um Erlaubnis zu fragen, hatten sie nicht gehabt.

Mein Bursche Bartels war in den letzten Tagen auffällig still und bedrückt, und auf eindringliches Fragen bekam ich schließlich heraus, daß er noch nicht großjährig sei und ohne Erlaubnis seiner Eltern hinausginge. Er hatte ihnen nun in den letzten Tagen geschrieben, erhielt aber keine Antwort. Diese Antwort der sicherlich erzürnten Eltern kam auch nicht mehr; später scheinen sie sich aber ausgesöhnt zu haben, und als der Sohn im nächsten Jahre über Wien mit dem „Hurrah-Bataillon" nach Hause kam, gesund und reicher an Geld und Erfahrungen, werden sie ihn mit offenen Armen empfangen haben.

Mein ganzes mitzunehmendes Besitztum hatte ich in drei Gefäßen so verteilt, daß wenn auch zwei von ihnen verloren gingen oder zerstört wurden, ich doch immer durch die Rettung des dritten mit allem Notwendigen versehen war. Die Hauptmasse dieser Sachen befand sich in der sogenannten „großen Kiste", dem Schrecken meines Kom-

pagnieführers. Sie war genau ein Quadratmeter groß, verzinkt, und enthielt in sich wieder 8—10 kleinere Kisten und Schachteln, die auch zum Teil verzinkt waren. Die anderen Behälter waren zwei derbe Kabinenkoffer, die beide schon ein gutes Stück von der Welt gesehen hatten und beide wieder gesund von China zurückgekommen sind.

Am 30. August nahm das Bataillon vom Lager Abschied und wurde 10 Uhr abends unter Feuerwerk und bengalischer Beleuchtung zum Bahnhof geleitet. In Hamburg hatten wir gegen 1 Uhr nachts längeren Aufenthalt, und ich konnte zu meiner herzlichen Freude einen großen Teil des Offizierkorps meines lieben alten Regiments auf dem Bahnhofe begrüßen. Bei einem netten Imbiß im Wartesaal, bei Hummer und Sekt, wurden uns die Glückwünsche der Kriegervereine und des Senats von Hamburg mit auf den Weg gegeben.

Durch zarte Aufmerksamkeit des Regiments war die Bahnhofswache durch die 2. Kompagnie gestellt worden, bei der ich bis jetzt gestanden und die ich während des letzten Regiments- und Brigadeexerzierens geführt hatte. Auch ihr Chef war zum Abschiednehmen gekommen, und ich hätte nicht geglaubt, daß ich ihn hier zum letzten Male sehen, und er nach wenigen Monaten einer schweren Krankheit erliegen sollte.

Frühstückspause hatten wir am Morgen in Bremen, und hier hatte ich die zweite große Freude, meine Mutter zu sehen, welche unerwartet mit meinem Schwager gekommen war. Sie sah wohl und munter aus, und ich ahnte nicht, daß ich auch sie bei meiner Rückkehr nicht mehr vorfinden sollte.

Die Stadt Bremen und die Kriegervereine dieser Gegend haben sich in ganz hervorragender Weise bei der Ausfahrt des Expeditions-Korps aufgeopfert; jeder durchkommende Truppenteil wurde bewirtet, Essen und Bier für die Mannschaften war reichlich vorhanden, und Mitglieder der Kriegervereine liefen umher und verteilten mit vollen Händen Zigarren und Ansichtspostkarten. Auch die ganze Bevölkerung zeigte eine Erregung und einen Enthusiasmus, die wir jetzt, nachdem so viele Truppen schon durchgekommen und Peking entsetzt war, nicht mehr erwartet hatten. Auf der ganzen Strecke von Bremen bis Bremerhafen, auf den Bahnhöfen, an den Straßenübergängen, auf der freien Strecke, überall standen Menschen und winkten uns mit Tüchern Lebewohl zu. In Bremerhafen an der Lloydhalle war großes Leben und Treiben, viele Angehörige der Hinausziehenden waren gekommen, und rührende Abschiedsszenen waren zu beobachten. Meine beiden Hunde, die „Khaki-Hunde“ genannt, bekamen einen guten Teil der allgemeinen Begeisterung ab,

und Bartels, der sie zusammengekoppelt führte, hatte manche Frage zu beantworten.

Für die Offiziere und ihre Angehörigen fand ein gemeinsames Essen im Speisesaal der „Palatia“ statt, und dieses ist wohl besonders den Zurückbleibenden lange in der Erinnerung geblieben.


Heidrun

Um 3 Uhr 30 Minuten nachmittags setzte sich das große Schiff in Bewegung; die eingestellten Momentphotographen auf den flachen Dächern wurden abgeschnappt, die Musikkapellen spielten Abschiedsweisen, und viele Tausende auf dem Schiff und am Ufer riefen „Hurrah“ und winkten mit ihren Tüchern. Mancher aber der Zurückbleibenden weinte bittere Thränen. Kurz nach uns lief die „Darmstadt“ des Bremer „Lloyd“ aus, die uns auf der ganzen Fahrt wie eine Art „vaisseau fantôme“ begleitet hat. Sie war wie ein Gespenst bald hinter uns, bald vor uns, bald fuhr sie stundenlang neben uns; sie nahm tagelang das allgemeine Interesse in Anspruch und man war erpicht darauf, sie zu schlagen, oder vielmehr, sich nicht von ihr schlagen zu lassen. Schließlich kam sie aber vier Tage eher auf Taku-Reede an als wir.


Hunibald

Unsere Ausfahrt war ohne besondere Feierlichkeit vor sich gegangen. Seine Majestät der Kaiser hatte nicht kommen können und hat uns während der Fahrt sein „Gottes Segen begleite euch!“ nach-

gerufen. Aber die Worte, welche Er am 2. Juli zu den Hinausziehenden gesprochen hatte, klangen noch in unseren Ohren, und wir bezogen sie auch auf uns: „Mein Dank und mein Interesse, meine Gebete und meine Fürsorge werden euch nicht verlassen, mit ihnen werde ich euch begleiten."

In den ersten Tagen hatte Alles vollauf zu tun, um sich im Schiffe einzurichten, und das war nicht so einfach; denn die überwiegende Mehrzahl des Transports hatte noch nie vorher das Meer gesehen, und eine größere Seefahrt hatten nur wenige gemacht. Wer einmal von Swinemünde nach Saßnitz oder von Hamburg nach Helgoland gefahren war, konnte der großen Masse schon von seinen „Erfahrungen" erzählen.

Ich hatte eine Kabine gemeinsam mit dem Oberleutnant Kraehe; da ich der ältere war und nebenbei zuerst gekommen, so nahm ich das untere der beiden Betten für mich in Beschlag, welches nach meiner Ansicht das bessere ist. Wir haben uns während der ganzen Zeit ausgezeichnet vertragen und hatten vor allen Dingen sofort heraus, daß man sich in einem so kleinen Loch nicht gegenseitig im Wege sein darf. Einer kann sich immer nur an- und auskleiden, und daher standen wir stets nach einander auf und gingen auch so zu Bett.

Im allgemeinen war alles gut untergebracht, aber natürlich sehr eng, wie das bei einem Transport von 2000 Köpfen nicht anders möglich ist. Ehe die richtige Ordnung hineinkam, hatten die Kompagnie-Führer und der erste Offizier des Schiffes manchen Aerger. Die regelmäßige Essenausgabe, der Empfang des Süßwassers, die allgemeine Sauberkeit, die unausrottbare Manier der Mannschaften, die Schiffstaue als Waschleinen zu benutzen, verursachten manchen Kummer.

Der Adjutant des Transportführers hatte schon einmal an Bord eines Kriegsschiffes eine Seereise gemacht, und so wurde denn mit Hilfe des ersten Offiziers der „Palatia" versucht, das ganze mit einem gewissen seemännischen Firnis zu überziehen. Unter anderem hießen die Ordonnanzen von nun an „Läufer", die Mannschaften aßen in ihren „Messen" in „Backschaften" geordnet, während sie nicht mehr zum „Appell", sondern zur „Musterung" antraten. Von den neuen Kommandos ist mir nur: „Pfeifen und Lunten aus!" in dauernder Erinnerung geblieben.

Unter diesen Beschäftigungen passierten wir die ostfriesischen Inseln, Dover und den Kanal und feierten am 2. September angesichts der Küste von Morlaix den Sedantag. Das II. Bataillon formierte

an diesem Tage seine Musikkapelle, die sich in hohem Grade Aller Dank erwerben sollte.

Am 3. September war es so weit, daß der Dienst beginnen konnte, aber dies geschah unter ungünstigen Auspizien: Die biscaische See dünte, und das genügte, um einen guten Teil der mutigen Chinakrieger recht wehmütig zu machen. Wir hatten in der Kompagnie Unterricht in den Zügen abzuhalten und zwar unter Deck, und das war wenig angenehm. Ich erklärte meinem Zuge bei Beginn dieser Unterrichtsstunde, daß jeder, welcher das Bedürfnis fühle, heute ausnahmsweise ohne um Erlaubnis zu bitten, aus dem Gliede treten könne. Beim Eintreten mußten sie sich aber wieder „zur Stelle" melden. Von dieser Erlaubnis machten auch einige notgedrungen Gebrauch, steckten den Kopf zur Luke hinaus, opferten den Göttern des Meeres und traten dann mehr oder weniger stramm wieder ein.

Das Offizier-Korps speiste in dem großen Salon des Dampfers, und nur ein kleiner Teil, welcher unten nicht Platz fand, aß oben im Rauchzimmer. Es wurde nicht an einer einzigen großen Tafel gegessen, sondern der Einrichtung des Salons entsprechend an mehreren kleineren. Eine sehr nette und kameradschaftliche „Backschaft" hatte sich an der hintersten Backbord-Ecke zusammengefunden, und hier hatte ich das Alterspräsidium. Zu dieser „Backschaft" gehörten die Offiziere der 8. Kompagnie, je ein Teil von der 1. und 3. und der Adjutant des I. Bataillons. Wir neun hielten treu zusammen und waren immer lustig und vergnügt. Gegen Mitte der Fahrt wurde durch Backschaftsbeschluß der immer heitere und überall gern gesehene Oberleutnant Beerbohm „wegen guter Führung" à la suite der Backschaft gestellt und durfte zuweilen mit uns an unserer Tafel speisen.

Nach diesem ersten etwas unruhigen Tage passierten wir gegen Abend Kap Finisterre und am nächsten Morgen hatten wir zur Linken wieder Land, die fruchtbare, weinreiche und auch geschichtlich berühmte Gegend von Torres Vedras und Mafra. Mafra enthält den mächtigen Escorial der Könige von Portugal, Palast, Kirche und Kloster zugleich; Mafra hat geholfen, Portugal zu ruinieren, und beim Tode seines Erbauers, Königs João V. (1750), waren die Staatskassen völlig erschöpft.

Bald tauchten die gewaltigen Felsmassen von Kap da Roca auf, mit dem freundlichen, weinberühmten Dörfchen Collares und mit der Serra de Cintra im Hintergrunde. Wohl die meisten Ostasiaten werden die Serra de Cintra mit den Ruinen des Maurenschlosses und den goldenen Kuppeln des Schlosses da Penha gesehen haben, und denen, welche in angemessener Nähe vorbeifuhren, wird der herrliche An-

blick in der Erinnerung geblieben sein. Es erinnert an Uhlands Schloß, das so hoch und hehr stand und weit über die Lande glänzte bis an das blaue Meer. Als ich im Herbst 1893 durch die herrlichen schattigen Anlagen der Serra de Cintra emporgeklettert war und oben an der Brüstung des Schlosses stand, war ich überrascht von dem herrlichen Ausblick; genau so, wie heute wir, fuhr damals ein Dampfer nach Süden, dem ich mit Sehnsucht nachsah. Das Schloß ist vom Titular-Könige Dom Fernando gebaut, der hier im Sommer zu wohnen pflegte.



Castello da Penha

Byron hat diese romantische und naturschöne Gegend in herrlichen Versen besungen, und beim Ueberschreiten des berühmten Meiling Passes in China haben sich der arme gefangene Portugiese Christovão Vieyra, und, mehr wie 270 Jahre später, der englische Gesandte Lord Macartney der Felsen und Schluchten von Cintra erinnert.[1])

Bei anbrechender Dunkelheit passierten wir St. Vincent, das „Heilige Vorgebirge" der Alten, welches drei großen Seeschlachten seinen Namen gegeben hat. Gleich darauf folgt Sagres mit seinem roten Leuchtfeuer. Mir war diese Gegend in wenig angenehmer Erinnerung infolge eines mächtigen Sturmes, den ich im Oktober 1893

an Bord eines kleinen englischen Dampfers auf der Fahrt von Lagos nach Lissabon durchmachte.

Sagres ist ein Ort von hoher geschichtlicher Bedeutung: hier lebte und wirkte Prinz Heinrich der Seefahrer, hier lagen das astronomische Observatorium, das See-Arsenal und die Kosmographenschule, und von hier schickte der Prinz, welcher den Grundstein zu Portugals Größe legte, seine Kapitäne auf Entdeckungen aus. Auf Sagres ist ihm ein Denkmal errichtet.

Jetzt verloren wir wieder das Land aus den Augen und fuhren auf den Eingang der Straße von Gibraltar zwischen den Kaps Trafalgar und Spartel zu. Ein paar Meilen nördlich unseres Kurses hatte das silberreiche Tartessus der Alten gelegen, dessen Entdeckung durch Kolaeus, wie Lelewel meint, für seine Landsleute dasselbe bedeutete, wie für die Spanier die Entdeckung der neuen Welt durch Columbus.[2]) Kap Trafalgar sahen wir nur in weiter Ferne; das Schiff hielt sich zunächst mehr an der afrikanischen Seite, so daß man Kap Spartel und Tanger recht gut betrachten konnte. Der mauritanische Name für Kap Spartel war Cotes, was die Griechen in Ampelusia, das Weinbekleidete, übersetzten.[3]) Jetzt sieht man nur nackte, kahle Felsen, und kein Mensch würde glauben, daß an diesen öden und steilen Hängen jemals Wein wachsen konnte. Tanger, das Tingis oder Tinge der Alten, die Heimatsstadt des berühmten arabischen Weltreisenden Ibn Batuta, hatte ich schon früher besucht.[4]) Mit dem Glase konnte ich sehr gut den Korso, den schönen weißen Strand östlich der Stadt erkennen, den Tummelplatz der Sportlustigen unter den Diplomaten und der europäischen Kolonie. Ich gewann bei meinem Besuch in Tanger den Eindruck, daß es auf die Dauer für die europäischen Familien ein wenig erfreulicher Aufenthalt sein müsse, und Herr von Ketteler, der hier eine kurze Zeit als deutscher Geschäftsträger geweilt hat, bestätigte mir dies.

Hauptmann v. Auer hatte die gute Einrichtung in der Kompagnie getroffen, daß nur wenig und kurzer Unterricht zu angesetzten Zeiten stattfand, dafür hatten die Zugführer aber das Recht, ihre Leute bei passenden Gelegenheiten zusammenzunehmen, um sie über interessante Begebenheiten bei der Fahrt, sichtbare Küsten, begegnende Schiffe, Tiere des Meeres usw. zu unterrichten. Die Leute hatten großen Wissensdurst und traten immer schon von selbst zusammen, wenn sich etwas Beachtenswertes zeigte. Die Straße von Gibraltar nun brachte des Interessanten genug; ich besaß gute Karten aus dem großen Stielerschen Atlas, sowie den kleinen See-Atlas von Perthes, und hatte außerdem schon früher die Straße von Gibraltar viermal durchfahren, so daß ich meine Leute hier gut unterrichten

konnte. Einige pflegten sich hierbei Notizen zu machen und haben wohl nach Hause geschrieben, wie schön und groß die Welt ist, was für seltene Völker und wunderbare Namen es gibt.

Zur Linken das alte ummauerte Tarifa mit seinem weißen Leuchtturm und zur rechten die berühmte Sierra Bullones, hielt das Schiff jetzt seinen Kurs mehr an der europäischen Seite, und bald tauchte das britische Gibraltar auf. Der Felsen von Gibraltar macht von dieser Seite aus, besonders von Algeciras gesehen, den Eindruck eines mächtigen Rammschiffes alter Art, und gleicht nicht wenig dem berühmten Panzer der Konföderierten, dem „Merrimac".

Inzwischen war auf dem Schiffe nach und nach alles in das richtige Geleise gekommen, und praktischer Dienst, Exerzieren, Zielen, Schießen, Turnen wurde abgehalten so gut es eben ging. Das Deck war hierzu je nach seiner Güte den einzelnen Truppenteilen abwechselnd zugewiesen, und diese mußten dann sehen, wie sie die Gelegenheit am besten ausnutzten. Viel kam natürlich nicht dabei heraus, aber die Leute mußten beschäftigt werden und in der Uebung bleiben. Griffe, Chargierung und Laufschritt auf der Stelle bildeten das Programm des Exerzierens; Freiübungen und Klimmziehen an der Decke des Promenaden-Decks waren die Hauptnummern beim Turnen. War Land in Sicht, dann wurde auf den Strand gezielt, und vorbeikommende Schiffe und Delphine wurden eifrig ausgenutzt. War garnichts vorhanden, dann hieß es: „Horizont aufsitzen lassen!" Zeigten sich übrigens größere Fische in einigermaßen treffbarer Nähe, dann stürzten sofort unbeschäftigte Offiziere mit Mauserpistolen und Revolvern hervor, um auf diese unglücklichen Tiere des Meeres ein Schnellfeuer zu eröffnen; eine Beute ist aber nie erlegt worden. Der Schießdienst mit scharfen Patronen wurde verschieden gehandhabt: an Stangen befestigte Scheiben wurden möglichst weit über Bord gehalten und dann von einem fernliegenden Punkte des Schiffes beschossen, oder aber ganz kleine Scheiben waren an T-förmigen Gerüsten angebracht und wurden dann einfach den Schützen gegenüber herausgeschoben und unter Feuer genommen. Ich suchte mir immer durch Vermittlung des Schiffs-Zahlmeisters oder des Oberstewarts alte Fässer und Kisten, leere Flaschen und Konservenbüchsen zu verschaffen, die an langen Leinen befestigt, hinten am Schiff über Bord gelassen und dann beschossen wurden. Aber auch diese Art des Schießdienstes war recht mühsam und wenig fruchtbar: Die Leinen rissen leicht, die Böden der Fässer und Kisten brachen aus oder diese füllten sich mit Wasser, und die nächsten Treffer hatten eine starke Sprengwirkung. Am besten ging es noch mit leeren Sektflaschen. Das Schiff hielt Kurs nach der afrikanischen Küste, und von der Gegend von Oran

an hatten wir zu unserer Rechten Algier, „das Land der Moscheen und Marabuts". Die Stadt Algier selbst liegt ein wenig zurück, aber die „Palatia" fuhr so nahe an der Küste entlang, daß ich mit dem Glase ziemlich gut die Terrasse und die Rampen der Stadt erkennen konnte, und weiter die Höhen von Mustapha und den Sahel bis Hussein-Dey. Hier, und besonders im wundervollen Jardin d'essai, hatte ich im September 1893 manche schöne Stunde verlebt. Auch am nächsten Tage noch hatten wir die afrikanische Küste neben uns, und zwar so nahe, daß man mit einem guten Glase die große Brücke über dem Eingang zum Kriegshafen Bizerta erkennen konnte.

Auf der Länge von Tunis wurde an diesem Abend der erste Geburtstag gemeinsam gefeiert, und unsere „Backschaft" hatte besondere Veranlassung vergnügt zu sein, denn das Geburtstagskind war einer der Unsrigen, Leutnant Plewig. Die Stimmung bei Tisch war die allerbeste, die Kapelle des II. Bataillons spielte, Rogge erzählte seine schönsten Geschichten, Schleinitz und Brandt machten ihre „kodderigsten" Bemerkungen und Hildebrand hatte mehr Durst denn je. Hauptmann v. Auer hatte vor einigen Jahren als Lehrer an der chinesischen Militärschule zu Tien-tsin gewirkt und begann heute seine Reihe von Vorträgen über das Land unserer bevorstehenden kriegerischen Tätigkeit. Diese Vorträge wurden dann und wann zwanglos nach Tisch gehalten und hatten für uns ein hohes Interesse.

Am nächsten Tage dampften wir dicht nördlich Gozo, Comino und Malta vorbei und sahen La Valetta in wundervoller Nähe und schönster Beleuchtung.

Am Sonntag, den 9. September, wurde der Geburtstag Sr. Königlichen Hoheit des Großherzogs von Baden gefeiert, und der nächste Tag war der in Port Said abgehenden Post gewidmet. Was einzelne Offiziere nicht nur in der Zeit vor dem Postschluß, sondern auch sonst, Tag für Tag, an Tagebüchern, Briefen und Karten geschrieben haben, war erstaunlich; es gab einige, die im Rauchsalon oder unten im großen Saale saßen und schrieben, man konnte kommen, wann man wollte. Ich glaube aber bemerkt zu haben, daß die, welche anfänglich am meisten geschrieben haben, später in China die ersten gewesen sind, die in eine gewisse Teilnamlosigkeit gefallen sind und am wenigsten wertvolle Eindrücke mit nach Hause gebracht haben.

Auf Port Said, unseren ersten Landungspunkt, waren die größten Erwartungen gesetzt, ich hatte aber meine näheren Bekannten gleich gewarnt. Denn, wenn ich auch selbst noch nicht dagewesen war, so hatte ich doch gehört und gelesen, daß sich hier so ziemlich der Abschaum der Bevölkerung von drei Weltteilen angesammelt habe.

Und in der Tat, viel Lobenswertes kann man von Port Said nicht sagen; das einzig gute scheinen drei wohlversehene Buchhandlungen zu sein. Was man sich im allgemeinen von Port Said vorgestellt hatte, bewies recht drastisch einer unserer jüngsten Leutnants, der in dieser Schmutzstadt plötzlich in weißen Hosen und dem sogenannten „Internationalen Waffenrock", d. i. unserem Gala-Waffenrock, auftauchte. Da in dem Araberdorf bei Port Said die Cholera herrschte, so durften die Mannschaften nicht an Land, und das war sehr gut: denn für unerfahrene und unbeaufsichtigte junge Leute ist Port Said ein übles Pflaster.

Hier begrüßten wir auch unsere „Darmstadt", den holländischen Kreuzer „Gelderland", welcher nach Delagoa Bay fuhr, um den Präsidenten Krüger zu holen, und ein französisches Truppenschiff für China. Alle wurden mit brausendem Hurrah begrüßt. Als der Franzose langsam vorbeifuhr, hörte ich inmitten des Getöses einen geängstigten Kapitän seinen Leuten zurufen: „Daß mir ja nicht ‚die Wacht am Rhein' gesungen wird!" Hier in Port Said verlor ich zu meinem größten Bedauern meinen Flügelmann und Entfernungsschätzer, einen braven Gefreiten, welcher typhuskrank an Land geschafft wurde.

Gegen 6 Uhr abends verließen wir Port Said und fuhren in den Kanal ein, welchen ich mir breiter vorgestellt hatte und in dem wir andauernd auffuhren. Die deutsche Post hatte uns leider nicht erreicht, dagegen hatten wir noch einen $^3/_4$stündigen Aufenthalt in Suez und konnten eine letzte Post vor Ceylon aufgeben. Ganz herrlich war hier die Beleuchtung: Das Wasser so blau wie in der blauen Grotte von Capri, und das Attâka-Gebirge (Dsjäbbel Attâka) mit seinen kahlen, sonnendurchglühten Steinmassen so nahe, als könnte man es greifen.

Ich nahm meinen Zug zusammen und erklärte den Leuten, daß hier etwa die Stelle sei, wo die Kinder Israels durchs Schilfmeer gingen und der verfolgende Pharao mit Roß und Reisigen ertrank. Man war früher der Ansicht, daß dieser Vorgang etwas weiter südlich bei Bedea stattgefunden habe, jetzt meint man aber annehmen zu müssen, daß die Gegend von Suez der vermutliche Schauplatz jenes biblischen Ereignisses war, wennschon es auch ganz andere Auffassungen in diesem Punkte gibt.[5]) Der Golf von Suez ist so schmal, daß man beide Ufer gut betrachten kann; sie zeigten sich in schöner Beleuchtung, aber unbewohnt, kahl und tot.

„Es hebt keine Palme
Die herrliche Kron' —
Kein Fußtritt verkündet
Den Wüstensohn." [6])

Daß man den Berg Sinai, wie behauptet worden ist, sehen kann, möchte ich bezweifeln, wir haben ihn jedenfalls nicht erblickt.

Jetzt traten wir in den Abschnitt unserer Reise hinein, der sich als der einzige unangenehme erweisen sollte, die Fahrt durchs Rote Meer. Unglücklicherweise wehte ein heißer Wind genau in unserer Fahrtrichtung und mit unserer Fahrtgeschwindigkeit, so daß wir uns während der ganzen Zeit in einem heißen windstillen Raum befanden. Am Donnerstag war die Hitze schon groß, aber immerhin noch erträglich, am Freitag, den 14. September, schwankte sie schon zwischen 37° C. im Schatten und bis 49° C. in den Schiffsräumen. Die Abkühlung nachts war ganz unbedeutend. Am meisten litten natürlich die Unteroffiziere und Mannschaften, die in den untersten Schiffsräumen und in der Nähe der Maschinen schliefen. Hier war es tatsächlich kaum zum aushalten; die Leute wälzten sich nackend auf ihrem Lager und konnten kein Auge schließen. So weit es der Raum gestattete, durfte oben auf Deck geschlafen werden, und den Unteroffizieren war ein beträchtlicher Teil des Offizier-Decks für die Nachtruhe eingeräumt worden. So begannen denn immer schon frühzeitig Unteroffiziere und Mannschaften mit ihrem Bettzeug aus den Luken herauszukrabbeln, um sich einen günstigen Platz zu sichern. Auch die Offiziere schliefen an diesen heißen Tagen wohl sämtlich auf Deck. Kraehe und ich konnten eine ganze Menge Hitze ertragen und litten verhältnismäßig wenig. Obwohl unsere Kabine an der Steuerbordseite, also der meist nach Süden gerichteten, lag, gelang es uns doch durch richtiges Lüften und mit Hilfe des elektrischen Windfächers unser Heim einigermaßen erträglich zu erhalten. Ich habe nur während der beiden — man kann wohl sagen — Höllennächte oben geschlafen, Kraehe einige Male mehr. Das Hauptmittel der Deutschen gegen große Hitze, das Trinken von kalten Getränken, wurde natürlich in ausgedehntem Maße angewendet. Kaltes Bier und Eislimonade wurden am meisten genommen, das in den Tropen so beliebte, auf die Dauer jedoch keineswegs zuträgliche Whiskey und Soda aber so gut wie gar nicht. Mit den kalten Getränken hatte es auch sein Ende, denn plötzlich kam die schreckliche Nachricht: „Es gibt kein Eis mehr." Wohl war noch Eis vorhanden, aber der Eisraum war gesperrt worden; er mußte in diesen schrecklichen Tagen gesperrt bleiben, weil die Gefahr vorlag, daß er beim nächsten Oeffnen infolge der einströmenden Hitze gänzlich zusammenschmelzen würde. Selbst für Schwerkranke und Sterbende war an diesen Tagen kein Eis zu haben. Das Schiff war nicht für die Tropen gebaut, die hierfür gemachten Einrichtungen waren nur von vorübergehender Art und nicht durchweg den Angriffen einer derartigen

Hitze gewachsen. Das Wasser war auch ganz warm und Baden daher nur eine geringe Erfrischung, aber eine Erfrischung war es doch. Die Mannschaften wurden abgespritzt. Meine beiden rauhhaarigen Pinscher hatte ich ganz kurz scheeren lassen, und dazu wurden sie alle zwei Stunden mit Wasser begossen. Beim Duschen nahmen sie Bartels und Brandes, einer meiner Entfernungsschätzer, gewöhnlich auf den Arm und hielten sie unter den Strahl.

Auf anderen Schiffen sind aus wasserdichtem Segeltuch große Badewannen auf Deck hergestellt worden, und es wurde erzählt, daß zwei etwas starke Herren während der heißesten Zeit eigentlich andauernd in einer solchen Wanne gesessen hätten. Dies Mittel ist nicht neu in jenen Gegenden: schon Marco Polo[7]) erwähnt es als Eigentümlichkeit der Bewohner von Ormuz, und Linschoten bestätigt es. De Vries, welcher die Angaben des letzteren bespricht, fügt hinzu, daß Engländer und Holländer jährlich viele Menschen in diesen Strichen durch die Hitze verlieren. Aber, meint er trocken, „einige bringen sich auch ins Verderben durch einen gewissen Trank, genannt Palepunschen, gemischt aus Branntwein, Citronensaft, Zucker und Rosenwasser".[8]) Auch das sollte sich bei uns bestätigen, denn die, welche in diesen Tagen schlapp und krank wurden, hatten zumeist eine kleine Schwäche für solche gemischte oder gar ungemischte Getränke.

Sehr interessant war es zu beobachten, wie sich die verschiedenen Charaktere bei der zunehmenden Hitze benahmen und wie sie sich zu schützen versuchten. Benachbart unserer Kabine wohnten zwei gute Freunde, die auch nicht wenig über das mitleidslose Himmelsgestirn klagten, und von denen der eine noch außerdem vom „Roten Hund" in übler Weise heimgesucht wurde. Der „Rote Hund" ist ein nesselartiger juckender Ausschlag der Haut und wird durch die Hitze und den Gebrauch des Seewassers verursacht. Ein jeder wird von ihm mehr oder weniger ergriffen, und die Seeleute behaupten sogar, daß die, welche unberührt bleiben, in einer ungesunden Haut stecken. Waschen mit Süßwasser verschafft einige Erleichterung und, um seinem Herrn diesen Luxus verschaffen zu können, schlich der treue Bursche dieses Vielgeplagten im ganzen Schiff umher und „entnahm" den Trinkwasserbehältern ihre Flüssigkeit, um Wasser für ein Bad zusammen zu bekommen. Sein Kabinenkollege bewegte sich in ihrem engen Kreise während dieser heißen Tage nie anders als in des Menschen Tracht vor dem Sündenfall, wobei er jedoch nie versäumte, beim Schlafen als Bettdecke mit gefalteten Händen ein kleines gesticktes Sophakissen festzuhalten.

Es war klar, daß bei diesen außergewöhnlichen Verhältnissen der stramme deutsche Uniformsitz nicht aufrecht erhalten werden

konnte. Ueber einen Hauptmann mußten wir besonders lachen. Er hatte sich in der Nordsee und im englischen Kanal als Offizier von ganz strenger Auffassung und altpreußischer Einfachheit und Enthaltsamkeit aufgespielt, und erschien u. a. auf Deck nie anders als „umgeschnallt“ und in schweren Reiterstiefeln M 71 mit hohen Absätzen und langen Sporen. Jetzt kam er in weißen Hosen und ganz bescheidenen Morgenschuhen und soll sogar ohne Kragen erblickt worden sein. Ja, ein tieferer Beobachter brachte ihn sogar in den Verdacht, ein zwar unsichtbares, aber doch nötig erachtetes Bekleidungsstück nicht mehr anzulegen, dessen unerlaubtes Fehlen bei Tage und Vorhandensein bei der Nacht dem Soldaten einen „Rapport im Ordonnanz-Anzuge“ einzubringen pflegt. Alle beschwerenden Bekleidungs- und Ausrüstungsstücke wurden selbstverständlich allgemein abgelegt; nur hie und da ein Arzt konnte sich nicht von seinen Mobilmachungssporen trennen.

Die Mannschaften gingen allgemein barfuß und durften außerdem Unterkleidung und Halsbinden ablegen; anstatt der Diensthemden wurden Maschenhemden gestattet. Zum Dienst wurde hierzu nur die Khaki-Jacke angelegt; Kopfbedeckung mußte dagegen stets getragen werden. Die Leute, welche auf Deck keinen Platz hatten und unten in ihren Betten schliefen, befanden sich in dem schon vorher beschriebenen einfachen Anzuge, aber ohne Sophakissen. Die Räume unter Deck wurden nachts häufig von Offizieren nachgesehen. Abgesehen von diesem meinem Dienst, kam ich auch sonst jeden Abend herunter, um meine Hunde zu holen und oben zu lüften. Der Anblick und die Luft unten waren recht übel und erinnerten mich an die so oft gelesenen Beschreibungen des Innern von Sklavenschiffen. Es mußte besonders häufig und mit Energie dagegen eingeschritten werden, daß sich die Leute in ihrem Wunsch nach frischer Luft zu nahe an die Lucken und Luftschächte legten und damit der Gefahr des Herunterstürzens aussetzten.

Am Sonnabend den 15. September erreichte die Hitze ihren Höhepunkt, und für mich begann der Tag in recht unangenehmer Weise. An Bord befand sich ein schwarzer Hund, ein kynologisches Ungeheuer, ein Mittelding zwischen Box und Metzgerhund, welcher schon von Bremerhafen an mit meinem Hunde in Feindschaft lebte; wo sich die beiden trafen, begann eine gefährliche Beißerei. Unglücklicherweise begegneten sie sich auch an diesem Morgen im Kabinengang, und das bei weitem größere und stärkere „Kastormännchen“ biß meinem Hunibald den oberen Vorderlauf durch. Der an Bord befindliche Roßarzt — leider später in China in seinem Beruf gestorben — nähte und verschiente das Bein, ohne jedoch in Anbe-

tracht der Umstände viel Hoffnung zu haben. Aber trotz der Höllenhitze heilte der Schaden wider Erwarten auffallend schnell und gut, und auf Ceylon konnte der Hund schon wieder herumjagen, als hätte ihm gar nichts gefehlt. An demselben Abend machte „Kastormännchen“ noch einen Angriff auf einen arglos vorbeigehenden Heizer und wurde nun auf Antrag des Kapitäns vom Transportführer verurteilt, von jetzt an immer an der Leine geführt zu werden. „Kastormännchen“ besaß wenige Freunde an Bord. Es war daher kein Wunder, daß sich Stimmen erhoben, welche dieses Urteil des Transportführers zu milde fanden, und behaupteten, das schwarze Tier müsse wegen angehender Tollwut zum „Kielholen ohne Leine“ verurteilt werden. Sein Herr aber nahm derartige Andeutungen sehr übel. Es war übrigens für den allgemeinen Frieden ein Glück, daß „Kastormännchen“ an der Leine geführt werden mußte. Denn die Leute der 1. Kompagnie und besonders meines Zuges, bei denen Huni sehr beliebt war, hätten seinen schwarzen Gegner vielleicht bei der ersten Gelegenheit ungesehen über Bord befördert. Die übrigen auf dem Schiff befindlichen Hunde vertrugen sich ausgezeichnet und alle erreichten glücklich das Reich der Mitte. „Kastormännchen“ aber mußte recht bald wieder die Heimreise antreten.

Gegen Mittag wurde die Hitze unerträglich, und das Lazarett und das Deck füllten sich mit Kranken. Am Abend starb der Bademeister und in der Nacht der zweite Stewart, während ein Mann unseres Regiments im Sterben lag und nur durch die aufopfernde Tätigkeit eines Assistenz-Arztes und seiner Gehilfen gerettet worden ist. Es hieß, der Mann sei 37 Jahre alt und habe neun Kinder, aber alle neun auf dem Kirchhofe. Es mag dies übertrieben sein, aber körperlich absolut unbrauchbare Leute dieser Art sind tatsächlich hinausgeschickt worden, ebenso wie nicht wenige andere, die moralisch noch unbrauchbarer waren. Es war dies direkt gegen die Allerhöchst geäußerte Willensmeinung bei Bildung Seines Expeditions-Korps, und diesem gereichte es sicherlich zum Schaden.

Es war eine unheimliche Nacht, die von Sonnabend auf Sonntag. Die Luft war heiß und schwer und die Stimmung gedrückt. Nur einmal kam für kurze Zeit Luft und Leben in das Schiff. Der Kapitän machte Kehrt und fuhr nun gegen den Wind, wie behauptet wurde, um seinen unrichtigen Kurs zu verbessern, wahrscheinlich aber, um Luft in die Schiffsräume zu bringen und sein Personal vor einem Desaster zu bewahren. Denn die, welche am meisten litten und versagten, allerdings ja auch die größte Arbeit und Anstrengung hatten, waren die Schiffsmannschaften.

Am Sonntag 5 Uhr 50 Minuten früh war Beerdigung und Gottesdienst. Alle Sonntagmorgen hatten wir Schiffs-Gottesdienst, der für die Evangelischen, d. h. in diesem Falle die große Mehrzahl, von Major v. Freyhold abgehalten wurde. Es war dies stets eine sehr würdige und ergreifende Handlung. Ohne pastoralischen Pathos, aber mit ernster, feierlicher, sympathischer Stimme vorgetragen, machten die schönen Worte aus der Predigtensammlung für die Marine stets einen tiefen Eindruck. Wenn die Stelle kam, welche von dem brausenden, wallenden Meere spricht, von der fernen Heimat, vom Segen über das Herrscherhaus und über die Schiffe, die auf dem Meere sind, dann habe ich manchen Khaki-Krieger eine Träne zerdrücken sehen, — und das waren die schlechtesten nicht. Ich möchte an dieser Stelle der schönen Meereslitanei gedenken, welche die alten arabischen Mekkapilger während der Fahrt auf dem Rothen Meere zu beten pflegten, und die uns Ibn Batuta überliefert hat.[9])

Heute war es besonders feierlich: die Luft war entsetzlich schwül und unheilschwanger; vor uns lagen zwei Leichen, eingenäht für ihre letzte Reise, und es schien, als sollten noch weitere hinzukommen. Als die kurze Predigt beendigt war, die Leichen gesegnet und in die Salzflut hinuntergetaucht waren, als das Schiff seinen mächtigen Bogen schlug und die Flaggen auf Halbmast gingen, da herrschte Totenstille in der Versammlung. Dann ging alles schweigend auseinander, um zu finden, daß das halbe Promenaden-Deck ein Lazarett geworden war. Die Besatzung versagte in bedenklichem Umfange: fast alle Stewarts und ein großer Teil der Heizer mußten durch unsere Leute ersetzt werden, und wäre nicht am Nachmittage gegen 3 Uhr eine frische Brise vom Golf von Aden her gekommen, dann hätten wir vielleicht ein paar Leichen mehr gehabt, ehe wir Bâb-el-Mándeb, das Tor des Schmerzes, passierten.

Es sind bittere Wehklagen erhoben worden über die Leiden unserer Truppen im Rothen Meer, man hat harte Vorwürfe gemacht und behauptet, dies hätte vermieden werden können. Der Satz in einem der sogenannten „Hunnenbriefe“: „Hier sterben die Leute wie die Fliegen und werden noch warm ins Meer geworfen“, bezieht sich auf die „Palatia“ mit ihren beiden Toten. Ich möchte feststellen, daß derartige Wehklagen vollkommen ohne Berechtigung sind. Wohl hätte vielleicht hie und da eine bessere Vorkehrung getroffen worden sein können, aber im allgemeinen sind wir so gut und bequem und glücklich an das andere Ende der Erde geschafft worden, wie es überhaupt nur möglich ist. Man lese nur Beschreibungen von Truppentransporten bei überseeischen Kriegen, die noch gar nicht so weit zurückliegen, wo es noch keine Dampfschiffe und keinen Suez-Kanal

gab, und wo die Leute an Skorbut und Cholera wirklich „wie die Fliegen" starben!

Im übrigen stand es Jedem frei, dem Rufe des Kaisers zu folgen oder nicht, und wer sich meldete, wußte ja, daß es sich um keine Vergnügungsreise handelte. Wo es heißt: „Freiwillige vor!", da handelt es sich nicht um müheloses Abschütteln reifer Pflaumen. Wo es heißt: „Freiwillige vor!", da wird Entsagen, da werden Taten verlangt.

Das Rote Meer ist immer seiner fürchterlichen Hitze und seiner Klippen wegen berüchtigt gewesen, in Sonderheit die Strecke zwischen Kamerân und Perîm. Als erster seit dem Altertum hatte hier im Jahre 1513 Affonso d'Alboquerque, Portugals größter General-Kapitän von Indien, gekreuzt. Nach der vergeblichen Belagerung von Aden hatte er die Straße von Bâb-el-Mándeb passiert und war nach Norden gesegelt, um den Sultan von Aegypten im eigenen Lande anzugreifen. Auch ging er mit dem etwas abenteuerlichen Plane um, Medina anzugreifen, die Gebeine des Propheten zu entführen und dafür das Heilige Grab in Jerusalem von den Moslims einzutauschen. Aber widriges Wetter hinderte ihn, weit über Kamerân nach Norden vorzudringen, im heißen Klima verlor er viele Leute und schließlich war er froh, als er aus diesem „purgatorio", wie es Barros nennt, diesem Fegefeuer wieder hinaus war. Noch schlimmer aber erging es dem zweiten Erkunder des Roten Meeres, Lopo Soares d'Albergaria, welcher einige Jahre später gegen 800 Mann durch Schiffbruch, Krankheit und Hitze in diesen Gewässern verlor.[10])

Gegen 4 Uhr passierten wir die Straße von Bâb-el-Mándeb nördlich Pêrim. Die Insel macht einen trostlosen Eindruck, und für den englischen Posten muß es ein wahrer Verbannungsort sein. Die Alten nannten sie die Insel des Diodorus und berichten, daß die Meeresstraße zwischen Arabien und der Insel so schmal und seicht sei, daß man zu Fuß durchwaten könne, und die Barbaren der benachbarten arabischen Küsten auf diesem Wege Einfälle in die Insel machten.[11]) Die Wiederentdecker, die Portugiesen, nannten sie Ilha da Vera Cruz, die Insel des Wahren Kreuzes.[12])

Als wir aus dem Meerbusen von Aden herauskamen, erhielten wir zwischen Somali und Socotra den Südwest-Monsun mit ziemlicher Heftigkeit in die Steuerbordseite; mit ihm kam frische Luft und Wellengang mehr als Manchem lieb war. Durch Socotra waren wir aber sofort wieder gegen diesen Wind geschützt. Wir hielten uns dicht am Nordrand dieser Insel, die so groß ist wie die Rheinpfalz oder wie Oldenburg, deren Bevölkerung den Ethnologen viel Kopfzerbrechen gemacht hat und die berühmt war wegen ihrer Hexen-

2*

meister und ihrer guten Aloë.[13]) Jetzt weht auch über ihr die britische Flagge.

In Port Said hatten wir arabische Wäscher an Bord genommen, die nun die Offizierwäsche in Angriff nahmen und an die Stelle der Schneider traten, welche an den Khaki- und Tropenanzügen bis jetzt gearbeitet hatten. Denn diese waren zu einem nicht geringen Teile so mangelhaft zugeschnitten, saßen so schlecht und waren noch dazu aus so unholdem Stoff verfertigt, daß es recht betrübend war. Ein Haus hatte Stoff geliefert, der nicht anders aussah wie bessere Packleinewand, und ein anderes Geschäft ein Zeug, das durch Waschen hell und heller wurde und schließlich eine Färbung hatte, welche zwischen Kanarienvogel-Gelb und Gummi-Gutti liegt.

Alle Abend vor dem Essen war eine Stunde französischer Unterricht auf Deck, während der englische Unterricht sich schon nach der ersten Stunde zerschlagen hatte, und sich, glaube ich, nur noch auf einen ganz kleinen Kreis beschränkte. Der französische Lehrer beherrschte die Sprache vollkommen und erwies sich als ein vorzüglicher Schulmeister, aber für die besonderen Anforderungen dieses Falles, meine ich, war seine Methode nicht ganz richtig zugeschnitten. Er konnte auf höchstens 35 Unterrichtsstunden rechnen und diese durften nicht zur Hälfte mit lautem Konjugieren von avoir und être „und nun noch mal von rückwärts, meine Herren!“ verwendet werden. Wer vom französischen Hülfszeitwort keine Ahnung hatte und auch nicht in der Lage war, selbständig diese Lücke an der Hand der zahlreich an Bord vorhandenen Lehrbücher auszufüllen, auf den mußte eben verzichtet werden. Dagegen würden selbst die, welche über bessere französische Kenntnisse verfügten, dankbar gewesen sein, wenn die geläufigen Redewendungen und Umgangsformeln besprochen worden wären und nach und nach durch andauernde Unterhaltung Zunge und Ohr selbst der Unfertigsten eine gewisse Uebung erhalten hätten. So war der Erfolg der, daß Leute, die an Bord der „Palatia“ die eifrigsten Sänger im Chor: „qu'ils eussent eu — que vous eussiez eu etc.“ gewesen waren, in China nicht in der Lage waren, auch nur die einfachste Frage eines französischen Offiziers zu verstehen oder selbst einen Satz herauszubringen. Durch Umgang und Uebung aber lernten diese selben Offiziere sich in ganz kurzer Zeit leidlich zu verständigen.

Der russische Unterricht an Bord beschränkte sich auf den ältesten Bataillons-Kommandeur als Schüler und den jüngsten Leutnant des Regiments als Lehrer.

In den Reisebeschreibungen aus der Zeit der Segelschiffe liest man so viel von allen möglichen Seetieren, die auf der Fahrt an-

getroffen wurden und Leben und Abwechslung in die Eintönigkeit der Seereise brachten. Wir sahen eigentlich gar nichts. Wohl ist die Zahl der großen Seetiere durch die Nachstellungen des Menschen vermindert worden, aber die Hauptschuld an dem Ausbleiben der Geschöpfe der Tiefe trägt das stampfende und eilende Dampfschiff, welches auch in dieser Hinsicht der Meerfahrt einen großen Teil ihrer Poesie genommen hat. Am meisten sahen wir noch die fliegenden Fische des Roten Meeres und des Indischen Ozeans, von den alten arabischen Reisenden so treffend „die Wasser-Heuschrecke“ genannt.[14])

Am 22. September fuhren wir dicht südlich der Insel Minicoy vorbei. Die kleine Insel macht einen freundlichen Eindruck und ist ganz mit Kokospalmen bedeckt, der Haupteinnahmequelle der Bewohner. Jeder von ihnen besitzt seine eigenen Bäume, und die Reichsten haben ihrer bis zu 2000. Die Insel ist sehr gut mit Trinkwasser versehen, und ihre Hauptausfuhrwaren sind Kokosnüsse, Kokosfasern, Kaurimuscheln, Palmzucker und gesalzene Fische. Die Bewohner, 2000 bis 3000 an der Zahl, sind Mohammedaner, sprechen die Sprache der Malediven und sind bekannt als gute Seeleute. Die Insel wird sehr durch Ratten geplagt, besonders aber durch Moskitos. ,,Eine sehr unangenehme Besonderheit dieses Ortes,“ sagt Kapitän Basevi, „sind die Legionen von Moskitos, und zwar von einer Sorte, wie ich sie bösartiger sonst nie getroffen habe; sie sind sehr klein, aber sehr beharrlich und beißen durch alles. Alle Eingeborenen schlafen hinter Kalikovorhängen. Eine der Strafen für gemeine Vergehen besteht darin, den Schuldigen nachts nackend in ein Haus einzuschließen.“ Zum Entgelt für Moskitos und Ratten ist Minicoy aber frei von der Pest des indischen Festlandes, den Tigern, giftigen Schlangen, Skorpionen, Tausendfüßen und Krähen.[15])

In der Abenddämmerung des nächsten Tages begrüßte uns das dreifache Blitzlicht des Leuchtturms von Colombo, und nach einigen Stunden gingen wir auf der Reede der ersehnten Stadt vor Anker. Am nächsten Morgen war schon Alles sehr früh auf Deck, und ein fremdartiges Bild bot sich unseren Augen: das Schiff war umschwärmt von einer Flottille von Ruderboten, Ausleger-Canoes und Catamarams, und einige 100 m von uns lag die indische Welt.[16])

Nicht weit von uns ankerte ein englischer Dampfer, welcher kurz vorher vom Kaplande eingetroffen war und Buren-Gefangene brachte. Schon zur Zeit der holländischen Herrschaft ist Ceylon als Verbannungsort für besiegte oder unbequeme malayische Fürsten und Prinzen beliebt gewesen, die Engländer haben diese Praxis mit übernommen, und der letzte bekannte Staatsgefangene auf Ceylon vor Ankunft der Buren-Gefangenen war Arabi Pascha aus Aegypten.

Artikel 24 des Freundschaftsvertrages zwischen dem Königreich Preußen und der nordamerikanischen Republik vom Jahre 1785 — in den Hauptpunkten von Friedrich dem Großen und Benjamin Franklin aufgestellt — verlangt, daß Kriegsgefangene nicht in ferne, ungesunde Gegenden verschickt werden sollen.[17]) Inzwischen sind 115 Jahre vergangen, die Aufklärung hat gewaltige Fortschritte gemacht, und das Kriegsvölkerrecht ist milder und menschlicher geworden; die Brüsseler Konferenz und der Haager Friedenskongreß haben getagt und haben gewirkt, aber Großbritannien zerstreut seine Kriegs-Gefangenen über die halbe Welt. Wir sahen wie die Buren — darunter auch, wie gesagt wurde, General Viljoen — ausgebootet und an Land geschafft wurden; dann gingen sie weiter ins Innere.

Am Vormittage durften wir an Land, Unteroffiziere und Mannschaften diesmal auch.

Als die immer weiter nach Süden vordringenden Kapitäne Heinrichs des Seefahrers am Grünen Vorgebirge zuerst der tropischen Landschaft der Westküste Afrikas ansichtig wurden, konnten sie nicht genug Worte finden, um ihr Entzücken über die Pracht und Schönheit der südlichen Natur auszudrücken. „Und meynes bedunckes," sagt Alvise da ca Da Mosto in Jobst Ruchamers alter Uebersetzung, „als ich ann viel orthe geschyffte hab, gegen auffgange und nydergang, so hab ich kein schöner Ding gesehen, dann das ende an dysem Strame."[18]) Und doch kamen die Portugiesen aus einem der herrlichsten Länder Europas. Wie hätten da beim Betreten von Ceylon unsere braven Deutschen nicht in Entzücken geraten sollen! Ein Teil von ihnen war nie über Hinterpommern und die Lande an der Weichsel herausgekommen, nur im Vorüberfliegen und von weitem hatten sie einen Begriff von anderen Ländern erhalten, und befanden sich nun nach einer langen, heißen Meerfahrt plötzlich im Paradiese der Erde. „A Paradise of Palms, Pearls, and Perfumes" nennen es seine glücklichen Besitzer, die Spur des ersten Menschen wird noch heute auf dem Adams Peak gezeigt, und wenn Schönheit der Natur den Anspruch begründet, das Paradies der Erde zu sein, so steht Ceylon wahrlich keinem anderen Lande nach.[19])

Es mag hier erwähnt werden, daß die Stadt, welche wir nun betraten, nichts mit dem Entdecker Amerikas, Christófano Colombo, zu tun hat, wie vielfach angenommen wird. Der Name entstand vielmehr aus einem ursprünglich singhalesischen Worte, welches die Araber zuerst in Kalambu und die Portugiesen dann in Colombo umgestalteten.[20]) Von den Holländern wurde die Stadt im Jahre 1656 den Portugiesen abgenommen, nachdem sie 150 Jahre lang der Haupt-

sitz der portugiesischen Macht auf Ceylon gewesen war. Seit 1802 gehört die Insel zu England.

Ich hatte mit den Oberleutnants v. Kühn und Beerbohm und dem Leutnant Freiherr v. Wangenheim, alle von unserer „Backschaft", verabredet, daß wir uns stets gemeinsam die Sehenswürdigkeiten ansehen wollten. Auch waren wir übereingekommen, immer unsere Burschen oder Entfernungschätzer mitzunehmen, damit auch diese uns näher stehenden Leute möglichst viel zu sehen bekämen. So zogen wir vier denn in Begleitung von fünf Leuten und meinen beiden Hunden hinüber, um uns zunächst Colombo anzusehen, Geld zu wechseln und einige Einkäufe zu machen, dann aber besonders in die Umgegend zu fahren und uns die schöne Tropennatur zu beschauen. Wir mieteten zwei Wagen und in Begleitung von den beiden Hunden und in schönster Stimmung ging es über Galle Face, Kollupitiya (gewöhnlich Colpetty genannt) nach dem etwa 12 km südlich Colombo gelegenen Mount Lavinia. Die Landschaft dieses Teiles von Ceylon ist wunderbar schön, und Ernst Haeckel hat diesen „üppigen Paradiesgarten" mit begeisterten Worten beschrieben.[21])

Wir sahen einen heiligen Bo-Baum und den indischen Feigenbaum oder Banian mit seinen riesigen Luftwurzeln. Die schlanke Arekapalme ist sehr häufig, ebenso wie die anmutige und nützliche Kitulpalme. An der See bei Lavinia war ein ganzer Kokoshain. Im Garten eines Bungalow von Colpetty sah ich ein herrliches Exemplar der Flamboyante (Poinciana regia) von Madagascar, einer alten Bekannten aus dem südlichen Florida. Von den Kokospalmen von Ceylon hat schon Megasthenes berichtet, und auch der Banian war den Alten wohlbekannt.[22])

Etwa auf der Hälfte der Fahrt nach Lavinia machten wir Halt und stiegen bei einer freundlichen Singhalesen-Hütte ab, deren Bewohner uns sofort einige Schemel herausbrachten und unseren Tieren Wasser reichten.

Die Hütte war ganz mit Bananen umgeben, und einige große Mangobäume gaben uns Schatten.

Die Bananen erreichen auf Ceylon eine wunderbare Vollkommenheit, sowohl die Pflanzen mit ihren riesigen saftig-grünen Blättern, als auch die Frucht. Die Banane wird auch Adamsfrucht oder Paradiesfeige genannt, und ist von orientalischen Christen als die Frucht erklärt worden, durch welche Eva und Adam im Paradiese verführt wurden. Man hat die Bananenfrucht eine Art Pudding genannt, der auf den Bäumen wächst, und A. v. Humbold hat sie als

den Hauptbestandteil der Nahrung von Millionen von Menschen bezeichnet, welche die beiden Indien bewohnen.[23])

Im Hotel Lavinia setzten wir uns zu einem tadellosen Frühstück, im ganzen östlichen Asien „Tiffin“ genannt, nieder. Die „Punka“, der indische Windfächer, führte uns von oben Kühlung zu, und wir labten uns an erfrischenden Getränken und den gepfefferten und gewürzten Genüssen des Orients. Wir waren in der allerrosigsten Stimmung und hatten eine kindische Freude an den unbekannten und seltsamen Gerichten und Früchten. Unsere Burschen hatten inzwischen ebenfalls nicht schlecht gelebt, und Hunibald und Heidrun waren auch nicht zu kurz gekommen.

Während die Wagen zur Rückfahrt bespannt wurden, gingen wir in den Kokoshain am Meer und ließen die Hunde baden. Hätte ich vorher von dem Abenteuer gelesen, welches der Bullterrier eines nach China gehenden Diplomaten nicht weit von hier mit einem Haifisch hatte, so hätte ich mich gehütet, die Hunde durch Steine und Kokosnußschalen möglichst weit ins Meer hinein zu locken.[24])

Die Singhalesen machen einen durchaus angenehmen Eindruck. Schade nur, daß sie durch Betelkauen ihre Zähne so verunzieren. Mann und Weib sind fast gleich gekleidet, von gleicher Figur und ähnlichen Gesichtszügen, so daß man häufig nicht recht weiß, wen man vor sich hat. Die kleinen Kinder gehen nackt.

In Colombo machten wir zuerst die Bekanntschaft der Rickscha, jenes von Japan über ganz Ostasien verbreiteten zweirädrigen, durch einen Kuli gezogenen Fahrzeuges. Auf Ceylon hat die Rickscha erst 1884 ihren Einzug gehalten. Auf unsere Leute machte sie einen großen Eindruck und hat ihn auch fernerhin ausgeübt. Ich glaube, es gewährte ihnen eine gewisse Genugtuung, von einem menschlischen Wesen gezogen zu werden, und es war außerdem bequem und billig. Ich bin überzeugt, daß man über das ganze deutsche Reich hin in den Wohnungen der alten Ostasiaten zumeist zwei Dinge vorfinden wird: an der Wand das Bild des Chinakriegers in einer Rickscha und im Glasschrank der guten Stube einen kleinen chinesischen Weiberschuh.

Nachdem wir noch den großen Buddha-Tempel in Colpetty besichtigt hatten, kehrten wir gegen 5 Uhr 30 Minuten abends auf die „Palatia“ zurück. Wir brachten herrliche Eindrücke mit und waren höchst befriedigt von diesem Tag, und dies um so mehr, als wir an Bord merkten, daß Andere ihre Zeit weniger gut angewendet hatten.

Der Leuchtturm von Colombo ist 132 Fuß hoch und sein dreifaches Blitzlicht verfolgte uns noch lange auf unserer Fahrt nach

Süden: es bezeichnete für uns Zurückschauende einen Ort von paradiesischer Schönheit, wo wir glücklich gewesen waren.

Die nächsten Tage erfreuten uns durch meist prachtvollen Sonnenuntergang, den wir während der französischen Unterrichtsstunde zu beobachten Muße fanden, und der nur ein wenig gestört wurde durch den Chor der Sänger: „J'eus eu, tu eus eu, il eut eu."

Ein wirklicher Sängerchor hatte sich dagegen bei der 1. Kompagnie zusammengefunden, und alle Abende vor dem „Lunten und Pfeifen aus" gab er uns einige mit Empfindung gesungene Proben zum besten. Sie hatten ihre eigenen Verse gemacht, die nach volkstümlichen Melodien von einem Solosänger vorgetragen und vom Chor begleitet wurden.

In diesen Tagen begannen auch die Besichtigungen, ohne die, wie es scheint, heutzutage die deutsche Armee keine vier Wochen bestehen kann. Am 27. September hatte das II. Bataillon Besichtigung im Felddienst — risum teneatis, amici? — und wir am nächsten Tage Vorstellung in „Einzelgriffen" und „Chargierung".

Der nächtliche Himmel war meist wolkenlos, klar und durchsichtig, und je mehr wir uns den südlichen Breiten näherten, je mehr verschwand der heimatliche Sternenhimmel, und neue Bilder erschienen.

Wer das Meer befährt und die See rauschen hört und außer ihr nichts sieht als sein Schiff und den Himmel über sich, der ist mehr wie andere Menschen geneigt, seinen Blick nach oben zu richten und sich mit dem Verschwinden der alten und dem Kommen neuer Gestirne zu beschäftigen. Marco Polo und Da Mosto sahen den „Großen Bären" verschwinden, das letzte Wahrzeichen ihrer Heimat; Amerigo Vespucci und Pigafetta begrüßten freudig das „Südliche Kreuz", welches Dante in herrlichen Versen gefeiert hat. Unser großer Humboldt hat diesem berühmtesten Sternbild des südlichen Himmels einige der schönsten Abschnitte seiner Schriften gewidmet.[25])

Auch auf unserem Schiffe wurde an diesen Abenden der Sternenhimmel eifrig beobachtet; Karten, so weit vorhanden, wurden auf Deck gebracht und die unbekannten Gestirne eifrig besprochen. Besonders das „Südliche Kreuz" wollte jeder sehen. Ich gehörte zu den wenigen unter uns, die es von früher kannten: an der Straße von Yucatan, am St. Antonio-Riff von Cuba, hatte ich es Ende Februar 1895 in drei aufeinander folgenden Nächten beobachtet. Ich verfolgte, wie es stieg, um 3 Uhr nachts senkrecht stand, und dann wieder langsam auf die Seite fiel. Jetzt zeigte man mir unbekannte Sternbilder und fragte mich, ob es nicht das Kreuz des Südens sei, aber ich mußte stets verneinen. Später stellten wir fest, daß zu jener

Jahreszeit das „Südliche Kreuz" in den frühen Nachtstunden überhaupt nicht in diesen Gegenden sichtbar ist.

Am Tage erhielten wir zuweilen einen Schauer warmen Tropenregens, aber die Nächte waren stets klar; gegen 10 Uhr holte ich gewöhnlich meine Hunde, um ihnen auf dem Vorderschiff etwas Bewegung zu verschaffen. Es herrschte zu dieser Zeit eine wohltuende Ruhe auf dem Schiff, nur unterbrochen durch das „Glasen" der Schiffsglocke und den klagenden Gesang des Luckaus: „A—l—l—es—wohl!" Denn das gleichmäßige Stampfen der Maschine hört man ebensowenig, wie das Tick-Tack einer Zimmeruhr; es ist eine angenehme Schlummermusik, und der Schlafende wacht auf, wenn die Maschine plötzlich stillsteht.

Unser Aufenthalt in Singapur sollte nur kurz sein, aber schließlich waren fast vier Tage vergangen, ehe wir die Weiterreise antreten konnten. Die „Palatia" lag an den ersten beiden Tagen auf der Reede vor Anker, legte dann aber am 2. Oktober an den Tanjong Pagar-Docks an.

Singapur ist das reine Völker-Museum; außer der überwiegenden Zahl der Chinesen und den eingeborenen Malayen findet man hier Vertreter der meisten Völker Asiens und aller seefahrenden Nationen der Welt. Nicht weit von uns ankerte ein großer japanischer Panzer, welcher auf einige unserer jüngeren und jüngsten Herren seine Anziehungskraft ausübte, während die zahlreichen niedlichen Gaishas in der Stadt das ethnologische Interesse der Mehrzahl von uns in Anspruch nahmen.

Singapur ist ein Handelsplatz mit alter Geschichte, und war nur zur Zeit der Entdeckungen und Eroberungen der Portugiesen durch Malakka verdrängt und totgemacht. Camões erwähnt es in seinen „Lusiaden", und Barros gibt uns Nachrichten über seine alte Bedeutung.[26]) Dann hat es mehrere Jahrhunderte unbeachtet gelegen, bis es der Weitblick von Sir Stamford Raffles, einem der genialsten Kolonial-Männer des 19. Jahrhunderts, erspähte und zu einer britischen Kolonie auserkor.

Zur Besichtigung der Sehenswürdigkeiten von Singapur hatten wir uns wieder zusammengetan wie in Colombo: 4 Offiziere und jedesmal 4—5 Burschen und Entfernungsschätzer. Nur die Hunde durften diesmal nicht mit, weil Polizeigesetze das Landen von Hunden unter Androhung einer ganz enormen Strafe verbieten. Dies erfuhren wir aber erst, als die Hunde schon im Boot waren und lustig auf das Land lossegelten; Bursche und Hunde mußten daher ohne zu landen wieder zurück. Unser erster Einkauf nach dem Landen war stets ein gedruckter Führer, und hier in Singapur fanden wir einen

ausgezeichneten.[27]) Besonders eine Liste der gebräuchlichsten und unentbehrlichen malayischen Wörter und Redensarten war für uns sehr nutzbringend; wir lernten sie auswendig und sind mit ihrer Hilfe bei unseren Streifzügen durch die Insel sehr gut fortgekommen. „Pulang!“, „Scheer Dich weg!“ wirkte ausgezeichnet gegen Bettler und zudringliche Rickscha-Kulis, und einige andere Haupttrümpfe unseres malayischen Wortschatzes habe ich in holländischen Reisebeschreibungen aus den Sunda-Inseln wiedergefunden. So namentlich „lekàs“ oder „lakas“, „schnell“, welches auf Java eine ähnliche Rolle zu spielen scheint wie bei uns in China „quai — quai!“[28])

Von unseren Streifzügen in der Umgegend von Singapur war der schönste eine Wagenfahrt durch die ganze Insel hindurch nach Djohór. Unterwegs stiegen wir mehrfach aus und gingen zu Fuß, einmal um unsere im engen Wagen steif gewordenen Glieder zu bewegen, dann aber auch, um uns die herrliche Natur so genau wie möglich anzusehen. Schlangen und Tausendfüße krochen über den Weg, und unsere Burschen hatten besonders eine kindliche Freude über die Mimosen, die sie immer wieder durch Berührung zum Zusammenlegen und Senken der Blätter zwangen.[29])

Wo ich immer auf Reisen in naturschönen Gegenden gewesen bin, stets habe ich meine große Unkenntnis in der Botanik bedauert. Mit ganz minderwertigem Wissen in der Naturkunde aus der Schule entlassen, hat der Durchschnittsmensch gewöhnlich keine Gelegenheit mehr diese Lücke auszufüllen. Wer viel Reisebeschreibungen liest, gleitet über eine Menge Namen von schönen, edlen und nutzbringenden Gewächsen hinweg; kommt er dann selbst in die fernen Länder, dann weiß er eine Menge Namen und sieht die verschiedenartigsten, herrlichsten Bäume, aber er weiß nicht, welche Namen zu welchen Bäumen gehören.

Kommt der Reisende viel herum in der Welt, so prägen sich ihm wohl nach und nach die Hauptformen ein und im Laufe der Zeit erwirbt er einen kleinen Bestand, wenn auch nur oberflächlicher Kenntnisse. Mein Hauptzuwachs zu diesem Bestand war hier die Ravenala Madagascariensis, die man im Botanischen Garten und auch sonst in der Umgegend von Singapur in prachtvollen Exemplaren bewundern kann. Sie sieht aus wie eine Palme, ist aber eine den Bananen verwandte Art.

Um auf das Festland von Asien und nach Djohór Bahru, die Residenz von Djohór, zu kommen, mußten wir bei Kranji über die alte Singapur-Straße setzen. Diese Straße ist durchschnittlich 1 ½ km breit, verengt sich aber an einzelnen Stellen bis auf 460 m, und man wird sich beim Betrachten der waldigen und lachenden Ufer kaum

klar, daß dies nicht ein Fluß, sondern eine Meeresstraße ist, welche für lange Zeit der einzig bekannte Weg von Indien nach den chinesischen Gewässern war. Mit Genugtuung betraten wir zum ersten Male das Festland von Asien, sahen uns äußerlich die Gärten und die Istana, d. h. Palast, des Sultans an und speisten dann sehr gut im „Johore Hotel". Die Sultane von Djohór waren einst tapfere und mächtige Fürsten und die Verbündeten der Niederländer zur Zeit der Seeschlacht von Malakka (1606) und der niederländisch-portugiesischen Kämpfe um den Besitz der Gewürzländer. Jetzt ist dieser Malayenfürst ein Vasall der Engländer, oder, wie diese sich ausdrücken: „ein unerschüttlicher Verbündeter der Britischen Regierung." [30])

Wir begegneten ihm auf der Rückfahrt nach Singapur.

Eine kürzere aber auch sehr lohnende Fahrt machten wir am nächsten Tage nach dem Wasser-Reservoir. Tiger waren früher sehr häufig auf der Insel Singapur, sind jetzt aber ausgerottet.[31]) Ab und zu soll allerdings ein vereinzeltes Exemplar vom Festlande herüberkommen und sich bis in die Gegend der Wasserwerke vorwagen.

Was ich von englischen Besitzungen und Kolonien gesehen habe, ist verhältnismäßig nicht viel, Gibraltar, Aden, Colombo, Singapur und ein beträchtliches Stück von Kanada, aber überall in diesen fand ich dieselbe britische Luft, dieselbe Ordnung, Energie, Sinn fürs Praktische und ausgesprochenes Talent zum Kolonisieren. Taine hat diese Rasse von Robinsons vorzüglich charakterisiert.[32])

Abends war stets geselliger Verkehr im deutschen Klub, welcher sich den herzlichen Dank des deutschen Expeditions-Korps für seine große Gastfreundschaft erworben hat. Hier hörten wir auch mehr wie deutlich, was wir selbst allerdings längst wußten und nicht bestreiten konnten, daß nämlich unsere Leute in ihrem gelbgefärbten Drillichzeug scheußlich aussahen.[33]) Ein Teil des Selbstgefühls des Soldaten knüpft sich an das Kleid, welches er trägt, und dieses gelbe Kleid war nicht geeignet, eine begeisternde Wirkung auszuüben, aber — Gott sei Dank — wir brauchten sie auch nicht.

Es gibt, sagt Alexander v. Humbold,[34]) für die verschiedenen Früchte gewisse Landstriche, wo sie zur größten Vollkommenheit gedeihen. „Man muß in Esmeralda und auf Cuba Ananas gegessen haben, um die Lobsprüche, womit die ältesten Reisenden die Köstlichkeit der Produkte der heißen Zone preisen, nicht übertrieben zu finden." Ich kann dies in Bezug auf die Ananas bestätigen: ich habe nie eine so wunderbar schöne Ananas gegessen wie auf Cuba. Aber auch die in die tropischen Länder des Ostens frühzeitig verpflanzte Ananas ist eine ganz herrliche Frucht, und wir haben in Singapur

die gute und billige Gelegenheit sehr ausgenutzt. Linschoten, ein alter holländischer Reisender in Indien, widmet der damals in Europa noch fast unbekannten Frucht eine eingehende Beschreibung. „Sie übertrifft an Schmackhaftigkeit alle Früchte, ihr Saft ist wie süßer Most, man kann sich nicht satt daran essen.“ — — — „Die gewöhnliche Art, die Ananas zum Essen zuzubereiten, ist die, daß man sie schält und in Scheiben schneidet, und wenn sie dann mit Wein übergossen wird, schmeckt sie sehr lieblich.“ [35]) Wir schätzten dieselbe Zusammenstellung von Wein und Ananas, nur daß wir die Frucht aushöhlten, als Becher benutzten und den Sekt daraus tranken. Im übrigen war bei uns im näheren Kreise das gewöhnliche Tischgetränk Bordeaux-Wein auf Eis gegossen.

Schließlich war die „Palatia“ so weit, daß wir Singapur verlassen konnten. Wir hatten genußreiche Tage an Land verlebt und ich erinnerte mich, wie auch sonst bei ähnlichen Gelegenheiten, der schönen Worte eines Mannes, der auch viel gereist ist und das, was er gesehen hat, sich zu eigen gemacht hat: „Ein Mensch, der nie seine Heimat verlassen hat, kennt nicht die Hälfte des Lebens.“ [36])

Als wir die Reede verließen, wurden im Vorbeifahren die deutschen und alliierten Schiffe mit brausendem Hurrah begrüßt, und die Kapelle stand bereit zur Unterstützung. Da aber der Leiter dieser Ovationen, eine echte Landratte, keine Ahnung von den verschiedenen Handels- und Kriegsflaggen hatte, so wurde u. a. ein holländischer Dampfer mit der russischen Nationalhymne begrüßt. So ganz glatt sollten wir die Gewässer von Singapur auch jetzt noch nicht verlassen; als wir nämlich eine kurze Strecke gefahren waren, stellte sich ein kleiner Schaden an der Maschine heraus, und wir mußten einige Stunden im Meere still liegen. Man benutzte diese unfreiwillige Pause zu einem Schießen mit scharfen Patronen. Während der Fahrt durch die chinesischen Meere war fast täglich Besichtigung in einem Zweige der Dienstausbildung. Am 9. Oktober erblickten wir zum ersten Mal die Berge von China und erreichten zwei Tage darauf die Yang-tse-Mündung.

Chinesische Dschunken hatten wir schon in Singapur gesehen; jetzt trafen wir sie sehr häufig. Die chinesische Dschunke ist oft beschrieben worden, die alten arabischen Reisenden, Marco Polo und Linschoten, erwähnen sie.

Schon weit vor der Mündung des Yang-tse nimmt das Meerwasser, vorher von tiefblauer Färbung, ein schmutziggelbes Aussehen an, genau wie der Golf von Mexiko am Delta des Mississippi. Der Yang-tse, auch wohl einfach nur Kiang oder Ta-Kiang, d. h. „Fluß“ oder „Großer Fluß“, genannt, ist an seiner Mündung so breit

wie ein Meeresarm; wir fuhren ihn hinauf bis in die Einmündung des Wu-sung, und hier warf die „Palatia“ Anker aus. Das Schiff sollte nur etwa einen halben Tag verweilen, so daß die Mannschaften nicht ausgebootet werden konnten; die meisten Offiziere aber erhielten Urlaub, und so fuhren wir denn am Nachmittage mit dem Dampfer „Bremen“ den Wu-sung hinauf, um uns einige Stunden Schang-hai anzusehen. Wir machten einige Einkäufe, aßen sehr gut im französischen „Hôtel des Colonies“, waren am Abend im deutschen Klub und traten gegen 10 Uhr die Rückfahrt nach der „Palatia“ an. Ich weiß nicht, ob die 1. und 3. Kompagnie vom 1. Ostasiatischen Regiment, welche in Schang-hai Garnisondienst taten, von einigen unter uns beneidet worden sind; ich wenigstens war froh, daß es weiterging auf den Kriegsschauplatz.

Am Abend des 13. Oktober erreichten wir die Bucht ven Kiau-tschóu, und auch hier hatten wir wegen eines Fehlers an der Maschine längeren Aufenthalt als vorgesehen war, nämlich fast 24 Stunden. Ich habe mit dem Oberleutnant v. Kühn ganz Tsing-tau mit näherer Umgegend durchstreift und wir waren stolz, daß unsere so junge Kolonie sich derartig schnell und gut entwickelt hat. Nach genau einem Jahre war ich wieder hier und konnte deutlich wahrnehmen, welche weiteren Fortschritte in diesen 12 Monaten gemacht waren. Hong-kong hatte viel größere Mühe, um hochzukommen als unser Kiau-tschóu, und wenn man die kläglichen, geradezu entmutigenden Anfänge jener englischen Kolonie mit ihrem Reichtum und Glanz von heute vergleicht, dann muß man für die Zukunft unseres Deutsch-China die allergrößten Hoffnungen haben. Nur eine Klage hörte man auch hier: es wird zuviel regiert, zuviel Zopf, zuviel Bureaukratie! Man sollte das nicht tun und sich die französische Ansiedlung Schang-hai als warnendes Beispiel nehmen, die, zu sehr eingeengt und regiert, gegen ihren englischen Rivalen nicht aufkommen kann.[37])

Gegen Mittag strich eine mächtige Windhose über Stadt und Bucht hinweg, deckte in Tsing-tau mehrere Häuser ab, warf im „Hôtel Prinz Heinrich“ die Tische um, zertrümmerte die Fensterscheiben und brachte auch unser Schiff in ein bedenkliches Schwanken.

Am Nachmittag hatten wir Gäste an Bord, und die Mannschaften vom III. See-Bataillon, welche die Gefechte um Tien-tsin mitgemacht hatten, erzählten unseren Leuten blutige Geschichten. Um 8 Uhr abends fuhren wir weiter, passierten am nächsten Morgen den „Iltis-Kirchhof“ und unter Sturm und Kälte das Schan-tung-Vorgebirge, sahen Wei-hai-wei liegen, fuhren gegen Abend durch die Gruppe der Miau-tau-Inseln und erreichten am 16. Oktober die Reede von Ta-ku.

„El mundo es poco" — „die Welt ist klein" — schrieb Columbus den Katholischen Königen zu einer Zeit, wo ein Segelschiff Monate gebrauchte, um eine Reise zu machen, welche unsere Dampfer heute in Wochen oder gar in Tagen zurücklegen; zu einer Zeit, wo bei längeren Fahrten ein erschreckend großer Teil der Schiffsbemannung mit Sicherheit die Heimat nicht wiedersah.[38]) Wie klein muß uns da die Welt vorkommen, die wir sehen, daß ein ganzes Expeditions-Korps von mehr als 20000 Mann innerhalb zweier Monate nach ausgesprochener Mobilmachung ohne nennenswerten Verlust an das andere Ende der bewohnten Erde geworfen wird!

Wir konnten dankbar auf eine glückliche und angenehme Meerfahrt zurückblicken und waren frisch für neue Aufgaben.

KAPITEL II.

Tien-tsin.

Die Reede von Ta-ku konnte sich in diesen Tagen rühmen, eine Menge und Mannigfaltigkeit von Kriegs- und Truppen-Fahrzeugen der großen Nationen zu beherbergen wie wohl keine andere Reede je zuvor. Die Reede von Ta-ku hat ihre Geschichte, und hier war es, wo bei dem verlustreichen Mißerfolge der englischen Flotte Commodore Tatnall jene denkwürdig gewordenen Worte aussprach: „Blut ist dicker als Wasser".[1])

Wegen der ausgedehnten, weit herausliegenden und flachen Barre des Pei-ho[2]) müssen größere Schiffe 15 bis 18 km von den Taku-Forts entfernt vor Anker gehen, und dies bedeutet, daß die Truppen auf Leichter-Dampfern zur Flutzeit über die Barre nach dem rund 24 km entfernten Tang-ku geschafft werden müssen.

Das I. Bataillon sollte sich noch an diesem Abend an Bord des Leichter-Dampfers begeben, in der Nacht die Barre nehmen und am nächsten Morgen ganz früh in Tang-ku landen. Ehe wir uns aber einschifften sollte ich noch einen Verlust erleiden, der fast wie ein böses Omen erscheinen konnte. Der zweite meiner ursprünglichen Entfernungsschätzer, Brandes, ein sehr zuverlässiger und gewandter Mann, tummelte sich im Uebermuth und der Freude, nun bald an Land zu kommen, mit anderen Kameraden herum und fiel so unglücklich mit einer Bank um, daß er sich den Fuß brach. Er wurde sofort auf das Lazarettschiff geschafft und es hieß, der Schaden würde in etwa 4 Wochen wieder hergestellt sein; aber die Heilung dauerte sehr viel länger, und schließlich mußte der arme Junge als Invalide nach Hause geschickt werden. Ich glaube, diese meine beiden Entfernungsschätzer sind die einzigen Leute gewesen, welche die „Palatia" auf ihrer Fahrt verloren hat. Sodemann und Meier traten an ihre Stelle und diese beiden sind bis zur Auflösung des Expeditions-Korps bei meiner Person geblieben.

Jetzt fing auch meine „große Kiste“ an, mir Schwierigkeiten zu machen: sie war sehr unhandlich beim Verladen und in Tien-tsin ging sie nicht durch die Hausthüren. Ich mußte sie daher um $^1/_3$ ihrer Höhe kürzen lassen. Aber sie hat mir gute Dienste getan, und ich war bis zur Heimkehr mit Bekleidungsstücken jeder Art reichlich versehen. Ich habe nie von den in China angebotenen, z. T. recht minderwertigen und teuren Sachen kaufen brauchen, und hatte oft die stille Genugtuung auf die Frage: „Nanu, wo haben Sie denn das her?“ antworten zu können: „Aus der großen Kiste, Herr Hauptmann!“[3])

Auf die nicht durchweg sachgemäße Verstauung der Truppen-Güter in den Schiffen hat das Admiralstabswerk hingewiesen.[4]) Auf der „Palatia“ blieb die 8. Kompagnie längere Zeit zurück, um das Ausladen zu besorgen; sie mußte minenartige Anlagen im Schiffsraum machen, um die notwendigsten Gebrauchsgegenstände, z. B. Mäntel zu suchen.

Die Nacht auf dem kleinen Leichter-Dampfer war wenig angenehm; es war ungemütlich und naßkalt, und das Schiff war überfüllt. Am frühen Morgen noch bei Dunkelheit gingen wir in Tang-ku an Land; jede Kompagnie suchte sich unter den Trümmern und Ruinen ein Plätzchen aus und setzte die Gewehre zusammen. Das Ausladen des Gepäcks leitete der Bataillons-Kommandeur persönlich. Als es hell wurde, sahen wir die Oede und Verwüstung, welche uns umgab. Wells Williams gibt eine anschauliche Schilderung dieser weiten und wüsten Sand- und Salzwüste mit ihren elenden Lehmhütten, Gräbern und Schmutzlachen. Und nun hierzu die Zerstörung des Krieges! „Nie“, sagt Pierre Loti, „hat ein Gestade von grimmigerer Häßlichkeit arme, neu gekommene Soldaten mehr erstaunen und erstarren gemacht!“[5]) Die Worte des chinesischen Dichters:

„Gar lieblich ist ja Hân's Gebiet,
Das weithin See und Fluß durchzieht“[6])

passen nicht auf diese Gegend.

Alle Länder haben ihren besonderen Geruch; man erkennt ihn wieder, wenn man sie zum zweiten Mal betritt, ohne doch sagen zu können, worin er eigentlich besteht. „China“, sagt Exzellenz von Brandt, „riecht nach einer Mischung von Knoblauch, Arekanuß und dem, was wir später in Peking l'extrait de mille Chinois zu nennen pflegten“, und Loti nennt ihn „einen unerträglichen Geruch nach gelber Rasse, der sich nicht definieren läßt.“[7]) Knoblauch und ein gewisses „je-ne-sais-quoi“ von gelber Rasse sind sicherlich in diesem Duft enthalten, und hier in Tang-ku kam noch ein Leichengeruch hinzu, der über der ganzen Gegend zu schweben schien.

Als es hell wurde, fing es an sich um uns herum zu regen: jede der acht verbündeten Nationen hatte auf diesem Haupt-Etappenpunkt ihre Vertreter, und in einer halben Stunde sah man hier mehr, als mancher weitgereiste Mann in seinem ganzen Leben erblickt. Da sah man amerikanische Infanterie und koreanische Pferdepfleger in französischen Diensten, Chinesen vom englischen Wei-hai-wei-Regiment und Indier aus den verschiedensten Teilen der britischen Besitzungen. Schade, daß die Vereinigten Staaten nicht einige indianische Scouts und eines ihrer Neger-Regimenter mitgebracht hatten! Dann wäre die Sammlung militärischer Völkertypen noch vollständiger gewesen.

Die Kompagnien kochten ab, so gut wie es ging, und wurden dann in zwei Absätzen mit der Bahn nach Tien-tsin geschafft; zuerst der Bataillons-Kommandeur mit der 2. und 3. Kompagnie, dann Hauptmann v. Auer mit der 1. und 4. Kompagnie. Die ganze Ebene zwischen Tang-ku und Tien-tsin war eine große Oede, ein großer Kirchhof, nur Salz, Sand, Gräber und Ruinen. Die Gegend ist flach wie ein Billard und, da die Luft meistens sehr klar und durchsichtig ist, so kann man sehr weit sehen. Wenn man nun am ganzen Horizont Dörfer oder deren Ruinen erblickt, so täuscht man sich anfangs sehr über deren Entfernung. Sie liegen in diesem Teil von China sehr weit auseinander und nicht so nahe zusammen, wie in Süd-China, wo sie nach Angabe der ersten holländischen Reisenden um die Schußweite einer kleinen Schiffskanone voneinander lagen.[8]) Menschliche Wesen waren so gut wie gar nicht zu sehen. Wo waren sie alle geblieben, die noch vor einem Vierteljahr hier wohnten?[9])

Die Ebene zwischen Ta-ku und Peking befindet sich während des größten Teiles des Jahres in diesem Zustand der Oede und Dürre. Da dies aber die schöne und trockene Zeit des Jahres ist, welche von den Reisenden, die nur Hong-kong, Schang-hai, Tien-tsin und Peking sehen, benutzt wird, so ist durch ihre Reisebeschreibungen vielfach die Meinung hervorgerufen worden, als sähe es hier immer so aus. Ja, diese „Chinakenner" sind zuweilen selbst dieser Ansicht gewesen. Aber in friedlichen Zeiten prangt auch diese wüste Gegend, soweit sie nicht durch die Salzgewinnung in Beschlag genommen ist, während der nassen Sommer-Monate in einem frischen Grün.[10])

Wie immer in Ebenen mit ganz geringem Gefäll, macht auch hier der Pei-ho bedeutende Windungen, so daß die Wasserstraße von Ta-ku bis Tien-tsin doppelt so lang ist wie die Luftlinie.

Auf dem Bahnhof Tien-tsin wurden wir von unserem Regiments-Kommandeur, Oberst von Rohrscheidt, empfangen, welcher die beiden Kompagnien im Parademarsch vorbeimarschieren ließ. Dann wurde in die Quartiere in Tien-tsin-Dorf abgerückt. Ich selbst mußte auf

Befehl des Bataillons-Kommandeurs auf dem Bahnhofe bleiben, um das Ausladen und Fortschaffen des Truppengepäcks zu leiten; Wagen würden sofort kommen, wurde mir gesagt. Das Ausladen war wohl bald geschehen, aber die versprochenen Wagen kamen nicht und kamen auch, trotz allen Anfragens, Drängens und Meldens meinerseits, den ganzen Nachmittag nicht. Da wir nichts zu essen hatten, so ließ ich meine Leute einige eiserne Portionen angreifen, die sie sich zubereiteten, so gut es eben ging. Ich fand für das Abendessen Aufnahme in der Messe des Bahnhofs, welche eine Gruppe von russischen, französischen und deutschen Offizieren unterhielt. Später am Abend erschien auch der Bataillons-Kommandeur und da er sah, daß nichts zu machen war, gestattete er mir, für die Nacht in mein Quartier zu gehen; um 6 Uhr morgens mußte ich aber wieder auf dem Bahnhofe sein. Da ich beim Gepäck gänzlich überflüssig war, so machte ich von dieser Erlaubnis Gebrauch und begab mich gegen 10 Uhr in Begleitung eines Mannes auf den Weg nach meinem mir unbekannten Quartier. Für die Wache, die bei empfindlicher Kälte auf dem Bahnsteige biwakieren mußte, war dieser erste Tag auf chinesischem Boden nicht gerade sehr angenehm. Nach vielem Suchen in Tien-tsin-Dorf gelang es mir endlich, mein Quartier zu finden, und beim kümmerlichen Schein einer Kerze konnte ich an diesem Abend gerade noch feststellen, daß ich mit Beerbohm zusammen in einer hölzernen Bude untergebracht war, welche die Form, das Aussehen und auch alle sonstigen Eigenschaften eines großen Kleiderspindes hatte.

Am nächsten Morgen bei Licht übersah ich, was mir in der Dunkelheit der Nacht verborgen geblieben war: in den Räumen, welche einen kleinen Hof umgaben, waren 2 Hauptleute, 2 Oberleutnants und 5 Leutnants untergebracht; die Burschen lagen auf der benachbarten Wache. Diese Quartiere waren nicht etwa nur vorübergehend, sondern sie sollten uns für den ganzen kommenden Winter als Aufenthalt dienen. In späterer Zeit, als man mehr Umsicht entwickelte und weniger geneigt war, auf Kosten der eigenen Truppe die Chinesen zu schonen, wurde derselbe Hof kaum für ausreichend zur Unterbringung des Regiments-Adjutanten, des Gerichts-Offiziers und des Regiments-Geschäftszimmers erachtet. Unser „Kleiderspind“ wurde zur Telephonbude gemacht, und ich habe später oft in das Loch hineingesehen und mich an meine ersten Nächte in China erinnert.

Sobald am Vormittag die Gepäck-Angelegenheit erledigt war, ging ich auf Wohnungssuche. Mein Freund Kühn war in derselben Lage wie ich; den 5 Offizieren der 3. Kompagnie hatte man nämlich

3*

einen einzigen, ziemlich hohen und großen Raum zugewiesen, den sie sich durch Strohmatten in 5 gleiche Teile geteilt hatten; das Ganze sah genau so aus wie ein Spielzeug-Pferdestall, nur daß hier die trennenden Wände bis oben an die Decke gingen. Durch Vermittelung des Quartier-Offiziers erhielten wir auch bald ein Häuschen zugewiesen, das, wenn es auch nicht größer war als eine europäische Wohnstube, doch wenigstens auszubauen, einzurichten und für den Winter warm zu machen war. Wir gingen auch sofort ans Werk: durch Matten wurde das Häuschen in zwei gleiche Teile geteilt, und wir haben hier während der kurzen Zeit meiner Anwesenheit in Tien-tsin einen äußerst gemütlichen gemeinsamen Haushalt geführt. Beerbohm blieb noch einige Zeit im „Kleiderspind“ wohnen, das ihm ja nun allein gehörte. Mit den Truppen-Quartieren gingen in den nächsten Tagen gleiche Veränderungen vor sich: auch sie waren viel zu klein bemessen worden, obwohl verhältnismäßig viel Platz vorhanden war. Denn Tien-tsin-Dorf war bei der Plünderung und Verwüstung ziemlich gut fortgekommen.

Sehr übel gestaltete sich die Wasserfrage, denn alles mit dem Pei-ho zusammenhängende Wasser mußte geradezu als Gift bezeichnet werden. Anfangs wurde alles Wasser in Kochgeschirren von der Pumpstation des Bahnhofs geholt; später wurde Peiho-Wasser erlaubt, nachdem es zweimal gekocht und mit Alaun versetzt worden war. Das Wasser des Pei-ho, des „Weißen Flusses“, ist ungekocht gelbbraun, einmal gekocht erhält es einen bläulichen Schimmer, und zum zweiten Mal gekocht und mit Alaun versetzt ist es leidlich klar. Schon Staunton beschreibt gelegentlich der Pei-ho-Fahrt von Lord Macartney's Gesandtschaft die Art der Chinesen, das Wasser durch Alaun trinkbar zu machen.[11]) „Ein kleines Stück Alaun wird in eine durch den Knoten abgeschlossene und durchlöcherte Bambusröhre gebracht. Das aus dem Fluß geschöpfte Wasser wird sodann mit diesem Bambusstabe 3 bis 4 Minuten umgerührt, wodurch die Erdteilchen durch den Alaun niedergeschlagen werden, und das Wasser oben klar und rein zurückbleibt.“ Wir gaben dem abgekochten Wasser einfach einen Alaunzusatz, welcher das Wasser in 10 bis 20 Minuten klären und völlig keimfrei machen sollte. Es mag sein, daß manchmal nicht vorsichtig genug gehandelt wurde, aber ganz unbedingt ist dem Alaunverfahren nicht getraut worden. Eines Abends wollte uns im Kasino des I. Bataillons unser liebenswürdiger Tischvorstand mit einem Grog überraschen, und ich sehe es noch als wäre es heute, wie die dampfenden Gläser auf den Tisch kamen und nun einzeln mit Zucker und Rum versorgt wurden. Unter der Einwirkung dieser beiden Stoffe ging eine vollständige Reaktion in

den Gläsern vor sich: in ganz kurzer Zeit teilte sich das Getränk vor unseren Augen in zwei Hälften, eine untere dicke und schmutzige, und eine obere verhältnismäßig klare. Schweigend wiesen die meisten von uns diese zweifelhafte Erfrischung zurück, und nur einige wenige kosteten „der Wissenschaft wegen". Von diesen hat aber Leutnant v. Schleinitz seine kurz darauf ausbrechende Ruhr immer auf den Genuß dieses Grogs zurückgeführt.

Die Chinesen unterhielten übrigens Wasserküchen, wo man für 20 Cents 30 Kochgeschirre abgekochten Pei-ho-Wassers kaufen konnte. Später hatten alle Truppenteile Wasserwagen, die den Bedarf von dem Wasserwerk des Bahnhofs heranführten.



Bei der Wasserstation am Bahnhof

Allmählich wurde man etwas in Tien-tsin bekannt, welches noch vollkommen wie eine im Sturm genommene Stadt aussah, in der die Eroberer sich festgesetzt haben.

Tien-tsin hat als Seehafen von Peking und Sammelplatz der Reis-Dschunken aus dem Süden stets eine hohe Bedeutung gehabt. Die alten holländischen Reisenden nennen sie eine Seestadt, die an Größe und Reichtum, an Pracht und Zahl ihrer Gebäude kaum ihres Gleichen hat. Zu ihrer Zeit hatte die ummauerte Stadt, die jetzt gegen die Vorstädte stark zurückgetreten ist, mehr Bedeutung, und ein festes und hohes Kastell, welches den tüchtigen Nieuhof sogar zu einigen Versen begeistert, scheint etwa an der Stelle der Kathedrale gestanden zu haben.[12])

Zur Zeit von Lord Macartney's Gesandtschaft soll Tien-tsin 700000 Einwohner gehabt haben, und kurz vor dem Kriege wurde 950000 als Zahl angegeben.[13]) Jetzt hatte es entschieden weniger; am 14. Juli war die Stadt regelrecht geplündert worden und auch später hat sie noch genug gelitten. Am meisten waren die Viertel zwischen der französischen Ansiedlung und der ummauerten Stadt an beiden Seiten des Pei-ho mitgenommen; hier war auch nicht ein Haus unversehrt geblieben, alles war ausgeräumt und ausgebrannt. Die ummauerte Stadt mit ihren engen Straßen und eingefahrenen Geleisen à la Pompeji war zwar auch gründlich übergeplündert worden, aber die Häuser waren doch im allgemeinen unversehrt geblieben.

Nach Sonnenuntergang war die Unsicherheit auf den Straßen recht groß; wer ohne Laterne ging, setzte sich unfehlbar der Gefahr aus, niedergeschossen zu werden. Es war vorgekommen, daß Posten von Chinesen überfallen, niedergemacht und verstümmelt worden waren, und die Leute auf Wache waren daher mehr oder weniger nervös; die Anrufe der Posten in den verschiedenen Sprachen trugen das ihrige dazu bei, die Unsicherheit zu erhöhen, und eine nächtliche Fahrt durch das von den verschiedenen Nationen besetzte lange Tien-tsin gehörte nicht zu den Annehmlichkeiten. Ich hatte eine solche Fahrt von der Viktoria-Straße in der englischen Ansiedelung nach meinem Quartier zu machen. Nach Passieren der letzten französischen Posten kam ein etwa 1000 m langes Stück, wo nur Ruinen waren, und nur Hunde und die Schatten von verdächtigen Gestalten zu sehen waren. Dann kam ein Stück unter japanischer Kontrolle und schließlich bis zur Tung-fu-Brücke eine Strecke, wo chinesische Nachtwächter sein sollten. Von diesen war aber nichts zu erblicken, bis ich kurz vor der Brücke fünf dieser Helden, jeden mit einer großen Laterne bewaffnet, auf einem Haufen stehen sah. Bei jedem Anruf eines Postens fuhr mein Rickscha-Kuli erschreckt zusammen; ich hatte ihm aber vorher bedeuten lassen, daß, wenn er die Deichsel fallen ließe — wie das bei drohender Gefahr ihre Gewohnheit war — die erste Kugel aus meinem gespannten Revolver ihn treffen würde.

Ueberall fielen einzelne Schüsse, am meisten zu jener Zeit in Tien-tsin-Dorf. Die Chinesen versuchten zu stehlen, zum Teil kamen sie aber auch wohl nur heimlich, um vergessene oder vergrabene Gegenstände aus ihren Häusern zu holen. Sie wurden rücksichtslos niedergeschossen und in einzelnen Fällen wie die Katzen vom Dach heruntergeholt. Chinesen durften nur mit Laternen auf der Straße gehen und nach einer gewissen Stunde überhaupt nicht mehr. Wer diesen Befehl nicht befolgte, wußte, wem er sich aussetzte.

Eines Abends, als wir schon im Halbschlummer lagen, schlug ein Geschoß mit Krachen ganz in unserer Nähe ein. „Nanu!“ rief Kühn, indem er auffuhr, „das wird ja immer netter!“ „Ja, ja, Ado!“ antwortete ich scherzend, „wenn wir auch vielleicht keine großen Schlachten mehr schlagen werden, das können wir wenigstens zu Hause behaupten: Kugeln haben wir pfeifen hören.“

Allmählich wurden unsere Leute ruhiger und die Chinesen vorsichtiger, und dieser Unfug hörte auf.

Gleich in den ersten Tagen machte Hauptmann v. Auer mit der Kompagnie einen Uebungsmarsch, bei welchem er uns die ihm von früher bekannte Gegend erklärte. Wir marschierten am Bahnhof vorbei, durch das Osttor der Lehmumwallung und dann bis zum Ost-Arsenal. Die rund 20 km lange Lehmumwallung ist im Jahre 1860 nach Eroberung der Ta-ku-Forts von dem zurückweichenden chinesischen General San-Ko-Lin-Sin durch Aufgebot der gesamten Bevölkerung in 3 Tagen aufgeworfen worden. Zu ihrer Verteidigung ist aber beim Anrücken der Verbündeten kein Finger gerührt worden.[11]) In Tien-tsin heißt dieses Werk allgemein „Sankolinsins Folly“ oder, mehr populär: „Sam Collinson's Folly“.

Mit Erlaubnis der Russen rückten wir in das Ost-Arsenal, um uns hier die Zerstörung und Verwüstung näher zu betrachten. Da wir erfuhren, daß bei einigen russischen Offizieren Pferde zum Verkauf ständen, so erbaten und erhielten Schleinitz und ich die Erlaubnis, zurückzubleiben, um uns nach diesen Pferden umzusehen. Schleinitz fand nichts Geeignetes, ich aber kaufte für 35 Dollar, damals 75 Mk., einen Schimmelhengst, ein richtiges Steppenpferd im Aeußeren. Die Burschen tauften ihn „Emigrant.“ Obwohl sich bei ihm eine alte Pfeil- oder Lanzenwunde herausstellte, die eigentlich dauernd mehr oder weniger eiterte, so beinträchtigte dies nicht seine Leistungsfähigkeit und er hat mir treue Dienste geleistet. Ich werde von ihm noch zu reden haben.

Die Preise für chinesische Pferde wurden zu jener Zeit stark durch die Nachfrage und die Zahl der auf den Markt gebrachten Tiere beeinflußt. So lange noch Beutetiere in Menge vorhanden waren, und die Nachfrage leicht gedeckt werden konnte, waren sie sehr billig, aber schon durch die Ankunft der starken deutschen und französischen Verstärkungen erwuchs mehr Bedarf, und die Preise stiegen schnell von 30 auf 35 und schließlich bis auf 40 oder 50 Dollars und mehr.

Im Winter waren wirklich gute chinesische Ponies selbst gegen hohe Zahlung schwer zu haben. Als aber im Juni, Juli und August die Truppen in Massen nach Hause gingen, die Offizierspferde verkauft

und die Dienstpferde verauktioniert wurden, sanken die Preise schnell und tief, und man konnte froh sein, wenn man für ein gutes, brauchbares Pferd ohne ganz besondere Vorzüge 30 bis 40 Mark erhielt.

Als Kalifornien am Ende des 18. Jahrhunderts noch ein weltfernes, unbesuchtes Land war, gab es dort so viele Pferde, daß das Stück für 17—20 Mk. verkauft wurde.[15] Andererseits wird es in diesem Zusammenhange nicht uninteressant sein zu erfahren, daß die höchsten wohl je für Soldatenpferde geforderten Preise in Amerika zur Zeit der spanischen Eroberung bezahlt wurden. Als Cortés gegen Panuco marschierte, galt ein Pferd etwa 2000 Pesos, rund 8600 Mark, und in der ersten Zeit der Eroberung des Inka-Reiches durch Pizarro kosteten Pferde in Perú 3—5000 Pesos, also 12 bis 20000 Mk.[16] Einzelne Pferde sind zuweilen noch teurer bezahlt worden; so soll der junge Alexander für sein Pferd Bukephalas 16 Talente (etwa 66000 Mk.) bezahlt haben,[17] und Shakespeare läßt seinen Richard III. in der Schlacht von Bosworth sogar sein Königreich für ein Pferd bieten, aber ein Geschäft konnte in diesem Falle nicht abgeschlossen werden.

Ein paar Tage später fuhren Kühn und ich nach Tien-tsin, um uns bei den Russen Pferde anzusehen. In der chinesischen Kriegsschule fand Kühn einen Offizier, der eben im Begriff war nach der Mandschurei abzufahren und gern vorher zwei Maultiere und einen Mandarinen-Karren verkauft hätte. Alles stand schon fix und fertig zur Abreise bereit: ein tadelloses braunes Maultier mit neuem europäischen Bocksattel und Kandaren-Kopfgestell, ein neuer Mandarinen-Karren mit Gebirgsrädern und, in ihm eingespannt, ein erstklassiges weißes Maultier. Beide Tiere waren Stuten. Da Kühn zögerte und der Russe fort mußte nach der Mandschurei, so sprang ich ein. Wir wurden uns bald handelseinig auf 200 Mark für Wagen und Maultiere, wie sie da standen. Aber, — machte er noch besonders aus — 200 Mark in Gold, und die Erlaubnis, die Tiere noch zur Fahrt nach dem Bahnhofe benutzen zu können. Dann schwang er sich auf das braune Maultier und ein Soldat auf den Wagen, der schon die Koffer des Offiziers trug, und fort ging es im scharfen Tempo zum Bahnhof. Wir folgten nach, so schnell unsere Rickscha-Kulis laufen konnten. Auf dem Bahnhofe bezahlte ich ihm 10 Zwanzigmarkstücke und wünschte ihm eine gute Reise. Dann bestieg ich das braune Maultier, ein auf dem Bahnhofe geborgter Musketier nahm als Kutscher im Mandarinen-Karren Platz, und so erschien ich zum Erstaunen meines Burschen im Quartier. Nie in meinem Leben, vor- und nachher, habe ich einen so guten Kauf gemacht.

Wer darauf ausging, konnte in diesen Tagen überhaupt bei den Russen billige Einkäufe machen. Sie zogen in hellen Haufen nach der Mandschurei ab, und es mußte ihnen daran liegen, ihr im Kriege erworbenes, teilweise nicht geringes Besitztum in Gold umzusetzen. Denn mitnehmen konnten sie es nicht, während hingegen die beste aller Geldsorten, das Gold, den kleinsten Raum einnimmt. Sie verkauften daher nur gegen Gold, tauschten ihr ganzes Silber gegen Gold ein, und sie machten es billig.

Tien-tsin und Peking sind gründlich geplündert worden, und alle anderen Orte einige Kilometer zu beiden Seiten der Straße Ta-ku—Peking haben dasselbe Los gehabt. Viel, sehr viel haben hierbei die Chinesen selbst getan, aber auch keine der verbündeten Truppen, soweit sie überhaupt Gelegenheit hatten, hat eine Ausnahme gemacht, und Mancher ist „reich mit des Orients Schätzen beladen" nach Hause gekommen. Für Stehlen, Plündern, unberechtigtes Wegnehmen und Nichtwiedergeben war ein Wort gang und gäbe, dem von vorn herein ein begütigender, einräumender Klang anhaftete: „Lûten". Hatte jemand gestohlen, und es hieß: „er hat gelûtet", so erhielt die Sache dadurch, man möchte fast sagen, den Stempel des Ordnungsmäßigen. Die Sucht des Menschen, sich im Kriege auf Kosten des Feindes zu bereichern, ist alt und unausrottbar; in allen Kriegen ist hie und da geplündert, gelûtet worden, am meisten aber in Kriegen gegen Feinde, denen man als minderwertig nicht die sonst übliche Achtung schuldig zu sein glaubte. General Duke erzählt, daß Morgan's berittene Infanterie beim Einfall in Indiana von einer wahren Manie zu plündern ergriffen wurde. Es kam den Leuten im allgemeinen gar nicht auf etwas Wertvolles an, sondern sie nahmen nur, um zu — lûten. So schleppte ein Mann zwei Tage lang einen Vogelbauer mit drei Kanarienvögeln mit sich. Als die Truppe bei einer großen Fleisch-Packerei vorbeigekommen war, hatte jeder Mann einen Schinken am Sattelknopf hängen.[18]) Nach unseren Begriffen ist dies ein Zeichen von jammervoller Disziplin, aber ähnliche Bilder konnte man in Ost-Asien auch sehen. Es war geradezu eine Beleidigung für ein militärisches Auge und für soldatisches Gefühl, aber ich habe Leute mit chinesischen „Andenken" reiten sehen, die sie nicht verbergen konnten, und an Stelle der Schinken hing manches Huhn am Sattelknopf.

Als Bonaparte nach Aegypten zog, erließ er an Bord des „Orient" eine scharfe Ordre gegen Plünderung, Notzucht, Erpressung, unbefugte Anforderungen und Beitreibungen. Artikel 1 dieser Ordre lautete: „Jeder Angehörige der Armee, welcher plündert oder notzüchtigt, wird erschossen." Aber auch unter Bonaparte in Aegypten ist gelûtet worden.[19])

Während alle Welt glaubte, die Belagerten in den Gesandtschaften zu Peking kämpften ihren letzten Kampf, waren viele der Eingeschlossenen selbst in dieser Bedrängnis auf nichts mehr erpicht als auf Lût — auf Lût, welcher Art er auch sein mochte.[20])

Wir besitzen lebhafte Schilderungen von den Plünderungen von Tien-tsin und Peking, welche nicht den geringsten Zweifel darüber aufkommen lassen, wie es damals in den eroberten Plätzen zuging. Die Größe der Unordnung kennzeichnet ein Satz, für welchen Kapitän Barnes vom englischen Wei-hai-wei-Regiment verantwortlich ist: „Ich habe", sagt er, „Offiziere — wohl verstanden, nicht von uns — sich mit ihren eigenen Leuten oder mit Soldaten anderer Armeen über Sachen streiten sehen, die wahrscheinlich keiner von ihnen nötig hatte. Zweifellos sagen die anderen Nationen, daß es bei uns auch so zuging; aber ich wage zu behaupten, daß das unmöglich ist, denn unsere Disziplin stand in jeder Beziehung hoch erhaben über die der übrigen Verbündeten zusammengenommen."[21]) Es wäre besser, dieser Satz wäre nicht geschrieben worden, ebenso wie mancher andere ähnlicher Art in Büchern über diesen Bundesgenossen-Krieg. Daß die Indier, welche Großbritannien damals in China vertraten, auch nicht einen Deut besser waren wie die Truppen der übrigen Nationen, das weiß ein jeder, der mit offenen Augen in China war.[22]) Die Indier waren gut angezogen und zeigten eine recht gute Straßendisziplin, ohne im übrigen aber auch nur annähernd die guten soldatischen Eigenschaften jener Truppen zu haben, die mehr oder weniger versteckt als die Hauptplünderer bezeichnet werden. Die Indier hatten überall wenig Liebe, und ihre militärische Leistungsfähigkeit wurde durchweg niedrig eingeschätzt; unsere Leute haben nie gelernt, den indischen Soldaten vom Troßknecht zu unterscheiden, und es war ihnen schwer beizubringen, daß dies unsere Verbündeten seien, mit denen sie Schulter an Schulter zu kämpfen hatten. Sie sprachen unter sich nie anders, als vom „indischen Kuli". Die englischen Offiziere erzählten mit Vorliebe von den guten militärischen Eigenschaften ihrer Leute, aber wir haben davon nicht viel bemerkt, und in deutschen und französischen Büchern habe ich auch nichts von Lob gelesen, wohl aber zuweilen das Gegenteil; die Chinesen nannten die Indier sehr bezeichnend „europäische Schwarzgesichter".

Die Engländer machten es übrigens wie die alten Römer, welche ihre Kriegsbeute zu versteigern pflegten; da dem einzelnen Soldaten das Plündern verboten war, so wurden Lût-Abteilungen unter Führung von Offizieren ausgesandt, um den Markt mit Ware zu versehen. Bonaparte in Aegypten machte eine Lotterie.

Zeitungsschreiber und die sogenannte öffentliche Meinung regen sich heftig auf, wenn im Kriege gegen wilde oder barbarische Völker die in der innersten Seele des Menschen sitzenden Regungen und Leidenschaften hervorbrechen und nicht immer zu zähmen sind. Wenn sie selbst aber einmal, im tiefsten Frieden, in eine ähnliche Lage kommen, dann können sie oft der geringsten Versuchung nicht widerstehen und versagen vollständig. Ich möchte hierfür ein bezeichnendes Beispiel erzählen.

Im Winter 1893/94 gab der chinesische Gesandte in Washington einen großen Ball, zu welchem Einladungen in großer Zahl ergangen waren. Aber nicht nur die Geladenen erschienen, sondern auch nicht wenig Ungeladene: sie wollten sich ansehen, wie es im Hause des Vertreters des Drachenkaisers aussieht, sie wollten vom chinesischen Backwerk kosten, und da es ja nur bei Chinesen war — wer fragt danach? Aber das Sehen und Essen genügte ihnen nicht, sie wollten auch ein Andenken an diesen Abend haben. So wanderten die Curios und Nippsachen, die nach chinesischer Art herumstanden, in die Taschen dieser ungebetenen Gäste, und als sie im Ablegeraum einige offenbar mongolische und mandschurische Pelze hängen sahen, da wanderten auch diese mit, darunter einige Wintermäntel von Diplomaten. Die Sache war wenig schön. Am 26. Januar 1895 gab seine Exzellenz Yang-Yü wieder einen Ball, aber diesmal hatte man Eintrittskarten an die Geladenen ausgegeben, und wir hatten uns verabredet, unsere ältesten und schlechtesten Mäntel anzuziehen. Vor dem festlich erleuchteten großen Hause hinten in der 14. Straße stand eine zahllose neugierige Menge, denn in China standen die siegreichen Japaner ante portas, und man wunderte sich, daß Yang-Yü in so trüben Zeiten solch' ein Freudenfest geben konnte. Am Eingange zum Gesandtschafts-Hôtel standen Polizisten, welche jedem Eintretenden die Einlaßkarte abverlangten, aber trotzdem gelang es auch diesmal wieder Ungeladenen einzudringen. Ich habe Bürger von Washington über diese Vorfälle urteilen hören: das Lûten der Pelzmäntel der Diplomaten bezeichneten sie als schmachvoll und bedauerten es lebhaft, aber das Mitnehmen der chinesischen Nippsachen wurde weit eher als ein schlechter Scherz aufgefaßt, über den man lachte, während das Eindringen unter erschwerten Verhältnissen beim zweiten Ball mehr für ein Zeichen von smartness als von roher Taktlosigkeit gehalten wurde. Keiner anderen Nation gegenüber — Haïti vielleicht ausgenommen — würde man so etwas gewagt oder gebilligt haben. Der Vertreter jenes schwarzen Staates übrigens hatte schon aus guten Gründen seine Residenz nach New York verlegt. Und nun die ungerechte und gewalttätige Gesetzgebung gegen die Chinesen

in Kalifornien und das Lynchen der Neger durch dasselbe Volk, welches sich für die aufgeklärteste und am meisten vorgeschrittene Nation der Welt hält und in gewisser Hinsicht auch wirklich ist! Beweisen sie nicht, daß wir selbst im Frieden nur zu geneigt sind, im Verkehr mit Menschen anderer Rasse aus unserem eigenen Sittengesetz herauszutreten?

Der Krieg gegen wilde und barbarische Völker hat stets eine Verwilderung der Kriegsgebräuche und einen Rückfall in frühere, längst überwundene Barbarei mit sich gebracht. Die Kämpfe gegen die Mohammedaner zur Zeit der Kreuzzüge in Palästina und gegen die Mauren in Spanien, gegen die Indianer zur Zeit der spanischen Eroberung von Amerika und schließlich die Türkenkriege beweisen es. „Alle die früheren Eigenschaften der älteren und roheren Entwicklungsperioden wurden gelegentlich wieder sichtbar, rücksichtslose Beraubung und Vertreibung selbst der feindlichen Eigenthümer von Landgütern, Sklaverei der Kriegsgefangenen, sogar zuweilen die Vernichtung der feindlichen Personen, selbst der Wehrlosen.“[23]) Alle Völker, welche überhaupt in die Lage gekommen sind, haben diesem — fast möchte man sagen „Gesetze“ gehorcht. Man denke nur an die Behandlung der Indianer von Nord-Amerika und der Philippinos durch die Anglo-Amerikaner,[24]) der Matabele durch die Engländer[25]) und der Neger im Congostaat durch die Belgier. Selbst ein so vorsichtiges Blatt wie das „Athenaeum“ nennt den König der Belgier „den größten Sklaven-Besitzer und Sklaven-Treiber, welchen die Welt je gekannt hat“.[26]) Und dies in Ländern, in denen angeblich Frieden herrscht. Wir Deutsche machen sicherlich auch keine Ausnahme, nur haben wir in früheren Zeiten weniger Gelegenheit gehabt, und in unseren Tagen sind die Entfernungen zu klein und die Aufsicht zu gut, so daß unser Schild von größeren Schmutzflecken rein geblieben ist.[27])

Die Türken schnitten bis in das 19. Jahrhundert hinein den verwundeten und gefallenen Feinden die Köpfe ab, und es war ihre Schuld, wenn dadurch auch gegen sie die Kriegführung eine barbarische wurde.[28]) Die Chinesen haben im Kriege 1883—85 in Tonkin und auf Formosa den gefallenen oder verwundeten Franzosen grundsätzlich die Köpfe abgeschnitten und sie auch sonst gemein verstümmelt; Gefangene haben sie gemartert.[29]) „Nirgends,“ sagt Dr. Maron, „ist das vae victis schrecklicher als in China.“[30]) Sie haben es nie anders gekannt, und in diesem Kriege haben sie es ebenso gemacht: alle Leichen, die man in den Händen der Chinesen hatte lassen müssen, waren — soweit dies die vorgeschrittene Verwesung noch erkennen ließ — verstümmelt.[31]) Es war daher ihre

Schuld, wenn auch gegen sie die Kriegsführung nicht stets so war, wie man es wohl wünschen möchte, und wie es selbst für einen Krieg in Europa wohl immer nur ein frommer Wunsch bleiben wird.

Die vorstehende Erörterung hat nicht den Zweck, Ungehöriges zu entschuldigen, sie soll nur den Wunsch begründen, daß den Verhältnissen und der Natur des Menschen Rechnung getragen werde, und daß der in seinem Urteil vorsichtig sein soll, welcher weit ab vom Schuß ist.

Und nun zurück nach Tien-tsin.

Bald nach unserer Ankunft wurden Uebungen im Bataillon gemacht, von denen mir eine besonders als recht spaßig in der Erinnerung geblieben ist. In Abwesenheit des Hauptmanns v. Auer führte ich hierbei die 1. Kompagnie und zwar auf meinem jüngst gekauften braunen Maultier. Die übrigen berittenen Offiziere ritten ihre vor ganz wenigen Tagen aus Amerika und Australien eingetroffenen großen Pferde, welche sie erst seit 24 Stunden oder etwas mehr im Besitz hatten. Ich habe selten so komische Bilder gesehen: die Pferde, von der Reise noch ermüdet und meistens von magerem, üblem Aussehen, dabei gar nicht oder anders zugeritten, wie bei uns üblich, gingen mit hochgehobenem Kopfe und schlaffen Beinen umher. Sie waren fromm wie Adjutanten-Pferde und machten nicht die geringsten Schwierigkeiten. Mein Maultier dagegen konnte die Truppen nur schlecht und die Griffe garnicht vertragen, so daß ich auf meinem Braunen das komische Bild der berittenen Offiziere des I. Bataillons vervollständigte. Wir rückten an den Salzhaufen vorbei über die französische Brücke in die Europäerstadt und nahmen nun, glaube ich, jede Wache mit, die überhaupt da war. Jedesmal, wenn wir kompagnieweise die Ehrenbezeugungen der herausgetretenen Wache durch „Augen rechts!“ oder „Augen links!“ erwiderten, stand der Bataillons-Kommandeur daneben und sah zu, ob auch alles ordnungsmäßig und stramm vor sich ging. Jedesmal hatte sich aber auch die Spitze der Kolonne, ehe er sie wieder erreichte, in dem noch wenig bekannten Tien-tsin verlaufen, so daß zweimal eine neue Kompagnie an die Spitze genommen werden mußte. Als wir glücklich die deutsche Brücke erreicht und überschritten hatten, wurde ein Gefecht gegen die Tongruben gemacht, welches in der Ecke zwischen Eisenbahn und Lehmumwallung endete. Hier wurde „Das Ganze halt!“ und „Offizierruf“ geblasen. Jetzt kam der scherzhafteste Augenblick der ganzen Uebung; mit hochgehobenen Köpfen sausten die Amerikaner und Australier daher, während mein Maultier, welches zuerst sehr schön galloppiert war, an einer Gewehr-Pyramide scheute,

das Kandarengebiß zwischen die Zähne nahm und mit mir abging. Erst kurz vor der Lehmumwallung bekam ich es wieder zum Stehen. Zum Schluß der Uebung rückten wir noch naßforsch und hoch zu Roß mit dem Bataillon über die Fußgängerbrücke über den Geleisen beim Bahnhof. Die Wiederholung eines solchen Manövers wurde aber gleich darauf höheren Orts verboten. Denn abgesehen davon, daß von jener Stelle zwei andere Wege nach Tien-tsin-Dorf führen, mußte ein solcher Marsch entschieden als gefährlich bezeichnet werden. Die armen Australier und Amerikaner hätten damals in ihrer traurigen Verfassung wohl keine großen Schwierigkeiten gemacht, aber mein Maultier hätte ich sehen mögen, wenn der unter uns stehende Zug nach Yang-tsun angefahren wäre.

Inzwischen fand in den Quartieren der Truppen eine rege Bautätigkeit statt; sie dehnten sich aus soweit möglich und dienlich, und chinesische Handwerker und Kulis halfen bei diesen Arbeiten.

Gleich im Anfang fiel es auf, daß unsere Leute fast durchweg versuchten, sich mit den Chinesen auf englisch zu verständigen. Sie hatten in Colombo und Singapur einige Brocken aufgegriffen, während die meisten Chinesen — die Kulis in Tien-sin-Dorf und Yang-tsun wohl ausnahmslos — bisher ebenso wenig englisch gehört und gesprochen hatten als unsere Leute chinesisch. Man unterhielt sich also in einer Sprache, von der beide Parteien nichts verstanden, denn die Kenntnis unserer Mannschaften beschränkte sich auf sehr wenige englische Worte, unter denen „money“ und „how much?“ — mehr oder weniger grausam ausgesprochen — die Hauptrolle spielten. Das Gefühl für die Lächerlichkeit dieses Verfahrens war unseren Leuten schwer beizubringen; sie schienen eine gewisse Genugtuung darin zu finden, den Kulis gegenüber als Lehrer des Englischen aufzutreten, und erst nach und nach wurde die deutsche Sprache, vermischt mit chinesischen und halbchinesischen Ausdrücken, zur Verkehrssprache in den deutschen Garnisonen. Aber noch im September 1901 hörte ich im Lager von Pei-tai-ho, wie zwei deutsche Soldaten chinesischen Kulis eine längere Unterweisung erteilten, in welcher deutsch, englisch und chinesisch in schönster Form durcheinander gewürfelt war. Dies geschah in Gegenwart einiger soeben eingetroffener Ablösungsmannschaften, und es war klar, daß man den aus Europa gekommenen „Grünen“ zeigen wollte, wie mit den Chinesen umgegangen werden müsse. Es ist dies offenbar eine Schwäche, die seit Generationen im deutschen Volke eingewurzelt ist, die man in allen Ständen findet, die weder Goethe noch die deutsche Einigung von 1871 ganz haben ausrotten können und die uns miterklären hilft, wie Millionen von Deutschen schnell und spurlos im englischsprechen-

den Nord-Amerika haben untergehen können. Es soll hiermit keineswegs einem chauvinistischen Standpunkte das Wort geredet werden: wenn ein junger Kaufmann jahrelang in England oder Süd-Amerika gelebt hat und nach seiner Rückkehr in die Heimat im Eifer des Gesprächs einige englische oder spanische Redewendungen benutzt, so braucht dies nicht Absicht zu sein, sondern es ist die Macht der Gewohnheit. Wenn sich aber z. B. auf unseren Tennisplätzen die biedern Deutschen andauernd nicht nur in den vielleicht verzeihlichen Sport-Ausdrücken, sondern auch in allen möglichen anderen, mehr oder weniger schlecht ausgesprochenen Redewendungen ergehen, so ist dies ebenso lächerlich wie bedauerlich. Es ist eine alte Erfahrung, daß der, welcher eine Sprache am besten beherrscht, sich dies am wenigsten merken läßt, während der Anfänger und Stümper nur zu geneigt ist, mit seinen kümmerlichen Brocken zu protzen. „Es ist ein Uebelstand an den Deutschen," sagt Adam Junghans von der Olnitz, „daß sie so sehr nachmachen, wie Affen und Narren. . . . . Können sie die fremde Sprache ein wenig plappern, so gesellen sie sich zu den Spaniern und Welschen." [32])

Unter den chinesischen Worten, welche gang und gäbe wurden, stand in erster Linie „quai-quai", d. i. „schnell". Mit „Kuli, quai-quai!", unter Hinzeigen und mit der nötigen Handbewegung, war alles zu erreichen. Ließen die Kulis mit der Arbeit nach, was sie stets taten, wenn sie sich unbeobachtet glaubten, und der beaufsichtigende Musketier rief im Befehlston „quai-quai!", dann antworteten sie „quai-quai! quai-quai!", und schafften wieder für die nächsten Augenblicke, als wären sie von der Tarantel gestochen. Dies „quai-quai" hörte man auf allen Plätzen, wo gearbeitet wurde. Ich habe einen uralten Chinesen stehen sehen, welcher einer solchen Szene zusah, traurig mit dem Kopf schüttelte und „quai-quai" murmelte. Wahrscheinlich dachte er: „Immer nur quai-quai; befehlen und quai-quai, weiter können sie nichts."

Andere beliebte Worte waren: „lai" „komm' her", „chau" (mit rauhem ch aus der Kehle, wie in Dach) d. i. „gut", „einverstanden", „nehme ich"; „bu chau" d. i. „schlecht", „minderwertig", „kann ich nicht gebrauchen". Für „chau" wurde in Tien-tsin meist „tschang-gaudi" gesagt. Zwei andere stets gebrauchte Worte waren „tschau-tschau" oder, wie die Bettlerinnen sagten „djau-djau-a" d. i. Essen, und „schui" „Wasser". „Kuli tschau-tschau" hieß „Essen für die Kulis" und „ma schui" „Wasser zum Tränken".

„Men" die Tür, „Yamen" jedes bessere Haus, „tscha" der Thee, „ma" das Pferd (eigentlich Stute) waren häufig gehörte Worte.

Unsere Leute verkehrten also mit den Chinesen in einer Sprache, die man vielleicht „Pidgin-Deutsch" nennen kann; englische Worte waren und blieben aber auch darunter, und „number one" für „erstklassig" oder „sehr gut", „money" und „too much" konnte man oft genug hören.[33])

Eine Sehenswürdigkeit in Tien-tsin waren damals die beiden gefangenen „Boxer-Königinnen" oder „Göttinnen der Boxer", welchen Pierre Loti ein Kapitel seines Buches gewidmet hat. Dieses Buch hält im übrigen nicht, was man sich von ihm verspricht: es bringt viel Phrasengeklingel und blumenreiche Sprache, manche Wiederholungen und wenig Tatsachen. Dem Leser, welcher nicht an Ort und Stelle war, wird es, fürchte ich, keine sehr scharfen Bilder und klaren Eindrücke hinterlassen. Die immer wiederkehrenden Lobpreisungen der Manneszucht der französischen Truppen, ihrer Menschlichkeit gegenüber den Besiegten und ihrer Liebe zu den chinesischen Knaben sind ebenso wenig geschmackvoll wie das im Gegensatz hierzu gestellte Hervorheben der Rohheit und Habgier der anderen, mehr oder weniger deutlich bezeichneten Nationen. Der Vandalismus der Deutschen und die Unschuld der Franzosen werden besonders gegenübergestellt.[34]) Es würde nicht schwer sein, hierauf zu antworten, und Vergleiche würden nicht immer zu unserem Nachteil ausfallen, gar nicht zu reden von den Kriegen von 1860 und 1883—85. Aber die französischen Offiziere und Soldaten in China sind uns zu wert geworden, um hierauf näher einzugehen. Man muß eben nicht mit dem Marineoffizier Julien Viaud rechnen, sondern mit dem Schriftsteller Pierre Loti, der seinen französischen Lesern zu schmeicheln und sich bei einigen entschuldigen zu müssen glaubt.[35]) Das Zusammenhalten der deutschen und französischen Soldaten war eine der auffallendsten Erscheinungen dieses Krieges: man sah sie Arm in Arm gehen, sie besuchten sich gegenseitig, sie kneipten — und zuweilen auch bekneipten sich — zusammen; sie standen einander bei. In den Quartieren unserer 1. Kompagnie zu Yang-tsun sah man am Sonntage manchmal mehr Zuaven als Deutsche. Von dem Verhältnis zwischen deutschen und französischen Offizieren werde ich noch zu sprechen haben: es war immer achtungsvoll und zuvorkommend, nicht selten freundschaftlich und zuweilen herzlich.

Es ist bereits erwähnt worden, daß chinesische Handwerker und Kulis in umfangreichem Maße herangezogen wurden, um beim Ausbau der Quartiere zu helfen. Alle wurden gut bezahlt, und sobald sie dies gemerkt hatten und einer gerechten Behandlung sicher waren, war das Angebot zur Arbeit größer als der Bedarf. Der Kuli[36]) erhielt bei den Franzosen 25 cents, bei uns — viel zu viel —

30 cents täglich.[37]) Anfangs hatte man sowohl bei uns wie bei den Franzosen japanische Kulis im Dienst. Dem „Chinakenner", welcher die Anregung zur Bildung japanischer Kuli-Kompagnien gegeben hat, kann sicherlich nicht die Tatsache bestritten werden, daß er seine übrigen Kollegen um ein erhebliches übertroffen hat. Bei allen kriegerischen Unternehmungen von Europäern in China sind stets ausreichende und billige chinesische Arbeitskräfte zur Verfügung gewesen. Nur in einem Falle, beim Vormarsch gegen Peking 1860, verschwanden plötzlich sämtliche Wagentreiber, und die Bagage der Alliierten blieb stecken; an diesem Unglück waren Letztere aber nicht ganz schuldlos. Die japanischen Kuli-Kompagnien haben viel Geld gekostet, viel Aerger bereitet und nichts geleistet. Die Franzosen stießen ihre 597 japanischen Kulis im Oktober ab, wir die unsrigen bald darauf.

Dagegen haben die Franzosen mit 189 eingeführten koreanischen Viehknechten ausgezeichnete Erfahrungen gemacht.[38]) Schon äußerlich war ein großer Unterschied zu bemerken. Die japanischen Kulis sahen widerlich aus, während die Koreaner einen sympatischen Eindruck machten. Ein Kuli-Löhnungs-Appell oder eine Tschau-Tschau-Ausgabe waren für mich immer ein spaßiger Anblick. Da saßen sie Alle niedergehockt, mehrere Glieder tief und schön ausgerichtet, und schwatzten durcheinander. So wie aber der Feldwebel oder ausgebende Unteroffizier erschien und „Ruhe!" rief, war alles mäuschenstill. Sie empfingen schweigend ihr Geld, Reis oder Schiffszwieback, prüften die Münze sehr genau auf Echtheit und gingen dann mit demselben Lärm wieder auseinander, mit dem sie gekommen waren.

Inzwischen erwachte Tien-tsin zu neuem Leben. Die Läden taten sich wieder auf, Zerstörtes wurde ausgeflickt oder neu aufgebaut, die Häuser schmückten sich mit der Flagge der Nation, welcher das betreffende Viertel unterstellt war, und an den Türen erschienen Zettel, welche die Bewohner des Hauses dem Schutze aller Nationen empfahlen. Mit der Bitte um Ausfertigung solcher Empfehlungsschreiben wandten sich die Chinesen gewöhnlich an die Soldaten, welche meist den Wunsch der Bittenden erfüllten, zuweilen aber auch Dinge darauf schrieben, von denen sich die ahnungslosen Bezopften nicht träumen ließen. So sah ich an der Tür eines Hauses stolz einen Zettel prangen mit der Aufschrift: „Der Besitzer dieses Hauses ist ein ganzer gelber Hallunke." Die Holländer haben die Chinesen „die Juden des Ostens" getauft, und zweifellos sind sie ausgezeichnete Kaufleute. Sie sind fleißig, wo es sich um Gewinn handelt, sind genau und sparsam, besitzen eine außerordentliche Menschenkenntnis und sind pünktlich und ehrlich, wenn ein Kontrakt einmal abgeschlossen

ist. Bis zu diesem letzten Augenblick aber benutzen sie alle nur denkbaren Schliche und Kniffe, um ein möglichst vorteilhaftes Geschäft abzuschließen.

In der Beschreibung von Kapitän Cook's dritter Reise wird von einem Handelsgeschäft mit Chinesen erzählt, welches typisch ist; genau so ging es in den Bazars der sogenanten Chinesenstadt zu, und ich möchte es daher hier im Auszuge wiedergeben.[39]) „Wir glaubten mit vieler Wahrscheinlichkeit, daß wir in Canton den Pelzhandel auf das vorteilhafteste würden betreiben können, und in dieser Ueberzeugung hatte mich Kapitän Gore ersucht, ungefähr zwanzig Meerotterfelle, welche größtenteils unserem verstorbenen Befehlshaber (Cook) gehörten, mit dorthin zu nehmen, und sie so gut als möglich anzubringen. Dieser Auftrag verschaffte mir Gelegenheit einigermaßen mit dem Handelsgeist der Chinesen bekannt zu werden. Ich sprach mit einigen englischen Supercargos darüber, und bat, sie möchten mich an irgend einen chinesischen Kaufmann weisen, der Kredit und Ruf hätte, und mir gleich anfangs einen billigen Preis böte. Man führte mich also zu einem Mitgliede des Hong, einer Gesellschaft der vornehmsten Kaufleute der Stadt, und sagte ihm, was ich für einen Auftrag hätte. Er schien auch wirklich zu begreifen, was meine Pflicht dabei von mir forderte, und versicherte, ich könnte mich auf seine Ehrlichkeit vollkommen verlassen; in einem Falle wie dem gegenwärtigen halte er sich nur für einen Kommissionär oder Geschäftsträger, und nehme auf seinen eigenen Vorteil nicht die geringste Rücksicht. Als ich ihm endlich die Ware vorgelegt hatte, untersuchte er alles, Stück für Stück, zu wiederholten Malen sehr sorgfältig und sagte endlich, er dürfe es nicht wagen, mehr als dreihundert Taler dafür zu geben. Allein ich wußte nach dem Preise, den unsere Meerotterfelle in Kamtschatka gegolten hatten, daß er mir noch nicht die Hälfte ihres Wertes anböte, und mußte daher gegen meinen Willen den Kaufmann machen. Ich bestand nunmehr meinerseits auf tausend Taler, und hierauf stieg mein Chinese mit seinem Gebot auf fünfhundert. Dann bot er mir ein Privatgeschenk an Thee und Porzellan für meine Person, welches sich auf hundert Taler belief, dann ebensoviel in barem Gelde. Endlich wollte er siebenhundert Taler geben, und nun ließ ich bis auf neunhundert ab. Da wir hier beide nicht weiter nachgeben wollten, gingen wir auseinander. Aber bald kam der Chinese mit einem Verzeichnis von indischen Waren zurück, die er mir nunmehr zum Tausch anbot, und die sich, wie ich nachher erfuhr, wenn er sie ehrlich ausgeliefert hätte, auf mehr als den doppelten Wert seines vorigen Gebotes belaufen haben würden. Als er sah, daß ich mich zu diesem Handel nicht verstehen wollte, sagte er

endlich: er wolle mit einem Wort noch hundert Taler zulegen. Darein willigte ich denn, weil ich des Streits schon herzlich müde war, und bekam also achthundert Taler."

Sehr verworren sind die chinesischen Geld- und Münz-Verhältnisse. Die einzige allgemein gangbare Geldsorte sind die Käsch, und man weiß nie, wie viel von diesen minderwertigen Blechstücken auf einen Dollar gehen. Die chinesische Käsch-Wirtschaft erinnert etwas an die Reis-Rechnung in Portugal, wo man auf seiner Hôtel-Rechnung 200 Reis für Morgen-Kaffee und 100 Reis für Beleuchtung aufgeschrieben findet, und wo man beim Bankier für einen Hundertmarkschein 27000 und etliche Hundert Reis ausbezahlt erhält. Nur kann man diese bequem nach Hause tragen, denn sie sind aus Papier bis auf den letzten Reis, während man zum Fortschaffen der 100 Mark in Käsch einen Wagen nehmen muß. Wir haben Käsch so gut wie gar nicht benutzt, sondern immer mit den verschiedenartigsten Silbermünzen und selbstredend stets zu unserem Schaden bezahlt. Das Wort cash, Käsch, hat ursprünglich nichts zu tun mit dem alten englischen Wort cash. Die Portugiesen machten bei ihrem Erscheinen in Ostasien aus einem bereits vorgefundenen, ähnlich klingenden Worte der Eingeborenen ein caixa oder caxa (sprich: kaí-scha), und die Engländer hieraus wieder cass und schließlich, unter Verwechslung mit ihrem schon vorhandenen Worte, cash. Die Münze wird sonst auch Sapeke genannt, besonders bei den Franzosen.[40]) In den größeren Städten geben auch Banken von der Art, die man in den Vereinigten Staaten „wild-cat banks" nennt, Papiergeld aus. Außer in der Stadt selbst und ihrer nächsten Umgebung nimmt solch' Geld aber kein Mensch an aus Furcht, die Bank möchte inzwischen schon bankerott gemacht haben.

Abgesehen von den wiedereröffneten Kaufläden waren es besonders die wiedererscheinenden Straßenhändler, welche der Stadt nach und nach ihr früheres Aussehen gaben. Die verschiedenen Straßengewerbe haben ihre besonderen Laute, durch die sie sich ankündigen: einer schlägt ein Schallbecken, ein anderer einen kleinen Gong, während der Barbier einer Art Stimmgabel schnarrende Töne entlockt, und ein vierter eine Trommel schlägt; ein fünfter entnimmt einer Maultrommel sein Erkennungszeichen und der Fußarzt wirbelt nach Art der Kastagnetten zwei Stücke Bambus gegeneinander. Alle aber schreien dazu aus vollen Lungen. So geht es in den Straßen Tag für Tag, denn die Chinesen kennen nicht die Einrichtung des Sabbats, der Ruhe am siebenten Tage. An gewissen Stellen sind regelmäßig Bettlerinnen mit ihren Kindern und rufen „djau-djau-a", „djau-djau-a!" —

„Allein, ihr wißt wohl, ein Soldat
Sehr wenig zu verschenken hat",

4*

und schließlich, was gehen uns die chinesischen Bettler an, die nicht einmal das Wort „danke" kennen?

Auch die blinden Musikanten sind nicht viel mehr als Bettler. Sie bearbeiten meistens eine mit zwei Saiten bespannte Bambus-Fiedel, welche nur dünne, kratzende Töne hervorbringen kann. Die Musik unserer Harmonika- und Leiermänner ist für den Zuhörer auch kein erheblicher Kunstgenuß, aber es ist doch wenigstens Musik, und man fragt sich mit Erstaunen, wie die Chinesen an den kläglichen Tönen eines solchen Marterkastens, wie diese zweisaitigen Geigen, Gefallen finden können. Die übrige Musik — von der wir die ersten Proben im Gaisha-Viertel von Singapur zu hören bekamen — ist jedoch entsprechend. Die chinesische Musik scheint mir so recht geeignet zu sein, klar zu machen, wie sehr sich das innerste Denken und Fühlen der Chinesen von dem unserigen unterscheidet. Sie legen großen Wert auf die Musik, seit Tausenden von Jahren wird sie bei ihnen eifrig gepflegt; sie hat ihre klassischen Bücher, und fast jede der alten Dynastien hat dem Volk eine besondere Art von Tonkunst hinterlassen. Man hat die verschiedenartigsten Instrumente, und von 13 Jahren an soll jeder Knabe, dessen Eltern es erschwingen können, Unterricht in der Musik erhalten. Und wie kläglich klingt der Erfolg in unseren Ohren, oder vielleicht besser, wie unverständlich ist uns eine derartige Tonkunst!

Ueber die Gerüche in China ist schon gesprochen worden; in Tien-tsin-Dorf, am Eingang vom Bahnhofe aus, waren sie ganz besonders übel, aber das Schlimmste sollten wir noch im nächsten Sommer erleben. Was im Herbst, nach meiner Ansicht, besonders zur Verschlechterung der Gerüche im Dorfe beitrug, waren die Heuschrecken. Der Geruch der gerösteten Heuschrecken ist widerlich und erzeugte anfänglich in mir eine leichte Neigung zum Erbrechen, ähnlich wie es Sir Harry Johnston von dem Geruch der lebenden Heuschrecken in Uganda berichtet. Jedoch, wie über den Geschmack, mag auch über den Geruch nicht zu streiten sein, und auch die geprobten Tiere mögen verschieden sein. Denn über einen Versuch, welchen man in den Vereinigten Staaten über die Eßbarkeit der Heuschrecken angestellt hat, berichtet Professor Riley: „Das Aroma der zubereiteten Tiere ist höchst angenehm. Im eigenen Fette gebraten, haben sie einen lieblichen, mußartigen Geschmack."[41])

Aber wie an die Gerüche, so gewöhnte man sich auch an die ganze Umgebung sehr schnell — vielleicht schneller, als es für einen aufmerksamen Beobachter dienlich ist. Wir wohnten mitten unter dem „schwarzhaarigen Volk", und der Zopf kam uns schon nach kurzer Zeit weniger auffallend und sicherlich weniger unschön vor,

als die Polka-Frisur der mit Europas Kultur übertünchten Asiaten in Tien-tsin-Ansiedlung.

Leider hatte sich in Tien-tsin-Dorf kein Raum finden lassen, der für ein Regiments-Kasino geeignet und groß genug gewesen wäre. Es mußten also zwei Bataillons-Kasinos gegründet werden, und das war ein großer Nachteil. Denn das Offizier-Korps des Regiments, welches an zwei verschiedenen Orten zusammengetreten, auf dem Schiff auch nicht recht verschmolzen worden war und nun andauernd getrennt speiste und verkehrte, ist eigentlich immer ein zweiteiliges Offizier-Korps geblieben. Die eine Hälfte stand der andern mehr oder weniger fremd und steif gegenüber, und es waren nicht viele im Offizier-Korps, die bei allen Teilen gleich gut bekannt waren. In den letzten Tagen des Oktober fanden zwei sehr nette kameradschaftliche Vereinigungen statt: die Offiziere der soeben eingetroffenen 2. (Schnellfeuer-) Batterie der russischen Garde-Jäger besuchten das Kasino des I. Bataillons, und in den gemütlichen Räumen des II. Bataillons versammelte sich noch einmal die alte „Backschaft" von der „Palatia", um der schönen Fahrt und den gemütlichen Stunden in der Backbord-Ecke der großen Kajüte einen Erinnerungstrunk zu widmen. Leider endete dieses Fest etwas früher als vorgesehen war: der Ruf „Feuer" trieb alles auseinander, um zu sehen, wie das 3. Feld-Lazarett vollständig niederbrannte. Es war der erste aus der Reihe der großen und kleinen Brände, von denen die Truppen in Ost-Asien heimgesucht werden sollten.

Inzwischen war ein Befehl gekommen, welcher die 1. Kompagnie nach Yang-tsun versetzte und Hauptmann v. Auer zum Kommandanten dieses Verbindungs-Postens ernannte.

Wir waren alle sehr froh über diese Aenderung, achteten nicht der Mühe und Bauarbeit, die umsonst gewesen war, und bereiteten uns in den paar Tagen, die noch blieben, auf unseren neuen Aufenthalt vor; denn in Yang-tsun, das wußten wir, war auch nicht ein Haus erhalten geblieben.

Ehe ich nun zu dieser Zeit komme, die etwas bewegter und kriegerischer war, möchte ich ein paar Worte über das Verhältnis von China zu den verbündeten Mächten und besonders zu Deutschland sagen.

Seit 1514 befahren die Portugiesen die chinesischen Gewässer; nach einer wenig bekannten Expedition in diesem Jahre waren der Italiener Rafael Perestrello und später der Portugiese Fernão Peres d'Andrade die ersten, von deren Fahrten und Handelsbeziehungen mit den Chinesen wir unterrichtet sind.

Sie wurden gut und ohne größeren Argwohn empfangen, als es wildfremde Seefahrer in jedem Lande erwarten können. Aber schon das nächste portugiesische Geschwader in chinesischen Gewässern unter Führung von Simão d'Andrade, dem Bruder von Fernão Peres, beging Willkürlichkeiten und Gewaltättigkeiten, und die später kommenden Landsleute machten es ebenso. So wird ihnen neben anderen Dingen vorgeworfen, daß sie raubten und plünderten und Frauen und Jungfrauen gewaltsam entführten.

Daher suchte die chinesische Regierung jeden Handel mit ihnen zu verhindern, und man vertrieb sie gewaltsam von den Punkten, wo sie sich festsetzen wollten oder dies vorübergehend getan hatten. Schließlich konnten sie froh sein, daß sie in Macao geduldet wurden, wo sie durch eine Mauer vom Festland getrennt waren und ein wenig angenehmes Dasein führten.

Die Chinesen hatten vielseitige Handelsbeziehungen mit Hinterindien und den Sunda-Inseln und sie mußten daher recht bald von der Mißhandlung der Araber, Indier und Malayen durch die Portugiesen erfahren haben. Sie hatten somit die Fremden besser aufgenommen, als sie es verdienten, und man kann es ihnen nicht verargen, daß sie den Verkehr auf die allernotwendigsten Handelsbeziehungen beschränkten, als durch eigene Erfahrungen die Berichte über die Bösartigkeit der Portugiesen bestätigt wurden.[42])

Nach den Portugiesen kamen ihre Verdränger und Nachfolger, die Holländer. Holland war damals ein aufstrebendes Land, glänzend durch Kunst und Wissenschaft und in wenigen Jahren auch durch Reichtum und Macht eines der ersten Völker der Welt. Was die Holländer über die Behandlung der Völker fern im Osten Asiens dachten, kann daher auch als maßgebend für das ganze Europa jener Zeit gelten. Dabei muß bedacht werden, daß China im Anfange des 17. Jahrhunderts schon fast auf derselben Kulturstufe stand, wie heute, während die Völker Europas damals noch nicht annähernd die kulturelle Ueberlegenheit unserer Zeit hatten.

Wie den Portugiesen, so eilte auch von den Sunda-Inseln und Molukken den Holländern ihr Ruf der Gewalttätigkeit voraus, und auch ihr Handelstalent hatten die Chinesen bald erkannt. „Das Volk“, sagt ein chinesischer Bericht, „welches wir Rothaare oder rote Barbaren nennen, ist dasselbe wie die Holländer und wohnt am westlichen Ozean. Sie sind habsüchtig und verschlagen, verstehen viel von kostbaren Waren und wissen sich sehr geschickt Vorteile zu verschaffen; um Gewinst schonen sie selbst ihr Leben nicht, und kein Ort liegt so fern, als daß sie ihn nicht aufsuchten.“[43])

Im Jahre 1622 schickten die Holländer ihre erste größere Flotte in die chinesischen Gewässer, und die Verhaltungsmaßregeln, welche dem Kommodore Reijersen mitgegeben wurden, sind bezeichnend für die damals unter Europäern allgemein gültige Auffassung, daß man sich nämlich Asiaten gegenüber alles erlauben könne. Artikel 6 lautet: „Wenn erkannt wird, daß die Chinesen hinzuhalten versuchen, (beim Versuch Handelsbeziehungen anzuknüpfen), dann muß man sie sofort mit Krieg überziehen, wobei es gut sein wird, sich mit den japanischen und chinesischen Seeräubern in Verbindung zu setzen. Man soll den Chinesen möglichst viel Schaden tun und vor allen Dingen versuchen, sei es auf dem Lande, sei es auf der See, möglichst viel Männer, Weiber und Kinder zu fangen, um damit Batavia, Amboina und Banda zu bevölkern." Die Instruktion verlangt dann weiter, daß die Chinesen nicht nur zum Handel gezwungen werden sollen, sondern sie sollten sich auch verpflichten, allen Handel mit anderen Völkern aufzugeben, und keine chinesische Dschunke sollte ohne holländischen Paß die See befahren dürfen.[44])

Reijersen machte sich daran, diese Instruktion zur Ausführung zu bringen. Traf man chinesische Dschunken, so wurden sie genommen und die Besatzung nach Jacatra, dem heutigen Batavia gebracht. Als es dann den Holländern nach Verübung derartiger Gewalttaten von den chinesischen Behörden nicht gestattet wurde, in China Handel zu treiben, begann Reijersen im Herbst 1622 den Krieg. Van Nieuweroode fuhr von den Pescadores nach der gegenüberliegenden Küste von Fukien und vernichtete an einem Tage südlich Amoy 26 Kriegs- und mehr als 80 Handelsdschunken. Dann fuhr er nach Amoy und setzte hier sein Zerstörungswerk fort, wobei seine Landungstruppen auf der Insel Kolongsu, gegenüber Amoy, regelrechte Kämpfe mit chinesischen Truppen zu bestehen hatten. Alle Gefangenen wurden als Kulis nach Batavia geschickt. Dann verbanden sich die Holländer der Instruktion gemäß mit den Seeräubern, hielten aber nichtsdestoweniger in ihrer Gier nach Handelsgewinn und Beute bald zu den Chinesen, bald zu den Seeräubern, und benahmen sich selbst wie Seeräuber allerschlimmster Art. Schließlich wurden regelrechte Sklavenjagden gegen die Chinesen abgehalten und die gefangenen Männer, Weiber und Kinder nach Batavia und den Molukken geschafft.[45]) Wie es diesen unglücklichen Gefangenen im allgemeinen erging, möge ein Auszug aus einem Briefe des General-Gouverneurs de Carpentier vom 3. Januar 1624 zeigen: „Ungefähr 1150 eroberte Chinesen hatten die Unsrigen in Pehou bei einander, von denen die Hälfte durch Gram, Ungemach, Entbehrungen und Arbeit in Pehou gestorben ist. Von 571 auf der „Zierikzee"

hierher geschickten Chinesen sind 463 unterwegs gestorben und von den übrig bleibenden 98 sind hier an Land noch 65 an der Wassersucht elend zu Grunde gegangen, so daß wir von diesem ganzen schönen Haufen Menschen nicht mehr als 33 Personen übrigbehalten haben."[46])

Da wird man sich wohl nicht wundern, wenn die Chinesen diesen Barbaren gegenüber, die nebenbei noch überall durch Trunkenheit und Diebereien übel auffielen, versuchten, ihr Haus zuzuriegeln, und wenn sie Verachtung und wilden Haß fühlten gegen Menschen, die so roh und zugleich so stark und gefährlich waren.

Es ist ein Ausspruch des Kaisers Kang-hi aus dem Jahre 1717 überliefert, welcher die geheime Sorge der denkenden Chinesen erkennen läßt und welcher fast prophetisch erscheint: „Man muß Vorsorge treffen, sonst könnten in den Jahrhunderten oder Jahrtausenden der Zukunft die verschiedenen Völker des Westens, welche zu Wasser hierher kommen, dem Reiche gefährlich werden."[47])

Die Erfahrungen des letzten Jahrhunderts, welches mit den Boxer-Unruhen einen so unglücklichen Abschluß für China gefunden hat, sind auch nicht geeignet gewesen, den Chinesen eine höhere Meinung von Leuten beizubringen, die sich ihnen gewaltsam aufdringen, mit denen sie selbst aber garnichts zu tun haben wollen. Exzellenz von Brandt hat in kurzen treffenden Sätzen die Verhältnisse geschildert, welche den letzten großen Ausbruch hervorgerufen haben[48]).

Wenn man so zugeben muß, daß die Chinesen während der ganzen Zeitdauer des ihnen aufgezwungenen Verkehrs mit den Europäern von diesen übel behandelt und vergewaltigt worden sind, so tragen sie doch an ihrem letzten großen Unglück selbst die Schuld. Sie hatten vertragsmäßig zugestanden, daß Gesandte der Mächte in Peking dauernd ihren Aufenthalt nehmen sollten, und sie wußten, welche heiligen Verpflichtungen sie damit übernommen hatten. Der Schutz der Gesandten geht über den Schutz der eigenen Untertanen. Die Regierung in Peking war wohl in der Lage die Gesandtschaften zu schützen, aber sie hat es nicht gewollt, und hat die Angriffe geduldet, wenn nicht sogar befohlen. Deutschland stand infolge der Ermordung seines Gesandten in der ersten Linie der Beleidigten. „Von den Kriegen, die durch Mißhandlung der Gesandten veranlaßt worden sind, ist die Geschichte voll"[49]), und stets ist eine ganz besonders harte Strafe die Folge gewesen, wenn dies in der Macht der Beleidigten lag.

Die Kriegserklärung spielte im Altertum, im Mittelalter und bis in das 18. Jahrhundert hinein eine wichtige Rolle. Seitdem hat man sich mehr und mehr von bestimmten Formen entbunden, und die

rechtliche Notwendigkeit einer ausdrücklichen Kriegserklärung wird nicht mehr anerkannt. Bekanntlich ist 1866 vor dem Kriege zwischen Oesterreich und Preußen auch keine Kriegserklärung erfolgt, und was China anbetrifft, so ist weder dem Opiumkriege von 1840 noch den kriegerischen Unternehmungen von 1856 und 1859 und dem Kriege von 1883-85 in Tonkin und auf Formosa eine Kriegserklärung vorausgegangen. Die chinesische Regierung war sich dieser Vorgänge bewußt und war der Ansicht, daß sie sich seit dem Angriff auf die Taku-Forts mit den beteiligten Mächten im Kriegszustande befände, und diese Ansicht ist verschiedentlich in ihren offiziellen Schriftstücken zum Ausdruck gekommen. [50]) Von den verbündeten Mächten hat keine an China den Krieg erklärt, aber, wenn auch offiziell kein Krieg mit China bestand, mit der Boxer-Provinz, mit Tschili, war sicherlich Krieg. Wenn hierbei von verbündeter Seite der Anschein des amtlichen Friedens gewahrt wurde, so hatte dies eigentlich weiter keine Folgen, als in den Köpfen gewisser Leute Unklarheit und Verwirrung anzurichten. Tatsächlich befand sich ganz Tschili in vollem Aufstande, und kein Chinese dieser Provinz hat wohl je daran gezweifelt, daß sie sich im Kriege befänden, daß ihre Provinz ein erobertes Land sei, und daß sie sich mit diesem Zustande abzufinden hätten, so gut es eben ging. Die Provinz Tschili war und blieb ein Aufstandsgebiet, in welchen in gewissen Gegenden jeder Chinese ein Boxer im Kleide des Bürgers war, und sie mußte dementsprechend behandelt werden. Dies ist auch sicherlich der Standpunkt, auf welchem Se. Majestät der Kaiser stand, und welchem Er in seinen Abschiedsworten an die hinausziehenden Truppen Ausdruck verleihen wollte. Hätte man diese Gedanken als Richtschnur genommen und an die Verhältnisse angepaßt, so wäre man sicher einen Weg gewandelt, der den Chinesen gegenüber der einzig richtige ist. Rohheit und Barbarei mußten unter allen Umständen vermieden werden, aber es mußte sowohl den unterstellten Truppen als auch den Chinesen gegenüber deutliche, sprechende, tatkräftige Klarheit herrschen. Dies aber war nicht immer der Fall, und am wenigsten manchmal bei denen, die auf verantwortlichem Posten standen und es am besten hätten wissen sollen.

KAPITEL III.

Yang-tsun.

Gleich nach Empfang des Befehls zur Uebernahme des Verbindungs-Postens Yang-tsun hatte sich Hauptmann v. Auer dorthin begeben, um sich von dem Stande der Dinge persönlich zu überzeugen, und am 1. November ging ich mit einem Vorkommando von 2 Unteroffizieren und 32 Mann nach Yang-tsun ab, um zunächst notdürftig Unterkunft für die Kompagnie herzustellen. Denn Hauptmann v. Auer hatte sich überzeugt, daß es unmöglich war, gleich die ganze Kompagnie herüberzunehmen. Nachdem das Gepäck nicht ohne Mühe und Aerger am Vormittag auf dem sogenannten Kohlen-Bahnhof verladen worden war, fuhren wir am Nachmittag des 1. November gegen 5 Uhr mit einer etwa $1\frac{1}{2}$ stündigen Verspätung ab. Hauptmann v. Auer begleitete mich, denn er wollte an Ort Stelle mit mir besprechen, welche Einrichtungs-Arbeiten vorzunehmen waren. Etwa 6 Uhr 30 Minuten langten wir auf dem Bahnhof Yang-tsun an. Das Gepäck der Mannschaften und eine große Menge Einrichtungsgegenstände, Möbel, Baumaterialien, Handwerkszeug, wurde auf dem Hausboot des deutschen Postens Yang-tsun verstaut und unter Führung eines Unteroffiziers auf dem Wasserwege abgebracht. Das Offizier-Gepäck wurde auf meinem Mandarinenwagen verladen, und so traten wir gegen 7 Uhr unseren abendlichen Marsch nach dem $\frac{3}{4}$ Stunden entfernten Yang-tsun an. Hauptmann v. Auer ritt meinen Schimmelhengst und ich das braune Maultier. Die Gegend von Yang-tsun ist auf den uns überwiesenen, nach japanischen Aufnahmen im Maßstab 1 : 168 000 angefertigten Wege-Karten ganz besonders ungenau; die Bahnlinie ist völlig falsch und verwirrend eingezeichnet. Hauptmann v. Auer hatte den Weg zwar schon einmal gemacht, aber es war doch ein Glück, daß wir die schwer zu findende Straße nicht verfehlten. Zum Schluß mußten wir über die Schiffsbrücke, die einzige, die außer der Eisenbahnbrücke damals über den Pei-ho führte. Sie wurde gewöhnlich die „französische Brücke“ genannt, weil sie von einem ständigen

Zuaven-Posten bewacht wurde; die Franzosen aber verbaten sich diesen Namen und nannten sie die „japanische Brücke“, weil die Japaner an der anderen Seite des Pei-ho lagen. In der Tat war es eine alte chinesische Brücke, die als einzige ihrer Art z. Z. außerordentlich wertvoll war, aber von jedem verleugnet wurde, weil sie sich in einer geradezu scheußlichen Verfassung befand. Ich habe einen amerikanischen Wagen mit 4 Maultieren bespannt in den Pei-ho stürzen sehen, und man war jedesmal herzlich froh, wenn man mit Pferd und Wagen herüber war, besonders bei Dunkelheit. Die Engländer bauten zwar bald weiter oberhalb eine Brücke, die sogenannte „indische Brücke“, aber sie lag für Franzosen, Deutsche und Italiener zu unbequem und wurde nur von den Indiern, vielleicht auch den Japanern benutzt. Erst die Erbauung einer sehr guten französischen Brücke zwischen der alten Schiffsbrücke und Eisenbahn half dem Uebelstande ab.

Der Kommandant der kleinen deutschen Etappe im Yang-tsun war Leutnant Griesel vom 2. Regiment, der mit seinen geringen Mitteln seine Leute für den Herbst gut untergebracht hatte, und der es verstanden hatte, durch ein nettes kleines Kasino, kameradschaftlichen Sinn und immer heiteres Wesen die Etappe Yang-tsun zu einer sehr beliebten zu machen. Mit ihm, dem noch zur Etappe gehörigen Postsekretär und zwei durchreisenden Offizieren verbrachten wir die Abendstunden sehr angenehm im Etappen-Kasino. Als Unterkunft für die Nacht hatten wir einen kleinen traurigen Raum, dessen Tür nicht schloß und dessen zerfetztes Papierfenster notdürftig durch vorgestellte Bretter ausgebessert war. Wir legten uns beide dicht nebeneinander auf den Kang und wickelten uns ein, so gut wir eben konnten; aber die Nacht war kalt, der Wind pfiff hinein durch Tür und Fenster, und ein schlechtes Ortsbiwak in Westpreußen ist vorzuziehen. Meine Hunde, Hunibald nnd Heidrun, waren sehr aufgeregt uud tobten andauernd im kleinen Raum umher. Ich mußte sie daher auf den Flur hinausweisen, wo es noch kälter war; aber sie machten sich warm durch weiteres Herumjagen, bis sie sich endlich nach einiger Zeit beruhigten.[1])

Am nächsten Morgen mußten wir früh heraus, und das machte uns bei einem so kalten und ungemütlichen Nachtlager keine Schwierigkeit. Hauptmann v. Auer besprach mit mir alle zu treffenden Anordnungen für die Kompagnie und wollte dann mit dem ersten Zuge nach Tien-tsin zurück. Mein Mandarinenwagen wurde angespannt, Hauptmann v. Auer nahm als Kenner derartiger Fahrten von dem besten Platze, nämlich der Deichsel, Besitz und fort ging es nach dem Bahnhof. Es mag hierbei bemerkt werden, daß die Mandarinenkarren mit der Radachse ganz am hintersten Wagenende

zweifellos der auf diese Weise vergrößerten Elastizität der Deichselstangen ihre Entstehung verdanken. Solche Wagen dürfen nur von Mitgliedern des kaiserlichen Klans benutzt werden und waren damals in Peking selten. Es ist dasselbe Prinzip wie bei der cubanischen Volante, jenem charakteristischen Gefährt, das jetzt immer seltener wird und nur noch auf dem Lande zu finden ist. Daß man in einer Volante federnd und recht angenehm fährt, kann ich aus eigener Erfahrung bezeugen, bezweifele es aber bei jenen kaiserlichen Mandarinenwagen, weil die Deichselstangen noch zu dick sind im Verhältnis zu ihrer Länge, und das ganze Gefährt zu massiv gebaut ist.



Bettler in Yang-tsun

Yang-tsun ist eine Stadt oder ein Flecken, der schon den alten holländischen und englischen Gesandtschaften unter dem Namen Jangtzin, Janzin, Yang-soong oder Yun-tsin bekannt wurde. Es gehört zu den wenigen großen Plätzen dieser Gegend, welche keine Stadtmauer haben, und dies beweist wohl, daß seine Größe erst aus verhältnismäßig jüngerer Zeit stammt. Vor dem Kriege ist es auf 50000 Einwohner und mehr geschätzt worden; es besaß eine starke mohammedanische Gemeinde und hatte eine ständige Garnison gehabt. Von allen diesen Menschen war jetzt nichts mehr zu sehen; ich habe gleich am ersten Vormittage das ganze uns zugewiesene Häuserviertel durchstreift und habe außer einem uralten Weibe sowie Aas und Leichen suchenden Hunden auch nicht ein lebendes Wesen erblickt. In den übrigen Teilen ist es genau so gewesen. Außer den wenigen vom Leutnant Griesel eingerichteten Behausungen war auch nicht ein Haus vorhanden, daß nicht völlig ausgeplündert und ausgeräuchert war. Schlimmer können Tschingis

Khan und Tamerlan auch nicht verwüstet haben. Der Ort war von den Boxern, von den chinesischen und schließlich von den verbündeten Truppen geplündert und niedergebrannt worden.

Ich hatte daher mit meinen 32 Mann gründlich zu tun, um die für die Züge in Aussicht genommenen Räumlichkeiten nur einigermaßen in Ordnung zu bringen. Dazu kam, daß Kulis in der ersten Zeit so gut wie gar nicht zu erhalten waren; es war eben niemand da. Es mußten daher in den ersten Tagen Arbeiter gewaltsam aus den Dörfern, wo sich noch einige Chinesen kümmerlich durchfutterten, geholt werden. Als diese gut behandelt wurden und außer dem unerhörten Tageslohn von 30 cents noch Tschau-tshau, d. h. etwas Reis und Schiffszwiebak, erhielten, kamen sie in der nächsten Zeit von selbst und schließlich in solchen Massen, daß sie Hauptmann v. Auer gar nicht alle verwenden konnte.

Von Leutnant Griesel übernahm ich an diesem Tage die Etappe. Viel war es nicht: einige Bestände, besonders Schiffszwiebak und Reis; einige schlechte Karren, eine tragende Kuh und das Hausboot. Ein Schaf, Eigenthum von Leutnant Griesel, kaufte ich ihm ab.

Ich hatte an diesem Tage auch gleich Beschäftigung als Etappen-Kommandant. Die beiden Kompagnien aus Shang-hai, die 1. und 3. vom 1. Regiment, unter Führung des Hauptmanns v. Wartenberg trafen am Nachmittage ein und wollten in Yang-tsun übernachten. Bei diesem Detachement befand sich auch der soeben aus Europa eingetroffene Kommandeur der 1. Brigade Generalmajor v. Trotha, sowie die Leutnants v. Kotze und Brandt mit Reitern von der 3. Schwadron. General v. Trotha mit Stab und Pferden brachte ich gut unter, das Detachement verzichtete aber auf die ihnen angewiesenen Ruinen und biwakierte. Abgesehen davon, daß diese Ruinen wirklich nicht sehr einladend für ein Ortsbiwak waren, klebten sie wohl noch an der von „Chinakennern“ ausgegebenen Ansicht, daß es unmöglich und sogar gefährlich sei, etwas anderes in chinesischen Ortschaften zu betreten, als allenfalls die Tempel. Leutnant v. Kotze mit seinem Zuge blieb bei uns, um bis zur Auflösung des Expeditions-Korps mit Yang-tsun Freud und Leid zu tragen; Leutnant Brandt ging zunächst nach Tung-tschóu mit, um aber auch nach einigen Wochen nach Yang-tsun überzusiedeln.

Als wir am Abend in unserem Kasino saßen und mit dem morgen scheidenden Griesel einen kleinen Abschiedstrunk nahmen, wurden wir durch einen angenehmen und interessanten Besuch überrascht. Der Bischof v. Anzer, welcher mit Hausboot von Peking kam, hatte in Yang-tsun Nachtstation gemacht und kam nun in der richtigen Annahme in unser Kasino, dort noch Gesellschaft zu finden.

Es war für uns Neulinge im Reich der Mitte natürlich höchst angenehm und belehrend, dem tüchtigsten Kenner vom Nord-China zuhören zu können.

Einen unangenehmen Zwischenfall bereitete leider ein Landwehrmann, ein uraltes Semester, der zur Besatzung eines Dschunken-Transports gehörte und sich in der japanischen Kantine an warmem Saki total betrunken hatte. Der den Transport führende Vize-Feldwebel überbrachte mir den Mann, der sich wie ein Wahnsinniger geberdete, tobte und schrie. Ich mußte ihn auf der Wache binden lassen, denn er zerschlug alles, und griff die Wachmannschaften, welche abgeschnallt hatten, an. Die Wache lag dem Kasino gegenüber auf der anderen Seite des Tempelhofes, und unsere Unterhaltung mit dem Bischof wurde zuweilen höchst peinlich durch das Brüllen dieses Wütenden unterbrochen. Ich habe an diese Szene denken müssen, als ich die Bemerkung las, welche vor 40 Jahren der Schiffsprediger Kreyher über den Saki niederschrieb: „Es sieht gelb und klar aus und schmeckt säuerlich, herb, schal, wie verdorbener Ungarwein. Ich glaube nicht, daß jemals andere Leute als Japanesen sich damit berauschen werden.“[2]) Wie oft ist dieses Urteil wohl allein in den Jahren 1900/1901 wiederlegt worden?

Am nächsten Morgen marschierte das Detachement v. Wartenberg weiter, und Leutnant Griesel mit seinen Leuten schloß sich ihm an. Ich machte an diesem Vormittag einen kleinen Streifzug in nordwestlicher Richtung, um die Gegend zu erkunden und Futter für die erwarteten Kompagnie-Tiere einzubringen. Der Wagen wurde angespannt, Reit-Maultier und Schimmelhengst gesattelt, in den Wagen kamen 3 Gewehre und Reserve-Patronen, und fort ging's mit Bartels, Meier und den beiden Hunden auf unsere erste kleine Expedition. Die Gegend war damals noch hoch mit Kauliang bestanden, sonst aber menschenleer, ebenso wie die Dörfer. Von lebenden Wesen waren in größerer Zahl nur Hunde zu sehen. Alle in der Nähe der Bahnstrecke liegenden Dörfer waren schon Mitte Juni durch die Truppen der Expedition Seymour niedergebrannt worden, Boxer, chinesische Reguläre und zuletzt die Truppen der Verbündeten hatten das Zerstörungswerk fortgesetzt, und auf der ganzen Strecke Tien-tsin—Peking war zu beiden Seiten der Bahn wie des Flusses kein Ort verschont geblieben.

Der Kauliang ist charakteristisch für diese Gegend von China und von sehr hoher Wichtigkeit für die Kriegführung im Sommer. Er erreicht eine Höhe von $3^1/_2$ m und mehr, steht dicht zusammen und ist schwer durchdringlich wie ein Dschungel. Er benimmt die

Uebersicht vollständig, und alle Truppengattungen können sich darin verbergen. Wer einige Kenntnis von den Kriegen der Niederländer auf den Sunda-Inseln hat, weiß, welche großen Schwierigkeiten diesen das Alang-alang-Gras gemacht hat, und doch wird dieses im allgemeinen nur $1\frac{1}{2}$ m hoch.

Für den chinesischen Landmann dieser Gegend ist es eine äußerst wichtige Pflanze, und wir haben sie gleichfalls schätzen gelernt. Man bemerkt in Tschili mehrere Varietäten von Kauliang, die sowohl durch Farbe als auch durch Schwere und Dichtigkeit der Dolden von einander verschieden sind. Schwerer braunroter Kauliang ist am häufigsten, aber auch weißer oder grauer ist nicht selten. Da der Kauliang, besonders die Stengel und Blätter, stark zuckerhaltig ist, so wurde er vom Vieh gern genommen. Ich glaube bemerkt zu haben, das Pferde die weiße Frucht lieber nahmen wie die braunrote; beide Sorten fraßen sie sich jedoch bald über. Stengel und Blätter nahmen sie aber als Nebenfutter im allgemeinen immer gern. Noch eine andere Art von Hirse fanden wir häufig in den chinesischen Bauernhäusern vor; es ist die italienische Hirse, die wir in Deutschland Kanarien-Samen zu nennen pflegen, und welche hier in China unsere Leute „Kuli-Reis" nannten.[3])

Herrenlose, verwilderte Hunde trieben sich damals noch in großer Zahl in den Kauliang-Feldern umher. Sie waren anfangs von großem Nutzen gewesen, denn sie hatten das Land von den Leichen gesäubert; nun ging diese Kost zu Ende und andere ehrliche Nahrung gab es nicht; sah man aber einen feisten, so war es sicherlich von Leichen und Aas. Jetzt, wo der Hunger drängte, wagten sie sich in die Nähe der Ortschaften, und früh am Morgen konnte man vor Yang-tsun, am Ausgange nach Ho-hsi-wu, stets einen stattlichen Trupp sehen. Hinein trauten sie sich aber nie, oder doch höchstens bei Nacht, und sowie ein Europäer nahte, rissen sie aus, ebenso wie sie vor meinen Hunden stets die Flucht ergriffen. Sie waren übrigens Kannibalen in ihrer Art und fraßen ihre toten Genossen auf. Die Chinesenhunde bellen nie oder selten bei Tage, machen Nachts aber um so mehr Lärm. Williams erwähnt, daß chinesische Schriftsteller bei Beschreibung von Hunden stets als eine besondere Eigentümlichkeit ihre Fähigkeit, auf drei Beinen gehen zu können, nennen. Dies konnte man nun damals sehr häufig sehen, nur daß meistens nicht Laune, sondern herbe Notwendigkeit manchen Hund zwang auf drei Beinen zu laufen. Das Erschießen von Hunden, in der Stadt, im Lager, auf dem Felde gehörte zum Sport bei allen verbündeten Truppen, und es mußten besondere, strenge Befehle hiergegen ergehen.

Als es kälter wurde und die Nahrung knapper, baten die wenigen noch in den Nachbardörfern ein kümmerliches Dasein fristenden Chinesen zuweilen, ihnen Hunde zu schießen. Dieser Wunsch wurde auch erfüllt, und Kotze verband das Nützliche mit dem Sportlichen. Er hetzte nämlich die Hunde und dies mit großem Erfolg. Der chinesische Hund ist hinten meist steil gebaut und daher nicht übermäßig schnell, und bei ihrem mangelhaften Futterzustand waren sie jetzt auch wenig ausdauernd. Wangenheim half bei diesem Sport, und sie haben den Chinesen manchen Festbraten geliefert.

Die Chinesen essen Hundefleisch und haben es immer gegessen, und daß dies für etwas Verächtliches gilt — wie ich gelesen habe — glaube ich nicht so recht, wenigstens ist es wohl nicht überall der Fall. In der „Siao Hio" wird der Hund als ein Schlachtvieh in einer Linie mit dem Ochsen, dem Schaf und dem Schwein genannt[4]) und eine von Groeneveldt angeführte chinesische Quelle nennt Hunde in einer Reihe mit Hühnern, Gänsen und Enten als Speisetiere.[5])

Williams sagt ausdrücklich, daß in allen Städten, wo Hunde gegessen werden, Hundefleischmärkte stattfinden, daß die Hunde besonders für diesen Zweck gezogen werden, und daß ihr Fleisch teuer ist. Um sich eine verachtete Speise zu verschaffen, würde der Chinese kaum teueres Geld ausgeben.[6]) Marco Polo erwähnt zwar das Essen von Hundefleisch als etwas verächtliches, aber nicht vom chinesischen, sondern von seinem eigenen Standpunkte aus.[7])

Am Nachmittag dieses Tages traf die Kompagnie von Tien-tsin ein, und ich war froh, daß die Quartiere so weit vorgeschritten waren, um zunächst einen notdürftigen Unterschlupf gewähren zu können. Leutnant Freiherr v. Schleinitz hatte die Kompagnie leider nicht begleiten können, da ihn ein schwerer Ruhranfall vorläufig außer Gefecht gesetzt hatte. Leutnant Freiherr v. Wangenheim war an seine Stelle getreten und hat der 1. Kompagnie während der ganzen Zeit ihres Aufenthalts in Yang-tsun angehört.

Die ersten Wochen in Yang-tsun waren notwendig fast ausschließlich dem Bauen und Einrichten der Quartiere gewidmet. Der Winter nahte heran, nachts war es jetzt schon empfindlich kalt, und vorhanden waren eigentlich nur Ruinen, aus denen mein Vorkommando Schutt und Unrat ausgeräumt hatte. Von Türen, Fenstern und innerer Einrichtung war keine Spur, und alte Mauern mußten z. T. eingerissen und ganz von Grund aus wieder aufgebaut werden. Jeder Zug hatte seinen Hof oder Gebäude-Komplex erhalten, welche nun von den Zugführern wieder an die Korporalschaften ausgeteilt wurden. Nach den allgemeinen Angaben und mit den zur Verfügung gestellten Mitteln und Arbeitskräften hatte sich dann jede Korporalschaft selb-

ständig einzurichten. Und dies taten sie mit einem Feuer, einem Wetteifer, einer Geschicklichkeit und Findigkeit im Schaffen neuer Mittel, daß es wirklich eine Freude war. Sie wußten, daß sie für sich, ihre eigene Bequemlichkeit und Gesundheit arbeiteten, und schafften sich teilweise außerordentlich gemütliche und geschmackvolle Räume. Zwar war alles sehr klein, und wären ein Oberstabsarzt und ein Garnison-Verwaltungs-Ober-Inspektor mit Friedens-Sanitäts-Ordnung, Garnison-Gebäude-Ordnung und einem Metermaß gekommen, sie hätten Gelegenheit zu einem langen Bericht gehabt. Aber die Räume waren warm und behaglich; sie hatten alle schöne Oefen, von teilweise eigenartiger und praktischer Bauart; viele hatten Doppeltüren, und die kleinen belassenen Papierfenster konnten nachts mit Läden zugesetzt werden. Bauen und Einrichten, mit wenigen Mitteln sich zu behelfen, und aus fast nichts viel zu schaffen, das haben unsere Leute in China gelernt.

Sehr schlimm sah es mit Offizierwohnungen aus, denn schon jetzt war von einer bevorstehenden Verstärkung des Verbindungspostens die Rede. So ziemlich die besten und geschlossen liegenden Räume hatte Major Bauer, welcher von Seiten des Oberkommandos die Aufsicht über die Bahnarbeiten hatte, für den demnächst eintreffenden Stab des Eisenbahn-Bataillons in Beschlag genommen, und einen Raum bewohnte er selbst. Hauptmann v. Auer und Barlach bauten sich je eine leidlich gute Mannschaftsstube der Etappe Griesel aus, und Kotze bezog des letzteren Wohnung. Ich blieb zunächst in der Bude wohnen, in welcher der Hauptmann und ich die erste Nacht verbrachten, und Wangenheim hatte nichts Besseres. Dazu vermehrte in den nächsten Tagen der Rittmeister v. Kaehne dauernd unsere Gesellschaft, und täglich kamen Truppen durch, welche untergebracht werden wollten, wo wir selbst keinen Platz hatten. Es wurde also mit allen Kräften gebaut, und Kuli-Gelder wurden nicht gespart.

Hauptmann v. Auer hatte auch den Befehl erhalten, durch Beitreibungen einen hinreichenden Vorrat von Futter für die durchziehenden Truppen stets bereit zu halten. So ging ich denn gleich in den ersten Tagen mit einem schwachen Zuge und den vorhandenen Karren über die Schiffsbrücke, um an der linken Seite des Pei-ho nach Norden einen kleinen Streifzug zu machen. Die Karren waren in einer elenden Verfassung und die Eselbespannung war noch jammervoller, so daß ein längerer Marsch von vornherein ausgeschlossen war. Ich habe späterhin oft, wenn ich die glänzend bespannte Bagage meiner Berittenen Kompagnie vorbeifahren ließ, an jene traurigen Gespanne denken müssen, mit denen die 1. Kompagnie damals arbeiten mußte, und mit denen ich meinen ersten Streifzug machte.

Die Gegend, welche ich aufsuchte, war als höchst unsicher verschrieen; noch vor ganz kurzer Zeit hatte eine Kompagnie einer verbündeten Macht eine recht wenig erfolgreiche Unternehmung daselbst ausgeführt. Ich formierte also genau nach den Bestimmungen der Felddienstordnung eine Spitze mit Verbindungsleuten und sorgte für die nötige Sicherung meines Wagentransports, der diesmal nicht durch gelbe Flaggen markiert war. Aber schon gleich fiel mir auf, daß diese Formation hier wenig angebracht war. Feind war nicht gemeldet, und war er vorhanden und wollte er angreifen, so kam er sicherlich nicht von vorn, sondern von der Seite aus einem dichten Kauliang-Felde heraus. Da ich außer meinem Burschen auf dem Schimmelhengst keinen Berittenen zur Aufklärung bei mir hatte, so hätte ich am besten getan, mich mit einer Patrouille dicht vor mir zu begnügen und den Rest bei den Wagen zusammen zu halten. Besonders mit den Verbindungsleuten wird man in den Kolonialkriegen, im feindlichen Barbarenlande, vorsichtig sein müssen. Beim Marsch durch Mais-Anpflanzungen und hohe Kauliang-Felder, bei nächtlichen Patrouillen und Märschen ist mir oft der Gedanke gekommen, daß ein Verbindungsmann nur zu leicht ein Opfer der Eingeborenen werden kann, die ihn aus sicherem Versteck lautlos und ungestraft aufheben können.

Beim Marsch durch die zerstörten Dörfer sah man nur hier und da einzelne Leute, welche beim Erscheinen der Truppe schleunigst unsichtbar wurden. Schließlich machte ich in einem Dorfe Halt, welches von weitem einen großen und günstigen Eindruck machte und in welchem ich mein Heil mit Fouragieren versuchen wollte. Ich hatte mich aber zu weit nach Westen gehalten und fand, daß das Dorf nicht weit von einer nach Osten streichenden Schleife des Pei-ho lag. Es war daher mehr ausgeplündert und ausgeräuchert als die bereits von uns passierten Dörfer. Die Häuser waren leer und keine Seele ließ sich blicken; Futter war nur wenig vorhanden, und ein vorgefundener Mandarinen-Karren war noch unbrauchbarer wie die unsrigen. Schließlich trat ich mit etwas Kauliang, Bohnen, Erbsen und Bohnenstroh den Heimweg an.

Auf dem Rückmarsch hatten wir einen kleinen Zwischenfall, als plötzlich aus einem Kauliang-Felde eine Heerde schwarzer Schweine auftauchte, über den Weg lief und wieder verschwand. Da es mit unserer Verpflegung in den ersten Tagen auch noch nicht sehr gut bestellt war, so beschloß ich, der Kompagnie ein paar Schweinebraten einzubringen. Ich ließ eine Sektion zur Jagd nach der linken Flanke ausschwärmen. Aber bei dem wilden Jagdeifer, der die Leute unmittelbar zu erfassen schien, schwärmte die nächste Sektion

gleich mit aus, und die an und für sich ordnungsmäßige Schützenlinie begann im Kauliang-Felde ein Schnellfeuer, das mir einen nicht geringen Schrecken einjagte. Mit Mühe bekam ich die passionierten Jäger wieder in meine Hände — und die Jagdbeute? Nicht ein Stück brachten sie ein. Aber ich war froh, daß keiner der Leute getroffen war und nahm mir eine Lehre aus diesem „Désordre", an dem ich nicht ganz schuldlos war. Die chinesischen schwarzen Schweine haben übrigens ein ganz außerordentlich zähes Leben, wie ich später oft



Das Lager der 1. Eisenbahn-Bau-Kompagnie

zu bemerken Gelegenheit hatte; vielleicht sind also doch nicht alle Schüsse vorbeigegangen.

Hauptmann v. Auer hatte dienstlich viel in Tien-tsin zu tun und kam am 7. November mit der Nachricht zurück, daß durch Korpsbefehl in Tien-tsin eine Kompagnie berittener Infanterie gebildet werden sollte und daß ich zum Führer dieser Kompagnie ausersehen worden sei. Diese Nachricht stammte aus guter Quelle, war aber nicht dienstlich. Eine Bestätigung brachte der Befehlsempfänger der Kompagnie, welcher auf dem Regiments- oder Bataillons-Geschäftszimmer in Tien-tsin ähnliches gehört hatte. Am Nachmittage des 8. November kam dann auch eine Depesche, welche mir befahl, sofort

5*

zur Uebernahme der berittenen Kompagnie nach Tien-tsin zu kommen. Den Zug konnte ich an diesem Tage nicht mehr benutzen, aber ich ritt sogleich mit Sodemann zum Bahnhof, um mein Eintreffen mit dem nächsten Zuge anzumelden. Die beiden Hunde begleiteten uns, Hunibald, welcher immer gern etwas bummelt, kam aber unterwegs von uns ab. Die Station des einzigen damals vorhandenen Telegraphen — nach seinem Unternehmer Paulsen, gewöhnlich „der dänische Telegraph" genannt — lag auf der anderen Seite der Bahnstrecke im Lager der 1. Eisenbahn-Bau-Kompagnie. Da mir der Weg unter der großen Bahnbrücke damals noch unbekannt war, so ritt ich bis zum Bahnhofsgebäude, stieg ab und ging, begleitet von der Hündin, zu Fuß nach dem Telegraphenamt, während Sodemann bei den Pferden zurückblieb. Während ich mit dem Chinesen in der Bude verhandelte, warf dessen Knabe der Hündin einige Hühnerknochen vor die Thür. Unmittelbar darauf fiel ein Schuß, ich hörte meine Hündin heulen und winseln und wie ich herausstürzte, sah ich zwanzig Schritt vor mir einen Beamten vom „Roten Kreuz" mit seinem Dienstkarabiner in Fertigstellung stehen und sich grinsend freuen, wie das arme verwundete Tier mit abgeschossenem Vorderlauf davon hinkte.

Zum Glück für ihn und auch für mich hatte ich nur einen Revolver bei mir und keine Reitpeitsche, sonst hätte ich diesem famosen Krankenwärter, welcher in dieser Form sein Samariterwerk auf chinesischem Boden begann, einen gehörigen Denkzettel gegeben. Ich ging sofort zum Professor Küttner vom „Roten Kreuz", welchen ich gerade beim Eindachen einer Baracke beschäftigt fand. Er bedauerte lebhaft, erklärte aber keine Strafgewalt über den Mann zu haben. Die Hündin war sofort verschwunden; sie war zu den Pferden zurückgehumpelt und Sodemann hatte sie inzwischen auf ein weiches Lager gebettet. Ich fand sie in einer großen Blutlache liegend, und die Mannschaften der Bahnhofswache standen traurig dabei. Sie war ein sehr zutrauliches Tier, und die Leute hatten sie während der Seereise lieb gewonnen. Es war ein unglücklicher Schuß, aus geringer Entfernung abgegeben; der Oberarm war im Schulterblatt-Gelenk zerschmettert und die Gebrauchsfähigkeit dieses Vorderlaufes nicht wieder herzustellen. Dazu meine Abreise am nächsten Morgen nach Tien-tsin und in die ungewisse Zukunft! Ich gab daher kurz entschlossen den Befehl, das leidende Tier zu erschießen und am Bahnhof zu begraben. Dann stieg ich mit Sodemann auf und trabte nach Hause. Obwohl ich auf den Schuß wartete, fuhr ich doch zusammen, als er endlich ertönte. Ich hatte mit dem Tier zweimal Junge gezogen, auf Ausstellung einen ersten und einen zweiten Preis verdient

und hatte es trotz allen Abratens ängstlcher Freunde glücklich nach China gebracht. Wenn es wenigstens eine chinesische Kugel gewesen wäre! aber aus purer Mordlust niedergeknallt von einem barmherzigen Krankenwärter, das war das Empörende. Ich reichte Bericht ein und klagte auf Bestrafung und Schadenersatz, aber der Mann ist später freigesprochen worden, wie ich gehört habe. Wie dies geschehen ist, habe ich nicht erfahren, denn einen Bescheid über den Ausgang erhielt ich nie.

Aber das Unglück war noch nicht erschöpft: Als ich wieder in Yang-tsun eintraf, überbrachte mir der von Tien-tsin zurückgekommene Fourier-Unteroffizier die Mitteilung vom Regiments-Adjutanten, daß, wenn ich nicht bald käme, noch ein Anderer die Kompagnie erhalten würde, und als ich am anderen Morgen mit Kind und Kegel, Sack und Pack, in Tien-tsin eintraf, erfuhr ich schon auf dem Bahnhofe Nachrichten, die noch weiter gingen. Ich aber hatte den schriftlichen Befehl zur Uebernahme der berittenen Kompagnie bei mir, und früher hatte ich nicht kommen können, außer vielleicht, wenn ich einen Nachtritt gemacht hätte. Ich fuhr daher unmittelbar vom Bahnhofe mit einer Rickscha zum Korps-Kommando, während ich Burschen, Pferde, Wagen und Hund zunächst nach meiner alten Wohnung in Tien-tsin-Dorf schickte. Ueberall, wo ich mich meldete, war man in Verlegenheit: ich war allerdings zum Führer der Berittenen Kompagnie ernannt und hätte sie auch behalten, wenn ich zur Stelle gewesen wäre und sie übernommen hätte. Inzwischen hatte sich aber ein älterer Oberleutnant der Brigade eingefunden und gemeldet, und man hatte geglaubt, die Sache als eine Kompetenzfrage auffassen und seine Ansprüche berücksichtigen zu müssen. Man war, wie gesagt, etwas in Verlegenheit und bot mir die Stelle als Oberleutnant der Berittenen Kompagnie an, deren Führer ich — auf dem Papier wenigstens — einige Tage gewesen war. Dazu war ich denn aber doch zu stolz und lehnte dankend ab. Da die Sache peinlich war für alle Teile, so zeigte ich mich weiter gar nicht, nahm in meiner alten Wohnung einen kalten Imbiß und fuhr mit dem nächsten Zuge nach Yang-tsun zurück. Hier zog ich an der Spitze meines Wagens wieder ein .wie ein begossener Pudel. Das Lächerliche war, daß ich zunächst auch gar kein Unterkommen mehr in Yang-tsun fand: über mein ganzes entbehrliches Besitztum, mit der Wohnung angefangen, hatte ich vor meinem Auszuge mit freigiebiger Hand verfügt. Den Grieselschen Hammel hatte ich meinem Zuge als Abschiedsgeschenk vermacht; jetzt war ich wieder da und zog das zum Glück noch lebende Tier wieder ein. Schön feist gemacht, haben sie ihn dann als Extra-Weihnachtsbraten auf mein Wohl verzehrt.

Die im übrigen längst bekannte mangelhafte Leistungsfähigkeit des „dänischen Telegraphen“ trat in dieser Angelegenheit ganz besonders deutlich hervor: etwa 24 Stunden hatte es gedauert, bis mich der Befehl zur Uebernahme der Kompagnie erreichte, und als ich mich am Vormittage des 9. November gegen Mittag auf dem Regiments-Geschäftszimmer meldete, war meine am vorhergehenden Nachmittage in Yang-tsun aufgegebene Depesche noch nicht eingelaufen. Dabei beträgt die Entfernung von Yang-tsun nach Tien-tsin 30 km.



Mein Wohnhaus in Yang-tsun

Für mich gab es nun zunächst viel zu bauen und einzurichten. Hauptmann v. Auer hatte mir die Aufsicht über den ganzen Tier- und Wagenbestand der Kompagnie sowie die Einbringung und Verwaltung der Futterbestände des Verbindungs-Postens übertragen, und diese Tätigkeit sagte mir sehr zu. Ich richtete es so ein, daß ich möglichst alles auf einem abgeschlossenen Hofe hatte. Mein eigenes Wohnhaus war früher Kuhstall der Etappe Griesel gewesen; jetzt wurde es neu eingeteilt und ausgebaut, und ich, Bartels, Sodemann, Meier nebst Hunibald und den drei Tieren fanden Raum darin. Meine Stube war so eng, daß das von den Burschen gezimmerte Bett, Ofen,



Der „Deutsche Quai“ in Yang-tsun

Tisch, Stuhl und die beiden kleinen Koffer nur gerade Platz fanden. Die Leute lagen dicht neben den Tieren und zum Teil übereinander wie in Schiffsbetten. Aber das Häuschen war warm und gemütlich und ist mir und den drei Leuten eine liebe Erinnerung.

Gegenüber in einem Gebäude von gleicher Größe hausten die drei Fahrer vom Bock, die Kuh, eine Ziege und mein Schaf; auch für ein Maultier fand sich später noch Platz. Von den großen Gebäuden an den anderen beiden Seiten des Hofes war das eine ein Stall für Offizier-Pferde vom Eisenbahn-Bataillon und Fremdenstall, das andere aber ein Stall für die Wagenpferde und Maultiere der Kompagnie.

Die sechs großen Wagenpferde waren in einer traurigen Verfassung über Tien-tsin direkt vom Transportschiffe bei uns eingetroffen. Eine schwarze Stute brachte nach einigen Tagen ein totes Fohlen zur Welt und war für lange Zeit dienstunbrauchbar. Ein zweites Pferd starb bald an einer inneren Krankheit, die es mitgebracht hatte. Die übrigen vier kamen trotz aller möglichen Schonung nicht in die Höhe und leisteten andauernd nur Minderwertiges. Ich wachte persönlich besonders aufmerksam darauf, daß sie im Anfang nicht überanstrengt wurden. Von den drei Fahrern waren zwei sehr gut und aufmerksam; der dritte wurde auf meine Veranlassung als unzuverlässig vom Hauptmann abgelöst und durch einen sehr guten Mann ersetzt. Aber trotz aller Aufmerksamkeit und Mühe dauerte es sehr lange, ehe sich die Tiere von den Folgen der Seereise einigermaßen erholt hatten. Ich denke noch an eine grausam kalte Nacht: ein Pferd hatte schon am Abend Unruhe gezeigt, so daß die Fahrer im Stall abwechselnd wachen mußten. Nachts wurde ich geweckt, das Tier hatte heftige Kolik. Wir brachten das widerstrebende Pferd gewaltsam heraus auf den Quai am Pei-ho, und dann ging es eine Stunde lang im Trabe auf und ab. Vorn lief ein Fahrer mit der Stall-Laterne, dann kam das Pferd und hinterher lief ich mit der großen Peitsche. Endlich ertönte der erlösende Ruf: „Ich glaube, sie äppelt“, und richtig: mit der Laterne stellten wir am Boden die freudige Tatsache fest und zogen das gerettete Pferd in den Stall.

Die Remontierungsfrage hat den in China einschreitenden europäischen Truppen immer gewisse Schwierigkeiten gemacht. 1860 hatten die Engländer teils indische Pferde, teils hatten sie sie in China und Japan angekauft. Die Franzosen verschafften sich damals die Masse ihrer Pferde in Japan und einige wenig ein China und Manila. In Japan kam das Pferd auf 210 frs. zu stehen, wozu noch 240 frs. Transportkosten nach dem Kriegsschauplatz hinzutraten. Ein Nachschub-Transport von 6—7 Schiffen mit Pferden für beide Nationen lag in Yoko-

hama zum Auslaufen bereit, als am 20. September die Nachricht von der Beendigung der Operationen in Tschili eintraf. Die bereits eingeschifften Pferde wurden wieder an Land geschafft und zu Bettlerpreisen verkauft.[8])

Während des Krieges in Tonkin 1883—85 fielen die europäischen Pferde sämtlich dem Klima und den Anstrengungen zum Opfer. Die Franzosen kauften daher 600 Pferde in Birma, und auch tonkinesische Pferde wurden eingestellt, aber diese eigneten sich weder als Zug- noch als Lasttiere.[9])

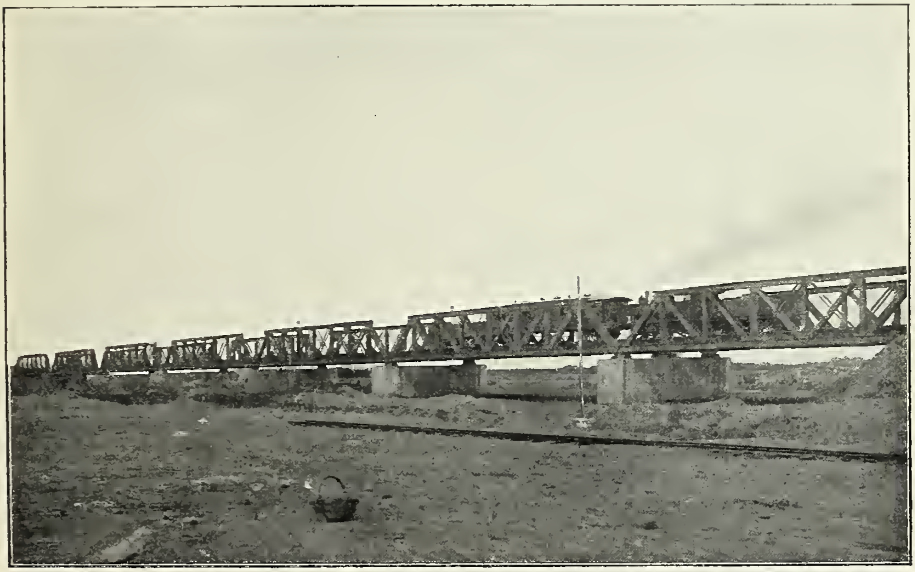
Diesmal hatten die Engländer und Franzosen ihren Pferdebedarf aus Indien, Algier und Annam mitgeführt. Etwa noch fehlendes wurde in China leicht gedeckt, und als Zugtiere wurden fast ausschließlich Maultiere verwendet.

Den Franzosen hat das kleine annamitische Pferd gute Dienste geleistet. Im französischen Indo-China ist es das einzige Reittier der Offiziere; es ist sicher auf den Beinen, sehr ausdauernd und anspruchslos und wird wegen seiner guten Eigenschaften seit etwa 10 Jahren von der Regierung in Gestüten gezüchtet. Schon in früheren Zeiten wurden die Pferde des südlichsten China und seiner Grenzländer gelobt [10]), und ich habe auch einige dieser zierlichen Tiere gesehen, die außerordentlich schnell waren.

Rußland, Japan und die Vereinigten Staaten brachten die Pferde aus ihren ostasiatischen Ländern mit, und nur Deutschland hat seine angekauften Reit- und Zugtiere in Massen-Transporten aus Australien und Nord-Amerika herbeigeschafft. Als der Posten so ziemlich eingerichtet war, erschien eines Tages der Bataillons-Kommandeur Major v. Freyhod mit Begleitung, um die Kompagnie zu besichtigen. Das Pferd des Majors traf in völlig erschöpftem Zustande ein, und nach einer halben Stunde mußte ich ihm leider melden, daß das Tier verendet war. Ich hatte es in den Stall gezogen, ließ es sanft abreiben und gab ihm angefeuchteten geschroteten Mais; aber es rührte nichts mehr an und starb uns unter den Händen. Die Entfernung von Tien-tsin bis Yang-tsun ist allerhöchstens 35 Kilometer; die Reiter hatten das rechte Flußufer gewählt und hatten sich etwas verritten, aber trotzdem hätte doch ein Pferd, welches schon seit Wochen vom Transportschiff herunter war, eine solche Reise zurücklegen müssen, ohne dabei wie der Läufer von Marathon am Ziel tot zusammenzubrechen. [11])

Der Dienst, welchen die Kompagnie in Yang-tsun zu leisten hatte, war im allgemeinen nicht gering; außer dem nie aufhörenden Arbeitsdienst, war morgens gewöhnlich Exerzieren und Wachdienstüben, ein Teil der Kompagnie war stets auf Wache, und

außerdem gingen unregelmäßig zu allen Tages- und Nachtstunden Offizier- und Unteroffizier-Patrouillen zum Schutze der Bahn hinaus. Den Exerzierplatz hatten wir mit den Franzosen gemeinsam, und wir vertrugen uns besser als manche deutsche Kompagnien in der Heimat, wo der eine Hauptmann den anderen eifersüchtig von dem ihm gerade zustehenden Platze verjagt oder aus dem Exerzierhause herausnötigt. Es war sicherlich ein eigenartiger Anblick, zwei so verschieden gekleidete, geartete und ausgebildete Truppen nach ihren so verschiedenen Reglements friedlich neben einander exerzieren zu



Die große Brücke bei Yang-tsun

sehen. Wir Offiziere begrüßten uns stets von weitem, zuweilen bildeten wir „Kasino", um gegenseitig unsere Meinung über die Truppen auszutauschen. Die Zuaven in Yang-tsun haben auf mich stets einen vorzüglichen Eindruck gemacht. Ich konnte mich mit ihnen gut unterhalten; ich war in Algier und Tunis gewesen und kannte ihre schönen Garnisonen Tunis, Constantine, Algier und Oran; ich war auf dem Schlachtfelde von Magenta gewesen und hatte zur Zeit der Denkmals-Feier in Palestro, im Mai 1893, gesehen, wo die 3. Zuaven, die Lieblinge der Italiener, die „Zuaven von Palestro", sich so herrlichen Ruhm geholt hatten. Ich fand die Zuaven gut unterrichtet in ihrer Regimentsgeschichte, und sie waren sichtlich stolz, daß auch einem Deutschen ihr „Historique" ein wenig bekannt war.

Zur Bahnsicherung hatten die Kompagnie und die Reiter die Patrouillen zu stellen. Besonders die Nacht-Patrouillen waren wenig angenehm, und wurden nur von Barlach gern unternommen, welcher immer hoffte, bei dieser Gelegenheit mit den Chinesen einen Strauß zu bekommen. Aber diese hatten ein zu gutes Nachrichtenwesen und waren zu jener Zeit auch noch vom Sommer her zu sehr in Furcht, um sich der Gefahr eines Zusammenstoßes mit uns auszusetzen. Die Nächte waren stets kühl und wurden Mitte Dezember bitter kalt; ich bin daher bei diesen Patrouillen meist zu Fuß gegangen, um mich warm zu erhalten. Auch die Wege waren nachts schwer zu finden, trotzdem man in der Gegend allmählich gründlich bekannt geworden war. Da der Himmel stets klar war, so merkte ich mir beim Ausmarsch genau den Stand der Sterne und marschierte nach dieser Marke wieder zurück.

Die Wege in China gehören zu denjenigen Dingen, über welche durch Bücher oder sogenannte Chinakenner Unklarheit und Verwirrung verbreitet worden sind. Die Beschreibung des Durchreisenden oder auch für längere Zeit Angesessenen war vielleicht richtig für die Gegend, die er sah, während sie für alle anderen Teile des großen China nicht zutraf; sie war vielleicht richtig für die Jahreszeit, in der er gerade reiste, während sie für das übrige Jahr falsch war.

In der Provinz Tschili, von der wir Ostasiaten nur aus einer gewissen Erfahrung reden können, reiste und marschierte es sich während 9 Monaten des Jahres gut. Zwar war auch während dieser Zeit — so in der „Kleinen Regenperiode" im Frühjahr und während der außergewöhnlich starken Schneefälle dieses Jahres — das Gelände manchmal stark aufgeweicht, dagegen kann man aber auch nicht behaupten, daß während der nassen Monate Juli, August und auch September, die Wege andauernd in einem grundlosen Zustande gewesen wären. Auch darf man nicht sagen, daß in den trockenen Monaten des Jahres alle Wege in Tschili gut sind: die gepflasterten, nicht ausgebesserten Straßen der Umgegend von Peking, und die auf Dämmen laufenden Wege des Ueberschwemmungsgebiets von Tien-tsin bis Ta-ku und am Kaiserkanal sind vielfach scheußlich. Aber man benutzt sie in dieser trockenen Zeit einfach da nicht, wo sie schlecht sind, sondern fährt neben dem Steinpflaster oder unten am Damm entlang. Nicht selten ist eine andere Art von Wegen, welche beträchtlich unter dem Niveau des umliegenden Landes liegen, so daß man in einem Hohlweg zu sein glaubt. Es kommt dies daher, daß der in der nassen Zeit zu weichem Schlamm zerfahrene Lehm in der trockenen Jahreszeit zu einem feinen Staube wird, den der Wind



Aufbruch zur Streife

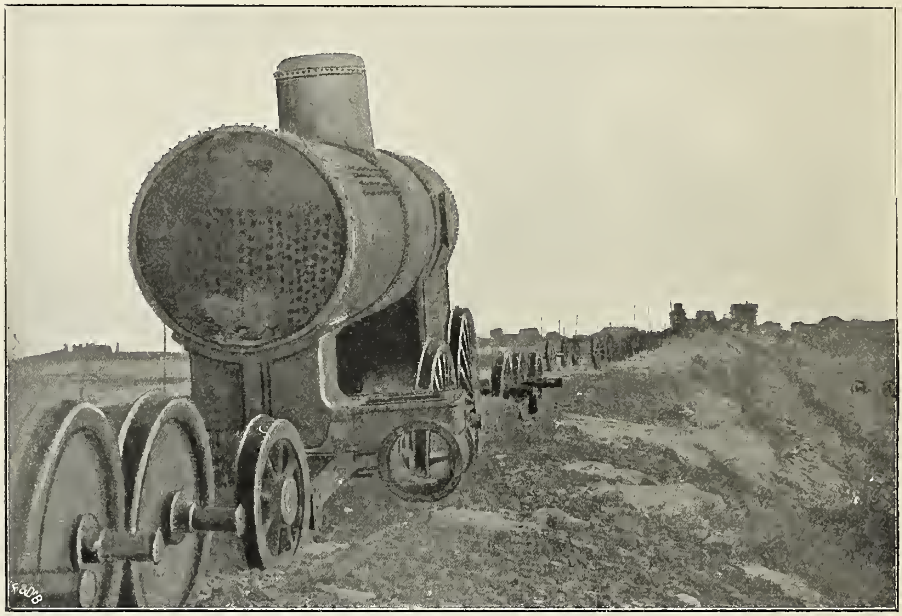
jahraus jahrein herausbläst, sodaß nach und nach ein Hohlweg entsteht. In diesen Hohlwegen setzte sich der Schnee fest, der wider alle Behauptungen der „Chinakenner" in diesem Jahre in großen Massen fiel und lange liegen blieb. Er weichte den Boden auf, und noch anfangs März konnte man Löcher und ganze Strecken sehen, wo der von der Sonne unerreichte Schnee standhielt und mit einem langsamen An- und Nachfeuchten des Bodens beschäftigt war. Dieser Art von Wegen gegenüber verhielten wir und die Chinesen uns genau so, wie gegen die vorerwähnten: wir benutzten sie nicht. Auch sonst achtet der Chinese nicht immer die getretenen Wege und die Felder der Landleute, sondern geht oft querfeldein um abzuschneiden. Andere folgen seinen Spuren und es entstehen neue Wege zum Schaden der Landbesitzer. Letztere versuchen dann in ihrer Not durch tiefe, über diese gesetzlosen Wege gezogene Gräben den Verkehr in seine alte Bahn oder auf das Land des Nachbaren zu leiten.

In der weiten Umgegend von Yang-tsun waren die Wege während der Monate November und Dezember geradezu ideal schön, sowohl zum Reiten wie zum Fahren. Es war ein Vergnügen draußen zu sein, und es verging auch kein Tag, an dem ich nicht eine längere Streife gemacht hätte. Meistenteils führte ich die Beitreibungskommandos, und wenn Barlach oder Wangenheim dies taten, dann zog ich allein mit meinem Wagen, meiner Braunen, dem Schimmel und meinen drei Leuten hinaus. Brauchte ich noch einen vierten Mann, so war dies ein Freiwilliger meines Zuges. Ich brauchte morgens nur zu fragen: „Ich mache heute eine kleine Streife nach Nan-tsai-tsun und brauche noch einen Freiwilligen; wer von Euch will mit?", und der ganze Zug trat vor. Das Wetter war andauernd herrlich und bis in den Anfang Dezember hinein warm, so daß ich stets ohne Mantel ritt. Aber sowie die Sonne verschwunden war, trat eine empfindliche Abkühlung ein.

Eine wirkliche Sehenswürdigkeit der Umgegend von Yang-tsun waren damals die Reste der Eisenbahnzüge der Seymour-Expedition. Alles war von den Chinesen verbrannt, auseinandergeschlagen und fortgeschleppt worden, nur die Achsen mit den Rädern waren ihnen zu schwer, und die Kessel der Maschinen zu fest gewesen.

Ich habe nach und nach die ganze Gegend der Seymourkämpfe gesehen, und gegen die herbe Beurteilung, welche die Leitung in der Militärliteratur gefunden hat, ist nicht viel zu sagen. Fünf volle Tage, vom 12. bis 17. Juni hielt sich Sir Edward Seymour mit seinem 2000 Mann starken Expeditionskorps in Lang-fang 50 km vor Peking auf, durch keinen wirklich ernstlichen Angriff bedroht und nur darauf

bedacht, für seine Eisenbahnzüge nach rückwärts und nach vorn glatte Bahn zu halten und zu schaffen. Erst von dem Augenblick an, wo die Chinesen den Rückzug der Verbündeten fühlten, als sie ihr Schwanken und Zögern am 17. herausmerkten, als an diesem selben Tage die Taku-Forts gefallen waren, erst von diesem Zeitpunkt an begannen ihre wirklich gefährlichen Angriffe. Am 18. gegen 2 Uhr Nachmittags waren alle Vorbereitungen zum nunmehr endgültigen Rückzuge der verbündeten Truppen auf Tien-tsin beendigt, als die Chinesen angriffen, und das Gefecht von Lang-fang begann. Aber auch in



Die Reste des Seymour-Zuges bei Yang-tsun

diesem Gefecht hatte man nicht mehr als etwa 5000 Chinesen, reguläre Truppen und Boxer, gegenüber.

Es wird schwer zu entscheiden sein, ob die 2000 Gewehre, 7 Geschütze und 10 Maschinengewehre der Kolonne Seymour einen Umschwung in die Verhältnisse zu Peking gebracht hätten oder ob sie für die belagerten Gesandtschaften weiter nichts gewesen wären, als 2000 brave Verteidiger aber auch 2000 essende Mäuler mehr. Ich glaube, sie hätten einen Umschwung herbeigeführt: ihr Eintreffen hätte großen Eindruck gemacht, und der damals noch schwankende Hof wäre sich seiner Gefahr und damit seiner Pflicht bewußt geworden. Aber mag man hierüber denken, wie man will, darüber kann sicherlich kein Zweifel sein, daß es einer zielbewußt geführten

und feldtüchtigen Infanterie-Truppe von 2000 Köpfen, mit Geschützen und Maschinengewehren, in den Tagen vom 13. bis 16. Juni gelingen mußte, nicht nur von Lang-fang bis Peking durchzustoßen, sondern auch bis in die Mauern der Mandschu-Stadt hineinzudringen. Aber Sir Edward zog vor, 5 Tage an seiner Bahn zu kleben, und machte die 50 Kilometer nicht. Allerdings konnte er von seiner Kolonne wohl nicht verlangen, was eine feldtüchtige Infanterie unter allen Umständen leisten muß. Ihr Hauptbestand waren Matrosen, die nicht einmarschiert und an frische Seeluft statt an die heiße Julisonne von Tschili gewöhnt waren. Das Land ist nicht das Feld der Tätigkeit für die Marine. Zudem war ein Viertel von ihnen minderwertig bewaffnet, und die Feuerdisziplin scheint nicht allzu gut gewesen zu sein. So hatte sich die „Hertha"-Kompagnie in dem höchstens zweistündigen Gefecht fast völlig verschossen; sie muß stark mit Magazinfeuer gearbeitet haben, und bei den anderen Truppenteilen war es nicht viel besser. Und doch sind von dem Gegner, der zum Teil in dicken Haufen wie die Derwische bei Omdermân und Lobengula's Impis mit der blanken Waffe angriff, nur 200 bis 300 geblieben. Artillerie stand gar nicht gegenüber und wurde von den Chinesen erst am 20. Juni, kurz vor Pei-tsang zum ersten Mal verwendet. Die Seymour-Expedition war ein kolossaler Mißerfolg.[12])

Inzwischen gingen auf dem Verbindungsposten manche Veränderungen vor sich. Die Tischgesellschaft der Offiziere und Beamten war auf zwölf ständige Mitglieder angewachsen, und bis zum 15. Dezember hatten wir eigentlich täglich Durchreisende zu verpflegen. Das alte Etappen-Kasino hatte sehr bald aufgegeben werden müssen, und unter Barlachs, unseres bewährten Vorstandes, Leitung, wurde ein neuer Speisesaal gebaut und eingerichtet. Nachdem der in China übliche Schornsteinbrand glücklich überstanden war, wir durch Ofenrauch einige Male ausgeräuchert worden waren, und dafür den nächsten Tag tüchtig gefroren hatten, wurde dieser Raum recht gemütlich. Eßgeschirr, Gläser und Lampen wurden aus Tien-tsin besorgt und bequeme Stühle herbeigeschafft, ein Tischtuch aber haben wir lange Zeit entbehren müssen. Nachdem die Unerfahrenheit der ersten Tage überwunden war, hatten wir über Essen und Trinken in unserer Messe nicht zu klagen, und haben nette und kameradschaftliche Stunden zusammen verlebt.

Ueber die Verpflegungsfrage haben offenbar recht verworrene Ansichten an gewissen Stellen geherrscht, und das hat unserer Verwaltung viel Geld gekostet. Tatsächlich sind aber von den Zeiten der Portugiesen bis auf unsere Tage alle umsichtigen Reisenden und Beobachter sich darin einig, daß man in ganz China einen Ueberfluß

billiger Lebensmittel aller Art stets leicht erhalten kann. Die Engländer und Franzosen haben bei ihren Unternehmungen in China keine Schwierigkeiten in dieser Hinsicht gehabt, und als nach dem Gefecht von Tschang-kia-wan die chinesischen Händler aus Furcht vor den Mandarinen nicht mehr mit Lebensmitteln zu kommen wagten, ergriffen die Verbündeten Zwangsmaßregeln, und bald war alles wieder im Reinen. Im Sommer und besonders im Winter sind die Märkte von Tien-tsin und Peking geradezu überschwemmt mit Eßwaren und Delikatessen aller Art. Die Provinz Tschili hat einen guten Viehbestand, und die Fleischversorgung der Truppen fiel daher keinen Augenblick schwer. Viehhändler in großer Zahl boten ihre Dienste an, und die Konkurrenz ließ die Fleischpreise erheblich sinken. Im Oktober 1900 kosteten z. B. 100 kg Ochsenfleisch rund 80 Mark, im Januar 1901 aber nur noch 54 Mark.[13])

Der chinesische Kuli ist äußerst anspruchslos und verzehrt unter Umständen eigentlich alles; nichts auf dem Lande oder im Wasser giebt es, was er in der Not nicht essen würde; hat man doch beobachtet, daß Kulis selbst einen Hund verzehrten, den sie vorher mit Strychnin hatten töten müssen. Man kann daher den Unterhalt eines Chinesen mit dem eines Europäers nicht vergleichen, aber es ist doch nicht ohne Interesse zu sehen, mit wie wenigem ein chinesischer Arbeiter lebt. Smith, der bekannte Verfasser der „Chinesischen Charakterzüge" gibt an, daß ein Chinese für 15,50 M. im ganzen jährlich seine ausreichende und gesunde tägliche Nahrung haben kann. Garrison rechnet für Mittel-China eine jährliche Summe von 24,00 M. heraus, und Bischof Favier für Peking 58—73 M.[14]) Wir gaben allein an Lohn dem Kuli eine Summe von 230 M. für das Jahr, und außerdem noch häufig etwas Tschau-tschau.

Diese Zahlen zeigen, welch' ein Ueberfluß an Nahrungsmitteln in China vorhanden sein muß, und sie zeigen weiter, welche hohen Löhne wir in China bezahlt haben.

Es mag im übrigen an dieser Stelle ausdrücklich erwähnt werden, daß die gelieferte Verpflegung stets eine ausgezeichnete war, und daß wir immer mit allem reichlich und auch im allgemeinen rechtzeitig versehen worden sind, was zu des Leibes Notdurft und Nahrung gehört. Es ist dies überall anerkannt worden, wo ich gewesen bin, und nach dem, was ich von anderen Punkten der besetzten Gebiete gehört habe, war es dort ebenso. Aber andererseits herrschte auch darüber nirgends Zweifel, daß unsere Verwaltung Einkäufe gemacht hat und Preise bezahlt hat, die bei besserer Kenntnis und Beratung vermieden worden wären. Manche Dinge, die von der Heimat aus richtig geplant und in die Wege geleitet worden sind, hat man erst

draußen „verbockt". Wenn man überall Lob hörte und Anerkennung über das, was uns zuteil wurde, so waren auch andererseits eine Masse der allerniedlichsten Geschichten über die „Transaktionen" der Verwaltung im Umlauf; und wenn man glaubte, man wüßte schon alles, und kam in eine andere Gegend, auf einen anderen Posten, so wurden einem hier zur Erheiterung wieder neue Geschichten erzählt. Hoffentlich hat man alle Erfahrungen ad notam genommen, läßt das nächste Mal eine Schiffsladung voll Büreaukratismus zu Hause, und bringt dafür mehr praktische Kenntnis zur Sache mit.[15])

Ich möchte bei dieser Gelegenheit einiges über ein Wort sagen, welches schon ein paar Mal erwähnt worden ist, und welches auch mit dem soeben Gesagten im Zusammenhang steht, nämlich über das Wort „Chinakenner".

Das Wort „Chinakenner" erhielt mit der Zeit einen spaßigen Charakter, ihm haftete, wenn ich so sagen darf, der Beigeschmack des nicht ernst zu nehmenden an. Wenn es hieß: er ist ein „Chinakenner", so war das so viel als: „Er ist ein guter Kerl, war früher 'mal einige Zeit in China und hat keine Ahnung vom Reich der Mitte." Es waren — wohl verstanden — nur die als „Chinakenner" gemeint und verschrieen, die als Offiziere, Beamte oder Kaufleute früher in China eine oberflächliche und meist einseitige Erfahrung gesammelt hatten, die im Expeditions-Korps und um dasselbe herum in nicht geringer Zahl vorhanden waren, und denen eine größere beratende Stimme eingeräumt worden war, als ihre unvollkommenen Kenntnisse rechtfertigten. Dagegen ist es uns nie eingefallen, unter diesem Wort jene wirklichen Kenner Chinas und Sinologen verstehen zu wollen, deren Deutschland, Europa, Amerika und Ost-Asien, Gott sei Dank, trotz herber Verluste der letzten Jahre, noch eine stattliche und gediegene Reihe besitzt. Das Wort „Chinakenner" hatte seine eigene — man kann wohl sagen — Expeditions-Bedeutung bekommen, und alle, welche damals unter uns waren, wissen genau, was darunter zu verstehen ist. Wer ihm eine größere Bedeutung beilegt oder es auf die Sinologen ausdehnt, der weiß nichts von den Verhältnissen und Stimmungen im Expeditions-Korps. Unter uns hat das Wort „Chinakenner" immer nur eine harmlose und begrenzte Bedeutung gehabt.[16])

Die Kenntnis über China ist sowohl in Europa wie in Amerika in den breiten Volksschichten gering, und von der wenigen vorhandenen Kenntnis ist noch dazu ein erheblicher Teil falsch. Der Inhalt der Roman-Literatur gibt einen recht guten Maßstab ab für das, was den Klassen mittlerer und besserer Bildung zu wissen von Interesse ist. Während nun — um ein Beispiel anzuführen — die von Tausenden jährlich gelesenen Romane und Novellen der Tauchnitz-Edition

6*

in aller Herren Länder spielen, findet sich unter den 3600 Bänden nur ein einziger, in dem der Schauplatz der Handlung nach China verlegt ist. „By Proxy" von James Payn handelt zum Theil in China, und man kann nicht gerade behaupten, daß dieser Teil sehr befriedigt. Um zu zeigen, welche falschen und verwirrenden Nachrichten verbreitet werden, möchte ich ein paar Auszüge aus Schriften bringen, deren ausgesprochener Zweck die Verbreitung gesunden und populären Wissens in den breiten Schichten der Bevölkerung ist. In einem Aufsatz mit der Ueberschrift „Nationale Leckereien aus dem Tierreich" kommt folgender Satz vor: „Wir sind in China. Hai-Finnen und Fischmagen, halbausgebrütete Enten- und Hühnereier, Ratten und Fledermäuse, Frösche und Seeschnecken und endlich eine Suppe aus großen Raupen oder aus den ihrer Hülle entkleideten Puppen der Seidenraupe, das sind die Hauptzierden eines chinesischen Banketts." Bei der Beschreibung der Mündung des Pei-ho verrät uns ein anderer „Kenner": „Die chinesischen Wohnstätten bestehen dort zumeist aus Lehmbergen, die ausgehöhlt und mit Reisstroh überdeckt die Häuser bilden." Nun, ich darf wohl behaupten, daß ich die Gegend kenne, aber ich habe weder ausgehöhlte Lehmberge noch Reisstroh gesehen. Was wird aber die Pekinger Garnison zu folgendem Satz sagen? Bei einer Betrachtung über das Schicksal von Peking beim Angriff eines feindlichen Heeres heißt es: „Und wie wird es hinter den Mauern aussehen, welche eine Million Menschen einschließen, wenn der Feind anrückt? Der Frost könnte freilich auch hier in gewisser Weise der Bundesgenosse der Chinesen werden, denn er macht den geradezu unbeschreiblichen Schmutz, der in den Straßen Pekings herrscht, erstarren. Jeglicher Unrat wird dort auf die Straßen geworfen und diese werden mit den Abwässern gesprengt, welche sich im Sommer mit dem feinen Staube zu einem übelriechenden dickflüssigen Brei verbinden, im Winter aber gefrieren und abgefahren werden können — wenn nicht der Feind die Tore schließt." Und da soll man nicht lachen, wenn das Wort „Chinakenner" erklingt?[17]) Am wenigsten trafen die Vorhersagungen der „Chinakenner" in Bezug auf das Wetter ein. Sie behaupteten zwar zur Entschuldigung, es sei ein ganz außergewöhnliches Jahr, und die Chinesen gaben ihnen hierin zum Teil Recht; aber auch dies wurde ihnen zum Spott ausgelegt, und jemand meinte nachdenklich, es werde noch ein so wunderbares Jahr werden, wie zur Zeit des Kaisers Kao-wang, etwa 430 v. Chr., wo im Sommer Schnee fiel und das Wasser des Gelben Flusses rot wurde.[18])

Auch während der Belagerung der Gesandschaften in Peking haben die Chinakenner diese ihnen eigentümliche Rolle gespielt.

Keine ihrer Vorhersagungen und Beurteilungen der Chinesen traf zu, und Rev. Allen sagt hart und lieblos: „Wie gewöhnlich, während der Dauer der Belagerung urteilten die am besten, welche die geringste Erfahrung in China hatten. Sie waren nicht voreingenommen durch Präzedenzfälle und Theorien betreffend Sitten der Chinesen.“[19]) Und als nach manchen in die Brüche gegangenen Prophezeihungen der ebenfalls eingeschlossene berühmte Verfasser der „Chinesischen Charakterzüge“, Dr. Smith, in einem Falle um seine Ansicht gefragt wurde, soll er gesagt haben: „Befragen Sie mich nicht über die Chinesen, ich verstehe rein gar nichts von ihnen!“[20])

Doch nun zurück in unsere Messe zu Yang-tsun. Wir waren, wie gesagt, gut verpflegt und zu den gelieferten Beständen war auf den chinesischen Märkten alles zu haben, was wir nur wünschten. Der beste und größte dieser Märkte war im französischen Viertel am alten chinesischen Lager. Hasen, wildes Geflügel und besonders Hühner und Enten waren stets überreichlich und billig vorhanden; drei große oder fünf kleine Hühner kosteten 2,10 Mark.

Wir wunderten uns anfangs, wo die Chinesen ihre Hühner, Enten und Eier herbekamen, denn in den Dörfern in einem Umkreis von etwa 10 km war von allen diesen Dingen keine Spur zu finden. Später wurde das Rätsel gelöst; sie brachten die Tiere teils auf dem Wasserwege, teils nachts von weit her über Land, oder sie hatten sie auch in versteckten unterirdischen Gemächern. Als ich eines Morgens gegen 5 Uhr zu einer kleinen Streife ausrückte und beim Erscheinen des Lichtes schon einige Kilometer von Yang-tsun entfernt war, hörten wir aus den verschiedenen Richtungen der weiten Ebene, auf der nur einzelne Chinesen mit Körben zu sehen waren, das Krähen von Hähnen. Sie saßen in den Körben der Chinesen, hatten wohl meist schon eine lange Nachtreise hinter sich und begrüßten nun das Erscheinen des Tagesgestirns und antworteten einander.

Die Chinesen verstehen im übrigen in der Vollendung das künstliche Ausbrüten von Enten- und Hühnereiern und wissen außerdem mit Sicherheit die guten Eier von den schlechten zu unterscheiden. Diese Kunst behält aber der chinesische Eierhändler für sich und macht nicht, wie unsere Eier-Frauen einen Unterschied zwischen „Datum-Eiern“, „frischgelegten Eiern“, „frischen Eiern“, und „Eiern“. Er tut alles durcheinander in seinen Korb und läßt dem Käufer die Auswahl. Man mußte einen gerissenen Küchenkuli haben, der suchte schon die guten Eier aus.[21])

Milch, Butter und Käse kennen die Chinesen gar nicht, und auch das alte Hirtenvolk der Mandschus hat ihren Gebrauch ganz verlernt. Wir bezogen diese, einem Europäer schwer entbehrlichen Genußmittel

in Büchsen. Kartoffeln werden in China auch nicht gebaut, sondern nur in der Mongolei; von hier kamen sie später in ausreichenden Mengen. Dagegen war die süße, im 17. Jahrhundert von Manila aus in China eingeführte Kartoffel jeder Zeit zu haben; 100 Pfund kosteten in Yang-tsun 1,55 Mk.

Sowohl für die Mannschaftsküche wie für die Offiziermesse wurde zuweilen von dem chinesischen Kohl geholt, der in großen Mengen auf dem Lande vorhanden war. Die Chinesen nennen ihn pe-tsai, d. i. Weißer Kohl; bei den Europäern heißt er auch Schantung-Kohl. Um ihn dauerhaft zu machen, legen ihn die Chinesen auf die Dächer, so daß durch die Sonnenstrahlen die schon an und für sich an den Wurzeln weißen Blätter hell werden. Er hat eine längliche, zylindrische Form, gedeiht in großen Mengen und ist, wie Dr. Abel sagt, für die Chinesen dieser Gegenden das, was die Kartoffel für die Irländer ist.[22]) Die Masse des damals vorhandenen Schantung-Kohls im Vergleich zu der so stark verminderten Bevölkerung ließ die Furcht vor einer im Winter drohenden Hungersnot, von welcher ängstliche Gemüter zuweilen fabelten, unbegründet erscheinen. Ein als Nebenspeise gern auf dem Tisch gesehenes Gemüse waren die langen chinesischen Radischen, und dann und wann brachte einer der Tischteilnehmer als Kompot eine der tadellosen Singapur-Fruchtkonserven aus der französischen Kantine mit.

Ein gemeinsames Vorurteil aller derjenigen, welche früher schon in China gewesen waren, war ihre Abneigung gegen das chinesische schwarze Schwein. Was sie eigentlich dagegen hatten, kam nie so recht heraus, aber meistens hieß es: „alle schwarzen Schweine sind trichinös". Nun, ich kenne nicht das Endergebnis, aber ich weiß, daß eine lange Reihe von wissenschaftlichen Untersuchungen ergab, daß bei keinem schwarzen chinesischen Schweine Trichinen gefunden wurden, während dies bei eingeführten weißen Schweinen der Fall gewesen sein soll.

Hauptmann v. Auer teilte in hohem Maße dieses Vorurteil gegen die Schwarzen, und einer oder der andere unter uns wurde, glaube ich, durch seine Reden etwas angesteckt. Die meisten aber waren vorurteilslos und da wir im Besitze fetter junger Schweine waren, so ließ Barlach eines Mittags mit Zustimmung der Eingeweihten gebratene Spanferkel machen. Alle lobten das wirklich vorzügliche Gericht, und Hauptmann v. Auer aß mit großem Appetit. Als dann nach beendeter Mahlzeit das Geheimnis herauskam, machte er gute Miene zum bösen Spiel und tat, als sei es ihm gleichgültig. Aber einmal gefaßte Vorurteile sind nicht so schnell abzulegen. Auf den Etappen ist sicherlich im kleinem Kreise manches schwarze

Spanferkel verzehrt und von Kennern gewürdigt worden, und wer sich in eine solche genußreiche Stunde zurückversetzen will, dem möchte ich raten, in Lamb's köstlichem Essay über „Gebratenes Schweinefleisch" zu lesen, wie der chinesische Saubube Bo-bo die Kunst entdeckte, Schweinefleisch gebraten zu essen.[23])

Obst wurde wegen der Gefahr der Krankheitsübertragungen so gut wie gar nicht gegessen. Im übrigen verstehen die Chinesen sehr gut Obst aufzubewahren. Weintrauben gibt es in Tien-tsin das ganze Jahr hindurch und ebenso Aepfel, die besser aussehen als sie schmecken. Die große Schantung-Birne liefert im Sommer einen erfrischenden Saft, ist aber im übrigen ziemlich geschmacklos und holzig.

An Getränken fehlte es auch nicht in der Messe, aber im allgemeinen ging es außerordentlich solide her; um $9^1/_2$ Uhr war gewöhnlich alles auseinander gegangen und jeder kroch in sein kümmerliches Bett. In späterer Zeit ist es jedoch, wie ich gehört habe, in Yang-tsun lustiger geworden.

Inzwischen kamen fast täglich Detachements, Truppen-Abteilungen oder einzelne Offiziere und Beamte durch, welche im Posten untergebracht werden mußten. Hauptmann v. Auer war manchmal außer sich, daß er diese Durchziehenden nicht so unterbringen konnte, wie er gern gewollt hätte; aber Wangenheim, dessen Sache die Einquartierung im einzelnen war, machte es so gut wie es eben ging, und Barlachs Küche fand immer noch etwas, daß auch die Unangemeldeten nicht hungrig davon gingen. Zuweilen machten auch andere Nationen von unserer Gastfreundschaft Gebrauch, und ich sehe noch das Gesicht des Posten-Kommandanten, als ihn Major Gerhard aus dem Kasino holte und ihm lachend den mit englischer Bagage vollgepfropften Tempelhof zeigte. Ich hatte gerade noch einen Wagen herausziehen können, den ich am nächsten Morgen ganz früh zu einem Streifzuge brauchte und den sie eben durch Vorfahren ihrer zahllosen Karren verbarrikadieren wollten.

Am Nachmittag des 23. November traf Oberstleutnant von Arnstedt mit zwei Zügen berittener Infanterie und zwei Geschützen ein, um am nächsten Morgen mit Rittmeister v. Kaehne und seinen Reitern einen Zug in die Gegend Tung-an-hsiën, Wu-tsing-hsiën, Ho-hsi-wu zu machen. Wangenheim ging beim Stabe des Detachements mit. Ich rückte an diesem Morgen anch ganz früh zu einer längeren Streife auf dem linken Pei-ho-Ufer aus. Am Nachmittage trafen unsere alten Backschafsgenossen Kühn und Beerbohm zu einem kurzen Besuch ein. Sie hatten sich durch einen Tag Urlaub aus dem eintönigen Garnison-Leben von Tien-tsien herausgedrückt und wollten sich einmal das

frischere Leben auf dem Lande ansehen. In der Nacht kehrte Rittmeister v. Kaehne mit Gefangenen und Geiseln zurück. Wangenheim hatte ihn begleitet, war aber in der Nähe von Hwang-hóu-tiën von ihm abgekommen. Als ich am nächsten Morgen mit Kühn und Beerbohm zu einer kleineren Streife in westlicher Richtung abrückte, war Wangenheim noch nicht zurück. Wir machten uns einige Sorge um sein Geschick, denn es kam nicht selten vor, daß Chinesen einzelne abgekommene Soldaten überfielen und bei Seite schafften. Als wir daher unseren Auftrag erledigt hatten, ritten wir noch, von einem meiner Leute begleitet, bis an die große Eisenbahn-Brücke über den Föng-ho. Von hier aus kann man bei klarem Wetter die weiße Pagode des 10 bis 11 Kilometer entfernten Hwang-hóu-tiën deutlich sehen. Auch heute sahen wir sie, aber keine Spur von unserem Wangenheim. Da wir uns ohne Befehl nicht weiter entfernen konnten, so ritten wir nach Yang-tsun zurück und fanden dort unseren Vermißten vor. Er hatte sich verirrt, war dann kurz entschlossen für die Nacht in ein Haus von Hwang-hóu-tiën gegangen und am Vormittag unbehelligt zurückgeritten. Am Nachmittage mußten Kühn und Beerbohm nach Tien-tsin zurück, und nachdem wir sie abgebracht hatten, begaben wir uns in den französischen Klub, wo auf Anregung und unter Leitung von Oberstleutnant Chirlonchon, dem liebenswürdigen Kommandeur der Zuaven, Beratungen über Gründung eines internationalen Klubs in Yang-tsun stattfanden.

Wir standen mit allen Nationen und Truppenteilen in Yang-tsun auf dem besten Fuße, besonders aber mit den Zuaven, und dem Oberstleutnant Chirlonchon und Hauptmann v. Auer gebührt ein großer Verdienst an diesem guten Verhältnis. Unser Kasino wurde gern aufgesucht, und nicht selten fanden sich Franzosen und Engländer gleichzeitig bei uns ein. Die Mehrzahl unserer jüngeren Herren hatte sich mit je einem Zuaven-Offizier zusammengetan und sie gaben sich nun eifrig gegenseitig Sprachunterricht. Die Franzosen waren bei weitem am stärksten in Yang-tsun, mit Einschluß von Lóu-móu-tiën und Hwang-tschwang, vertreten, nämlich mit drei Bataillonen Zuaven, etwa einer halben Schwadron Chasseurs d'Afrique und drei Batterien des neuen französischen Feldgeschützes, Matériel de 75, nebst einer Munitions-Kolonne, unter dem Chef d'escadron Tariel. Die Batterien trugen die Nummern 13, 14, 15. Die Franzosen taten sehr geheimnisvoll mit dieser neuen Waffe und ließen wenig davon sehen. Sie selbst haben sie auf alle mögliche Weise und unter ausgesucht schwierigen Verhältnissen auf die Probe gestellt und sind zu einem sehr befriedigenden Ergebnis gekommen. Die Italiener, obwohl unsere Nachbarn, waren nur in geringer Zahl vorhanden, und man sah wenig von ihnen.

Amerikaner und Russen zogen in der ersten Zeit verschiedentlich durch, die ersteren auf dem Wege nach den Philippinen, die Russen nach der Mandschurei. Amerikanische Kavallerie biwakierte einige Tage am Nord-Ausgang von Yang-tsun. Mir waren es bekannte Erscheinungen, diese großen Hüte, hellblauen Hosen und grauen Gamaschen, und erinnerten mich an vergangene schöne Zeiten. Im Offizier-Korps der alten Vereinigten Staaten-Armee steckt sehr viel Gutes und Tüchtiges; sie gehören zu den besten ihrer Nation. Was uns Deutschen immer weniger angenehm auffallen muß, ist ihre Art und Weise, sich äußerlich zu geben, ihre Haltung und — ihre langen Haare. Aber selbst an den Denkmälern aus Erz und Stein kann man in den Vereinigten Staaten diese ungeschnittenen Haare der nordamerikanischen Offiziere finden; sie scheinen bei ihnen zur Haarfrisur zu gehören wie der Zopf beim Chinesen. Das Reiterstandbild von General Albert S. Johnston auf dem Métairie-Kirchhof von New Orleans liefert ein gutes Beispiel. Aber vielleicht ist dies nur das Vorurteil eines preußischen Kommißauges.

Die Russen zogen, wie gesagt, bis auf geringe Reste nach der Mandschurei ab, und den Chinesen von Tchili fiel ein Stein vom Herzen. Sie hatten einen gewaltigen Respekt vor den Russen. Mit ihrem gewissen Auftreten gegen diese Art Völker hatten die Russen denselben Erfolg, den sie immer gehabt haben, und noch heute gilt der Satz — mit Einsetzung anderer Namen —, den ein gut beobachtender französischer Edelmann vor etwa 100 Jahren aus der Türkei schrieb: „Sieben Tage, sagen die Türken, nachdem die Oesterreicher einen Landstrich durchzogen haben, ist wieder Ruhe und Frieden in den Familien, aber sieben Jahre lang liegt alles Land brach, da wo die Russen passiert sind. So kommt es denn, daß die österreichischen Truppen den Ottomanen wegen ihrer Milde wenig gefährlich erscheinen.“[24]) Ein übler Satz in den Ohren und Herzen aller menschlich Denkenden, aber noch heute trotz alledem nicht weniger wahr!

Die Japaner hatten den schönsten und am besten erhaltenen Häuserteil von Yang-tsun besetzt. Sie hielten kameradschaftlich zu den übrigen Nationen, aber ihr Mangel an Kenntniß europäischer Sprachen stand doch einem näheren Verkehr hindernd entgegen. Einer von ihnen sprach ein wenig deutsch, und einer oder zwei etwas englisch.

Am Geburtstage des Mikado ging ein Kommando, geführt von einem Offizier im Paradeanzug, zu den verschiedenen Nationen und brachte nach japanischer Sitte ein Geschenk von lebendem Geflügel, und Hauptmann v. Auer ging hinüber und überbrachte die Glück-

wünsche des deutschen Postens. Am 5. Januar gaben die Japaner ein großes Fest, zu dem die Vertreter aller Nationen eingeladen waren. Da Hauptmann v. Auer dienstlich verhindert war, so hatte er mich mit seiner Vertretung beauftragt. Bei meinem Erscheinen wurde ich von einem Offizier und mehreren Ordonnanzen empfangen und in ein Zimmer geführt, wo ich Hauptmann Neumann von der 1. Eisenbahn-Bau-Kompagnie bereits vorfand. Alle Räume waren sehr nett geschmückt, nur war es den Wirten absolut nicht gelungen, mit ihren primitiven Kohlenbecken die Zimmer warm zu bekommen. Nachdem wir längere Zeit gewartet und gefroren hatten, erschienen die Engländer, und als nach einer weiteren Pause die Franzosen noch nicht angelangt waren, ging man zu Tisch. Es war eine hübsch geschmückte Tafel gedeckt, auf welcher schon japanische Kuchen, Konfekte und kalte Gerichte standen, und auf welche jetzt unter Führung des Kasinos-Unteroffiziers eine Schar von Ordonnanzen verschiedene warme Schüsseln setzte. Es war offenbar alles nach deutschem Muster, nur fehlten die Stühle, und es wurde nicht herumgereicht; aber jeder hatte seinen bestimmten Platz. Alles war sehr gut zubereitet, und die japanischen Gastgeber gossen fleißig ein. Die Unterhaltung war englisch und blieb auch so, da die Franzosen überhaupt nicht erschienen. Zuletzt wurde geraucht, und auch die Ordonnanzen wärmten sich die erfrorenen Hände über dem großen Kohlenbecken und steckten sich Cigaretten an. Zum Schluß wurde am hellen lichten Tage ein großes Feuerwerk abgebrannt.

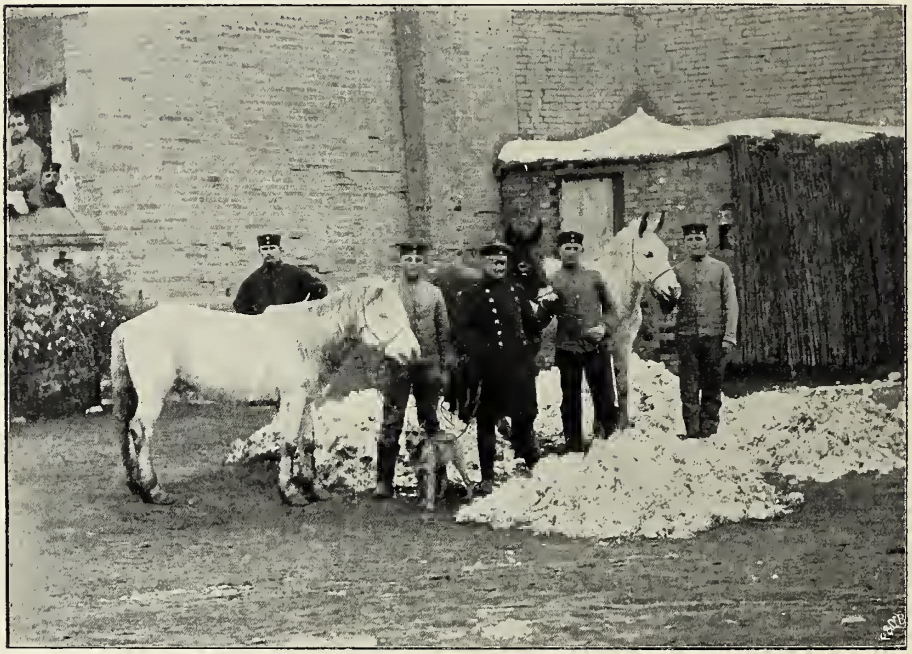
Das Verhalten der Japaner im chinesischen Kriege ist in Zeitungen und Büchern in den Himmel gehoben worden, ein Lobredner hat den anderen überboten. Sicherlich verdienen sie hohe Anerkennung, aber man soll nicht ohne Vorbehalt urteilen und soll bedenken, mit was für Gegnern sie es bis jetzt zu tun gehabt haben. Es steckt entschieden viel Schneid in den Japanern, es ist eine energische kleine Gesellschaft. In Tien-tsin im Japaner-Viertel waren leider häufig Schlägereien unter den „Allierten“ und der Grund war meist „où est la femme“ oder wie man damals sagte „madamma“. Bei solchen Gelegenheiten stürzten die Japaner sofort in die Quartiere und holten Waffen, und sie holten sie nicht nur, sondern sie gebrauchten sie auch. In allen Kämpfen sind die Japaner immer brillant draufgegangen, ihre Führung hat viel Entschluß und Rückenmark gezeigt, und bei einem Vergleich wird man heute anders urteilen als vor 40 Jahren der Schiffspfarrer Kreyher, welcher noch ausrufen konnte, es ist „doch ein anderes Ding um ostpreußische und pommersche Soldaten und Matrosen, als um diese windigen Japanesen!“[25])

Aber mit einer europäischen Macht haben sie sich noch nicht gemessen, und ob sie die Ausdauer haben werden, einen langen Krieg mit Rußland auszuhalten, ob sie die Kälte des mandschurischen Winters werden vertragen können, das ist noch eine andere Frage.

Während die französischen Offiziere und Mannschaften eine gewisse Schwerfälligkeit zeigten, sich ihre Messe und ihre Quartiere gemütlich einzurichten, waren sie uns in einer anderen Hinsicht entschieden überlegen. Wo es nicht anders erforderlich war, ließen sie ihren Leuten eine verhältnißmässig große Zeit zu außerdienstlichen kameradschaftlichen Beschäftigungen, Spiele, Gesänge, Tingel-Tangel, Liebhaber-Theater und Wettrennen. Diese Dinge wurden von den Offizieren angeregt, fanden bei Unteroffizieren und Mannschaften Verständnis und haben ein gutes Teil dazu beigetragen dem französischen Expeditions-Korps einen anerkannt guten Gesundheitszustand zu erhalten. General Voyron hatte mit diesem System gute Erfolge in Tonkin gehabt, er ermutigte es nach Kräften in China, und die Erfolge waren wieder gut. Bei den Franzosen wäre es unmöglich gewesen, daß im Juni und Juli nach Auflösung der Kriegstruppen die nach Hause gehenden und zur Entlassung kommenden Leute Tag für Tag herausgejagt wurden — auch wenn die elende Restkompagnie nur 10—12 Mann hatte —, um mit Flaggen gegen Flaggen auf der glühenden Ebene von Tient-sin zu operieren und sich den Keim zu schweren Krankheiten zu holen. Sie bekennen sich zur Ansicht des Fürsten von Ligne: „Les officiers molesteurs peuvent très bien déranger la santé [26]," und hätten bessere Beschäftigung gehabt zu einer Zeit, wo die einzige große Sorge der Führer sein mußte, diese Leute, die im Kriege ihre Schuldigkeit getan hatten, gesund der Heimat zurückzugeben.

Das Liebhaber-Theater der Franzosen war ausgezeichnet, und wurde von uns und unseren Leuten gern besucht; von letzteren wirkte zuweilen der eine oder der andere mit. Zur Feier des neuen Jahres war großes Rennen, zuerst bei den Franzosen, dann bei uns. Am spaßigsten war bei den Franzosen ein Esel-Rennen der Zuaven, von denen einige ganz ausgezeichnet die schwierige Kunst des Eselreitens verstanden. Unsere Rennen leitete Rittmeister von Kaehne. Im Maultier-Rennen erstritt sich Sodemann auf meiner Braunen den dritten Preis, und im Pony-Rennen kam mein Bursche Bartels auf meinem Schimmelhengst „Emigrant" zum allgemeinen Erstaunen als erster ein. Selig zogen meine Leute mit diesem ersten Preis, drei Pullen Rothwein und Ehrenpreis, nach Hause und waren nicht zu finden, als zum „Rennen der Sieger" der Schimmel noch einmal antreten sollte.

Die Reiter huldigten noch einem besonderen Sport, nämlich dem Schätzegraben. Irgendwo war etwas gefunden worden, und daß die Chinesen vielfach ihr Geld vergraben hatten in diesen schlimmen Zeiten, war Tatsache. Soviel ich weiß, ist aber in Yangtsun kein Schatz gehoben worden. Dagegen fand Wangenheim's Bursche einen großen Vorrat Muttern, Bolzen und Schrauben zu Eisenbahnschienen. Die Boxer hatten nämlich nicht nur die Strecke völlig zerstört, sondern sie hatten auch die einzelnen Eisenteile, die sie nicht ver-



Der siegreiche Stall nach dem Rennen

nichten konnten, über die ganze Gegend zerstreut und versteckt. Da nun kein neues Baumaterial vorhanden war, oder wenigstens nicht in genügender Menge, so hatte Major Bauer erhebliche Preise auf die Einlieferung der zerstreuten und versteckten Teile ausgesetzt. Der grösste Preis stand, glaube ich, auf Herzstücke. Um nun aber das Geld ausbezahlt zu erhalten, mußten die Stücke im Lager der 1. Eisenbahn-Bau-Kompagnie abgeliefert werden, und dazu fehlte dem Burschen ein Wagen. Auf seine Bitte stellte ich den meinigen zur Verfügung, aber nur unter der Bedingung, daß mein Bursche als Kutscher mitfahren und dafür einen Teil der Prämie erhalten sollte. Der Bursche wollte das Geld allein verdienen und zögerte einige Zeit; als er aber keinen Wagen fand, mußte er sich schließlich mit meinem Burschen einigen.

An dieser Stelle möchte ich einige Worte über unsere Eisenbahn-Truppen sagen, mit denen wir länger als 8 Wochen im engsten Verkehr gestanden haben. Es ist uns von der 1. Kompagnie nicht nur vergönnt gewesen, mit den liebenswürdigen Offizieren vom Stabe des Eisenbahn-Bataillons Tag für Tag kameradschaftlich zu verkehren, wir haben nicht nur hie und da einen Teil ihrer Sorgen mitgefühlt und miterlebt, sondern wir haben auch als Bahnschutz zu allen Stunden sehen können, was die braven Eisenbahn-Truppen draußen auf der Strecke geschafft, ge-



Auf dem „Eisenbahn-Hof" zu Yang-tsun

litten und geleistet haben. Morgens früh in dunkler Nacht hinauszuziehen, den ganzen Tag schutzlos gegen die Dezemberwinde auf der freien Strecke schwere Arbeit mit schlechtem Material zu verrichten, durchgefroren und verhungert abends heimzukehren, um am nächsten Tage das gleiche harte Werk zu tun, das sind keine Taten, welche glänzen, die der elektrische Funke in die Heimat trägt, die belobt und belohnt werden. Während Andere Siegesnachrichten nach Hause schickten von unkontrollierbaren Gefechten gegen Kulis, die sie Boxer nannten, haben unsere Eisenbahner still und stetig gegen die Elemente und Widerwärtigkeiten mancher Art gekämpft, haben, wie vorausgesagt, die Strecke bis zum 15. Dezember fertig gestellt und haben vor den Augen der Zuschauenden einen Sieg erfochten, welcher heißt: ver-

mehrte Achtung vor deutscher Energie, deutscher Beharrlichkeit und deutschem Können.

Im krassen Gegensatz zu dieser stillen aber fruchtbaren Tätigkeit unseres Eisenbahn-Bataillons stand das Wirken einer anderen Gesellschaft, die auch in Yang-tsun mit einer Filiale auftauchte, nämlich des Flotten-Vereins. Mit vielem Trara und Selbtsbewußtsein, begleitet von Standartenträger und indischen Reitern wie ein morgenländischer Prinz, erschien eines Tages ein Herr und bat um Ueber-



Zerstörte und wiederhergestellte Eisenbahn-Brücke

weisung eines Gehöfts zur Einrichtung einer Marconi-Station. Als sie aber beim besten Bauen und Einrichten waren, ging dem Flotten-Verein das Geld aus, und die orientalische Herrlichkeit endete mit einem ganz prosaischen, kläglichen Fiasko.

Am 4. Dezember rückte auf Befehl des Korps-Kommandos unter Führung des Rittmeisters v. Kaehne ein gemischtes Detachement ab. Es war folgendermaßen zusammengesetzt: ein schwacher Halbzug Infanterie unter meiner Führung, die Reiter aus Yang-tsun auf Pferden und Ponies unter Leutnant v. Kotze, Leute vom Eisenbahn-Bataillon mit Brech- und Spreng-Werkzeug unter Leutnant Pistorius; dazu ein Arzt vom „Roten Kreuz“ und der Dolmetscher Mr. Pringle. Zum Fortschaffen der Fußtruppen gingen mit: ein vierspänniger, zwei zwei-

spännige Wagen und zwei Mandarinen-Karren. Morgens 6 Uhr wurde das Detachement nicht ohne Schwierigkeit auf dem Bahnhofe verladen. Mein Mandarinen-Karren fiel in der Dunkelheit eine Rampe herunter, eine Gabel zum Befestigen der Achse brach und der Wagen mußte als unbrauchbar zurückgelassen werden. Das weiße Maultier hatte, angeschirrt, den Sturz ohne Beschädigung mitgemacht, und wurde von Meier so lange geritten, bis wir einen anderen Wagen hatten. Auf dem Bahnhofe Lofa wurden wir ausgeschifft und setzten uns dann unmittelbar gegen das etwa 18 km entfernte Tung-an-hsiën in Bewegung.

Rittmeister v. Kaehne hatte folgenden Auftrag: Die Stadt Tung-an-hsiën hatte sich durch Begünstigung der Boxer-Unruhen straffällig gemacht, und von der erwähnten Expedition v. Arnstedt war ihr eine Buße von 40 000 Taels auferlegt worden. Sie hatte Geiseln gestellt und versprochen, bis zu einem bestimmten Termin diese Summe zu bezahlen. Dieser Zeitpunkt war verstrichen, ohne daß seitens der Stadt das geringste geschehen war, um ihrer Verpflichtung nachzukommen.

Rittmeister v. Kaehne erhielt nun den Befehl, das Geld einzutreiben und die Stadt unter Umständen zu bestrafen. Die großen Zugpferde leisteten nur Minderwertiges, und als wir uns auf 6 bis 7 km der Stadt genähert hatten und auf die weite, leicht zu übersehende Feldmark kamen, hielt es der Rittmeister für das Beste, mit den Berittenen in schnellster Gangart gegen die Stadt vorzugehen und die Wagen unter Führung von Leutnant Pistorius folgen zu lassen, so schnell und so gut wie sie konnten. Rittmeister v. Kaehne ritt mit der Hälfte der Reiter rechts umfassend und Leutnant v. Kotze mit der anderen Hälfte links umfassend bis an den entgegengesetzten Ausgang, während sie im Vorbeireiten an den Seitentoren Posten stehen ließen. Zu derselben Zeit ritt ich mit dem Dolmetscher Pringle, dessen Dolmetsch-Boy und meinem Burschen direkt in die Stadt hinein, mit dem Auftrage, sofort das Yamen zu besetzen und die ersten Stadtbeamten zu verhaften.

Der Plan glückte vollkommen. Wir ritten im scharfen Trabe, zuletzt im Galopp, auf die Stadt zu, gelangten, ohne behindert zu werden, in das Tor und sprengten nun die Hauptstraße entlang nach dem Yamen, dessen große Mastbäume wir von weitem sehen konnten. Mein Hund Hunibald begleitete mich und richtete beim Einreiten in die Stadt unter einer Herde schwarzer Schweine große Verwirrung an. Die entsetzten, aus ihrer Ruhe und dem Schlamm gestörten Rüsseltiere sausten vor und neben uns die Straße entlang, und so sprengten wir mit dieser schwarzen Begleitung auf den Platz vor dem Yamen. Hier war

eine große Menschenmenge versammelt, man sah noch die Reste vom Markttreiben und konnte beobachten, wie einige Häuser in der Nähe, besonders das festungsartige Leihhaus, verrammelt wurden. Wir waren offenbar sehr überraschend gekommen. Jetzt setzte sich Pringle mit aller Ruhe auf seinem Pferde zurecht, in der Hand sein kurzes Pfeifchen, und sagte dem Volk in einer längeren Rede, was wir vorher verabredet hatten. Die Stadt habe sich in hohem Grade straffällig gemacht; sie sei jetzt von allen Seiten mit Truppen umstellt und eine Flucht für irgend jemand sei ausgeschlossen. Sie sollten zum Verhandeln unmittelbar ihre ersten Beamten zu uns schicken; geschähe dies nicht sofort, so würde die Stadt an allen vier Ecken angesteckt werden.

Als diese mit Ruhe und Nachdruck vorgetragene Rede beendet war, erklang ein allgemeines Beifalls-Chau-chau aus der Menge; sie schrieen und gestikulierten, einige gaben Befehle und andere liefen fort, alles war oder tat wenigstens furchtbar eifrig, und es zeigte sich jenes Bild einer dienstfertigen Volksmenge, das wir so oft in China gesehen haben. Halb freiwillig, halb gezwungen, erschienen denn auch drei Stadträte und ein ganz alter Mann, welche sich uns als Repräsentanten der Stadt vorstellten. Einer, sagten sie, sei abwesend, und der Chih-hsiën, oder Landrat, als Gefangener in Tien-tsin. Letztere Angabe stimmte. Es wurde ihnen nun eröffnet, um was es sich handelte, nämlich um die 40 000 Taels. Inzwischen trafen auch der Detachements-Führer, der Leutnant v. Kotze, und die Infanterie auf Wagen ein, und es wurde den Stadtvätern eröffnet, daß, wenn in einer Stunde das schon vor einigen Tagen fällige Geld nicht zur Stelle sei, die allerschärfsten Maßregeln getroffen werden würden. Der alte Mann als der einflußreichste wurde entlassen, um in der Stadt das Nötige zu veranlassen, während die übrigen drei Stadträte im Yamen als Gefangene zurückbehalten wurden. Inzwischen hatte ich das massive Leihhaus, dessen flaches Dach wie eine kleine Festung zur Verteidigung eingerichtet war, besetzt, und der Rittmeister ließ Brennmaterialien im Yamen zusammenbringen, um den Chinesen zu zeigen, daß die Sache ernst gemeint sei.

Als aber die Zeit verstrichen war, hatten sie nicht einen Käsch gebracht, im Gegenteil, das Volk hatte sich beim Nahen der festgesetzten Zeit mehr und mehr verzogen und überließ die drei Stadträte ihrem Schicksal. Der Rittmeister machte daher kurzen Prozeß: das Yamen wurde angesteckt, und ein paar andere Gebäude brannten auch mit ab; was an Silber, Maultieren, Vieh vorhanden war, wurde mitgenommen, und die drei Stadträte sowie ein anderer Chinese, der sich mißliebig gemacht hatte, erhielten nach

ihrem eigenen Gesetz eine gehörige Tracht Bambus-Tschau-tschau, d. i. Hiebe. Mr. Pringle war mit dieser Erledigung als alter Chinesenkenner wenig einverstanden; mehrere Mal sagte er mir, ich solle den Rittmeister doch überzeugen, das einzig Wahre sei, das ganze Nest gründlich auszulùten und dann niederzubrennen.

Wir rückten in südlicher Richtung ab und bezogen Nachtquartier in einem Dorf einige Kilometer von Tung-an-hsiën. Die Nacht war ungemütlich und kalt, und ich freute mich, daß ich für meine Leute Decken aus dem Leihhause mitgenommen hatte; den Doppelposten ließ ich alle Stunde ablösen. Unsere Aufgabe für den 5. Dezember war das Beitreiben von Ponies und Maultieren in dieser für ihre Boxer-Neigungen bekannten Gegend. Es geschah dies durch Absenden von Seiten-Abteilungen, wobei jedoch alles in der allgemeinen Richtung Pa-li-kiau und Hwang-hóu-tiën auf Yang-tsun marschierte. Dieses Pa-li-kiau mit seiner hübschen Pagode ist nicht zu verwechseln mit dem bekannten Gefechtsfelde von 1860, nach welchem der General Cousin-Montauban den Namen Graf Palikao erhielt. Pa-li-kiau heißt einfach „8 li-Brücke", d. i. Brücke 8 Li von einer größeren Stadt entfernt.

Im Laufe des Nachmittags traf das Detachement brockenweise in Yang-tsun ein, und brachte als Ergebniß der Beitreibungen 16 Ponis und 25 Maultiere mit. Unter den Ponies war ein schöner Schecke, den Kotze gegriffen hatte, und welcher in ganz gefährlicher Weise auf den Mann ging und biß; man brauchte sich ihm nur zu nähern, so griff er an. Er wurde der Berittenen Kompagnie Danner überwiesen, ist aber von dieser, so viel ich weiß, als unbrauchbar für den Dienst bald abgestoßen worden. An diesem Tiere hätte man einmal die Wirksamkeit des Mittels probieren können, dessen Erfolg bei bissigen Pferden Burckhardt bei den Arabern beobachtet hat, nämlich ihm zum Einbeißen eine heißgekochte Hammelkeule vorzuhalten.[27]) Fleisch pflegte ja auf Expeditionen billig zu sein.

Schon am Nachmittage, als wir einrückten, waren einige Schneeflocken gefallen, und im Laufe des Abends und der Nacht entwickelte sich ein regelrechtes Schneegestöber. Alle Prophezeiungen der „Chinakenner" gingen wieder einmal zu Schanden; denn nicht nur zerschmolz der Schnee nicht in zwei oder drei Tagen durch die Strahlen der Mittagssonne, sondern er blieb bis Anfang Januar liegen, und als dann die letzten Spuren verschwinden wollten, kam am 3. Januar ein heftiges und andauerndes Schneegestöber, welches, mit einer weiteren Auffrischung im letzten Drittel des Monats, die Schneedecke von Tschili bis in den Februar hinein erhielt. Wells Williams, einer der bedeutendsten Kenner Chinas, hat folgendes über den Schnee-

fall in Nord-China gesagt: „die geringen Schneemengen, welche fallen, bleiben nur zwei oder drei Tage liegen, und werden mehr fortgeweht als geschmolzen; kein Mensch verbindet Weiß mit Winter, aber um Schnee wird inbrünstig gebetet als ein Reiniger der Luft gegen Diphterie und Fieber."[28]) Man sieht, unsere „Chinakenner" haben sich nicht allein geirrt.

Unsere Zugpferde hatten die keineswegs anstrengende Expedition recht schlecht vertragen; der große Braune versagte zum Schluß gänzlich, hatte abgeschirrt und hinten angebunden werden müssen. Während des Ausspannens und Abladens in Yang-tsun hatten ihn dann die Fahrer unverantwortlicher Weise auf der Straße stehen lassen, und als sie ihn nach einiger Zeit in den Stall ziehen wollten, war er fort. Es wurde überall herumgefragt, die Franzosen gaben eine Parole-Notiz in diesem Sinne aus, aber unser Brauner blieb verschwunden. Da stürzte eines Mittags der Wachtmeister der Schwadron v. Kaehne auf meinen Hof und rief mir zu: „Herr Oberleutnant, ich glaube, die Italiener ziehen mit dem großen Braunen nach Peking ab." Die Italiener gaben nämlich an diesem Tage ihren Posten in Yang-tsun auf und zogen die Besatzung nach Peking heran. Ich stürzte sofort heraus, begleitet von zwei meiner Leute, und vergaß in der Eile zu befehlen, daß gesattelt und die Pferde mir nachgebracht würden. Am Nordausgang von Yang-tsun angekommen, sah ich vor mir auf der Straße nach Ho-hsi-wu das abziehende Häuflein Italiener und hinterher geführt ein Tier, das in der Tat nach seiner gewaltigen Größe nur unser Brauner sein konnte. Als ich noch schwankte, ob ich nach Pferden schicken oder versuchen sollte, sie zu Fuß einzuholen, geriet an dem Bagage-Wagen der Italiener etwas in Unordnung und zwang sie zum Halten. Jetzt lief ich kurz entschlossen nach und, in Schweiß gebadet durch die Mittagssonne, erreichte ich sie. Ich erklärte dem führenden Fähnrich, um was es sich handelte. Darauf erhob sich zwischen ihm und seinen Leuten eine Verhandlung, von der ich nicht viel verstand, aber aus der ich doch so viel merkte, daß die Leute das Tier nicht gern herausgeben wollten. Als der Fähnrich zögerte und Schwierigkeiten machte, erklärte ich ihm: es sei zweifellos unser Pferd, und falls er Bedenken trüge, dies zu glauben, so müßte ich ihn bitten, mit mir nach Yang-tsun zurückzukehren, damit die Angelegenheit dort in aller Form geregelt würde. Daraufhin gaben sie das Pferd heraus.

Man traf in jener Zeit zuweilen auf verlaufene, sogar verwilderte Pferde, und es ist möglich, daß die Italiener nicht wußten, daß der große Braune uns gehörte. Sie selbst aber hatten derartige Pferde in China nicht, und den ihrigen konnte es daher nicht entlaufen sein; wohl



Mein Hof in Yang-tsun

aber lag der Gedanke nahe, das es ihren unmittelbaren Nachbarn in Yang-tsun, den Deutschen, gehöre, die solche Pferde hatten. Auch wenn sie nichts von unseren Nachforschungen erfahren hatten, hätten sie wohl bei uns anfragen können.

Als wir triumphierend mit dem verlorenen und wiedergefundenen Sohn in Yang-tsun einzogen, kam mir der Wachtmeister schmunzelnd entgegen und sagte: „Nun, Herr Oberleutnant, bekommen wir doch den schönen Ofen?“ Hiermit hatte es folgende Bewandnis: Ich hatte von einem Streifzug eine Anzahl tadelloser gußeiserner Oefen mitgebracht, welche besser waren als die gelieferten und in Tien-tsin käuflichen. Einer von ihnen war überzählig und noch nicht in Gebrauch genommen, und der Wachtmeister hatte mich schon einmal um seine Abtretung gebeten. Ich glaubte aber, ihn für unvorhergesehene Fälle der Etappe erhalten zu müssen, und hatte die Bitte abgeschlagen. Jetzt mußte ich wohl oder übel: „Sie haben sich in der Tat um die Kompagnie verdient gemacht, Wachtmeister“, sagte ich, „Sie sollen den Ofen haben“, und glückstrahlend zogen die Reiter mit ihm ab.

Zur allgemeinen Freude, besonders meiner näheren Umgebung, brachte die Kuh in der Nacht vom 6. zum 7. zwei kräftige Kälber zur Welt, und zehn Tage später die graue Ziege ein Zicklein. Enten und Hühner waren auch in Menge vorhanden, so daß mein Hof recht belebt war.

Die Streifzüge durch das Land hörten inzwischen nicht auf; ich unternahm sie entweder allein oder gemeinsam mit Rittmeister v. Kaehne, und kam hierbei mehrfach mit Truppenteilen in Berührung, die damals im Dezember im nördlichen Tschili operierten.

Auf einer dieser Streifen hatte ich einen spaßhaften Zwischenfall mit meinem Hunde. Ich holte aus einem Dorf in der Nähe der steinernen Föng-ho-Brücke Futter, die Wagen waren schon beladen und alles zur Rückfahrt bereit, als ich das Fehlen meines Hundes bemerkte. Ich ging daher noch einmal, begleitet von einem meiner Leute durch den Ort und hatte vom Dorfrand folgenden Anblick: auf der Ebene etwa 700 m vor uns trieb sich eine Schar Hunde in eifriger Verfolgung einer Hündin umher, und unter diesen Verliebten erblickte ich meinen Hunibald. Mein Begleiter fing an auf den Fingern zu pfeifen, ich aber dachte, „si vous n'avez point d'autre sifflet, ce chien est perdu“ und hieß ihn das Visir 700 einstellen und gegen die Hündin in den liegenden Anschlag gehen. Als dann Hunibald in diesem Augenblick etwas in das Hintertreffen des verfolgenden Feldes zurückfiel, ermahnte ich noch einmal an genügendes „Vorhalten“ und ließ ihn feuern. Es war offenbar ein sehr guter

Schuß: Die Hündin schlug sofort eine kleine Volte, und das verliebte Feld stoppte ab und zerstreute sich. Die Hündin galoppierte langsam in ihrer alten Richtung weiter, und mein Schütze meinte, sie sei getroffen. Ich bezweifele es, wahrscheinlich aber ist das Geschoß dicht hinter ihr eingeschlagen. Mein Hund besannn sich und kehrte nach dem Dorfe zurück.

Noch einen kleinen Streifzug möchte ich kurz erwähnen als Beispiel für die Leistungsfähigkeit der chinesischen Maultiere. Am 29. Dezember 5 Uhr 30 Minuten vormittags ritten Rittmeister v. Kaehne und ich von Yang-tsun ab, um in Pau-ti-hsiën mit Teilen des Detachements Grüber in Verbindung zu treten. Der Rittmeister war von zwei Reitern begleitet und ich hatte nur Sodemann und meinen Maultierwagen bei mir. Der Weg bis Pau-ti-hsiën beträgt rund 50 km, und unsere Abwesenheit von Yang-tsun war nur für eine Nacht berechnet; auf dem Wagen befanden sich daher nur die notwendigsten Gebrauchsgegenstände, Lebensmittel und Getränke für uns, sowie für Kotze und andere Bekannte, die wir in Pau-ti-hsiën zu treffen hofften.

Das Wetter war kalt, aber schön, und die Wege waren gut, wenn auch hier und da auf den Feldern und besonders in den Hohlwegen noch Schnee lag. Das Tempo wurde von den großen Pferden angegeben und war ziemlich flott, aber mein Maultierwagen folgte mit Leichtigkeit. Gegen 9 Uhr trafen wir in dem 31 km entfernten Ta-kwan-tún ein und stießen schon hier wider Erwarten auf deutsche Truppen. Es war der Oberleutnant v. Warnsdorff vom 6. Regiment, welcher einen in Lin-nan-tschönn erbeuteten chinesischen Artillerie-Park und Massen von Bekleidungs- und Ausrüstungsstücken nach Tien-tsin bringen sollte. Da wir von ihm erfuhren, daß in Pau-ti-hsiën keine deutschen Truppen mehr seien, so war unser weiterer Vormarsch nutzlos; wir beschlossen daher nach einer angemessenen Frühstücks- und Futterpause wieder nach Yang-tsun zurückzukehren, und trafen dort um 3 Uhr nachmittags ein. Ein Weg von 62 km oder etwas mehr ist schließlich keine große Tagesleistung; aber er war im flotten Tempo zurückgelegt worden, das weiße Maultier war beim Eintreffen noch durchaus frisch, und wer die stoßenden und plumpen Mandarinen-Karren kennt, wird es als eine gute Leistung anerkennen.

Das den Chinesen abgenommene Kriegsmaterial war nicht durch Kampf erobert worden. Bei ihrem eiligen Rückzug nach Norden hatte die sogenannte chinesische Lutai-Armee diese Dinge nicht mitnehmen können. Es waren Schnellfeuergeschütze neuesten Modells, dann Geschütze älterer Art, Massen von Handfeuer- und blanken Waffen, nagelneue Pfalzboote, kriegstechnische Apparate

und Uniformstücke aller Art. Die Chinesen hatten alles zwischen doppelten Kauliang-Zäunen versteckt, und ohne Verrat hätte man den Fund wohl nicht gemacht.

Ueber die chinesische Armee ist zur Zeit des Krieges, besonders zur Belehrung der kriegführenden Truppen, viel geschrieben worden, und es soll hier um so weniger etwas wiederholt werden, als diese Beschreibungen und Aufzählungen der Bestandteile des chinesischen Heeres zum Teil auf recht zweifelhafter Grundlage beruhen. Dagegen möchte ich einige Punkte erwähnen, die in jenen Schriften nicht berührt sind.

Bekanntlich steht das Heer in geringer Achtung in China. Konfucius, auf welchen die ganze Lebensanschauung der Chinesen zurückgeht, war ein Mann des Friedens. Er weigerte sich überhaupt, militärische Angelegenheiten zu erörtern, und als er es einmal tat, verlangte er zunächst eine gründliche, siebenjährige Unterweisung des Soldaten, ehe man ihn in den Krieg schicken könne. Man kann den großen Weisen also als den Befürworter einer 7jährigen Rekruten-Ausbildungszeit bezeichnen.[29]) Die Auffassung des zweiten großen Weisen der Chinesen, des Mencius, kennzeichnet folgender Ausspruch: „Es gibt Leute, welche sagen: ‚Ich verstehe mich auf die Truppenführung, ich verstehe es, eine Schlacht zu leiten!‘ — Sie sind große Verbrecher.“[30])

Während daher in den meisten Staaten der Kriegerstand der erste des Reiches ist, oder wenigstens mit den ersten Ständen auf gleicher Linie steht, ist dies in China nicht der Fall. Zuerst kommen die Beamten der Verwaltung, und eine Stufe tiefer folgen die Militärbeamten. Dadurch kommt es denn von selbst, daß jeder bestrebt ist, in die bessere Laufbahn hineinzukommen, und nur durchgefallene und minderwertige Talente widmen sich dem Soldatenberuf. In dem Roman „Das geblümte Briefpapier“ schildert der alte General Yang dieses Verhältnis sehr treffend: „Euer werter Vater,“ sagt er zu einem jungen Studenten, „war mein Schulkamerad. In unseren jungen Jahren gingen wir wie Brüder zusammen und wir haben gemeinsam unser erstes Examen gemacht. Im Jahre Sin-mao promovierte Euer geehrter Vater zum Doktor; da ich aber durchs Examen fiel und meine Aufsätze keinen Beifall fanden, warf ich alle meine poetischen und prosaischen Bücher ins Wasser und legte mich auf Pferdereiten, Bogenschießen und Kriegsübungen. Glücklich machte ich das beste Examen und erhielt eine Militäranstellung. Ich wurde zum Oberstleutnant befördert und erhielt das Kommando über die Provinz Tschekiang.“[31])

Noch heute wird die militärische Karriere in der Weise gemacht, wie es General Yang erzählt, wenn auch das gesamte Militärwesen bedeutende Veränderungen in den letzten Jahren erfahren hat und wohl noch mehr erfahren wird. Aber die Masse der chinesischen Offiziere ist aus diesen Pferdereiten- und Bogenschießen-Examina hervorgegangen, und noch heute wird es an den Grenzen Offiziere geben, die noch nie ein Gewehr gesehen haben, und Generale mit dem Korallenknopf auf dem Mandarinenhut, die kaum lesen können.[32]) Wer zu weiter nichts taugt, ist immer für die Armee noch gut genug. Alle Laster und Vergehen, an welchen das chinesische Beamtentum krankt, werden den Militär-Mandarinen in höherem Grade zugesprochen, u. a. besonders Vetternwirtschaft und die Neigung, Kriecherei und Schusterei für einen ganz besonders hohen Grad von Gehorsam und Unterordung anzusehen. „Der alte Herr Wang", heißt es in dem Roman „Die blutige Rache einer jungen Frau", "war, wie schon bemerkt, ein ganz militärischer Mann und liebte nichts mehr, als Schmeichelei".[33])

Aber auch in China hat es Männer und Herrscher gegeben, welche wußten, daß das Heer die Stütze des Staates ist, und daß gegen das Dichten und Trachten der bösen Nachbarn nur eine starke Armee dem Lande die Segnungen des Friedens auf die Dauer erhalten kann.

Von diesen Männern stammen die klassischen Bücher der chinesischen Militär-Literatur, und noch die ersten kräftigen Kaiser der jetzt regierenden Dynastie haben versucht, den Verfall der Armee aufzuhalten und ihre Stellung und Wirksamkeit zu heben. Der Geist, in dem diese Schriften und Erlasse verfaßt sind, die Sprache, mit der sie geschrieben sind, und der größte Teil ihres Inhalts lassen sie dem Besten, was die Militär-Literatur Europas aufzuweisen hat, nicht unebenbürtig erscheinen.

Unter den Militär-Klassikern nehmen den ersten Rang ein Sun-tse und U-tse, deren Werke der große Kaiser Kang-hi für seine Haustruppen in das Mandschu übersetzen ließ, und die von den Chinesen in ihrer Art für das gehalten werden, was Konfucius und Mencius in ihrer Sphäre sind. Der dritte in der Reihe der chinesischen Militär-Klassiker ist Se-ma.

Einige Auszüge sollen den Geist dieser Schriften kennzeichnen:

„Menschenliebe," sagt Sun-tse, "Gerechtigkeit und das Talent Strafen und Belohnungen nach Gesetz und Billigkeit zu verteilen, sind die Grundpfeiler, auf denen sich ein jedes System der Kriegskunst aufbauen muß." „Hegt Liebe zu euren Leuten," sagt er weiter zu den Offizieren, "und verschafft ihnen alle Hilfe, alle Vorteile, alle

Erleichterungen, die sie nur nötig haben können. Wenn sie schwere Anstrengungen zu erdulden haben, so tun sie dies nicht, weil es ihnen Spaß macht; wenn sie Hunger leiden, so geschieht dies nicht, weil ihnen am Essen nichts liegt; wenn sie sich dem Tode aussetzen, so tun sie es nicht, weil sie das Leben nicht lieb haben. Das macht euch klar und überlegt euch ernstlich."

„Jeder Soldat," sagt U-tse, "muß im Schlachtfeld den Ort erblicken, wo er einst sterben wird; wenn er sein Leben zu erhalten sucht, wird er untergehen, wenn er aber den Tod nicht fürchtet, wird er davon kommen".

Sein Kapitel IV über den Kommandierenden General ist wundervoll geschrieben und enthält fast nichts, das nicht heute noch, nach so vielen hundert Jahren, richtig wäre. Einige Sätze mögen den Geist dieses schönen Kapitels dartun:

„Sobald ein General von seinem Herrscher den Befehl erhalten hat, an die Spitze der Truppen zu treten, darf er vor der gänzlichen Besiegung der Feinde nicht nach Hause kommen. Für ihn gibt es kein Heimatshaus mehr, keine Verwandten, keine Freunde; das Lager, die Soldaten treten an ihre Stelle. Fällt er an der Spitze seiner Truppen, so ist sein Todestag ein Tag des Triumphes für ihn und seine Angehörigen." „Die Gongs und die Trommeln sollen zu den Ohren sprechen, die Fahnen und Standarten sollen zu den Augen sprechen und die Belohnungen und Strafen sollen zum Herzen sprechen. Wenn die Gongs und Trommeln nicht deutlich die Befehle des Höchstkommandierenden wiedergeben, wenn die verschiedenen Fahnen und Standarten nicht klar die zu folgende Marschrichtung erkennen lassen, wenn die Belohnungen und Strafen nicht geeignet sind, Eifer anzufachen und Furcht einzuflößen: — wie mächtig auch immer ein Königreich sein mag und wie zahlreich eine Armee, man kann sich dann nur auf Niederlagen und Unglück gefaßt machen."

„Der Wert der Belohnungen," sagt Se-ma, "hängt von dem ab, was man sich dabei denkt. Verbindet etwas Auszeichnendes mit den einfachsten Dingen und sie werden ein Gegenstand des Wunsches der ausgezeichnetsten Männer sein: aber gebt diese Auszeichnungen nur denen, die sie verdient haben, und sie werden von unschätzbarem Wert sein; alles wird man tun, um sie zu erlangen."

„Wenn die Generäle Vorliebe für besondere Truppenteile zeigen, so werden sie von der Masse der Truppen nur mäßig unterstützt werden." Auf das gute persönliche Beispiel der Offiziere wird ein ganz besonderer Wert gelegt, und schließlich folgt ein Satz, den man eher für ein Kind des Haager Friedens-Kongresses halten könnte: „Das Köstlichste unter dem Himmel ist der Mensch, sein Blut muß ge-

spart, sein Leiden vermindert werden; man soll daher den Krieg nicht ausdehnen. Man soll ihn beendigen so schnell wie möglich, selbst um den Preis einiger eigenen Vorteile. Sollte man ihn selbst um Geldeswert erkaufen müssen, so mag es geschehen, wenn es der Ruhm des Staates und der Vorteil des Volkes erfordern." Dies sind nur einige wenige Aussprüche einer ganzen Reihe ähnlicher Art. Die klassischen Bücher enthalten eine Menge Anordnungen und Ratschläge für die meisten Zweige des praktischen Dienstes. Da ist z. B. eine Patrouillen-Unterweisung, die in den kleinen „Weißhun" oder „Transfeldt" übernommen zu sein scheint. Von dem erkundeten Staub einer feindlichen Marsch-Kolonne heißt es: „An den Stellen, wo der Staub niedrig und dick ist, dort marschiert die Infanterie; an den Stellen, wo er weniger dicht, aber höher ist, da sind Kavallerie und Wagen".

Eine andere Stelle klingt wie eine Instruktion zum „langsamen Schritt". „Mit Festigkeit muß marschiert werden, aber ohne aufzuhauen, mit Ruhe, ohne das Tempo umzuwerfen."

Eine andere allgemeine Anweisung lautet folgendermaßen: „Wenn die Truppen auf dem Marsche sind oder Gefechts-Bewegungen machen, müssen sie leicht wie die Vögel sein; wenn sie auf Posten sind, müssen sie wie angenagelt auf dem angewiesenen Platze stehen; wenn sie kämpfen, müssen sie sich gegenseitig helfen und unterstützen, wie die Speichen und alles, was zum Rade gehört, sich gegenseitig unterstützt und hält."

Sehr großen Wert legt General Se-ma auf das Weitergeben von Befehlen durch die Marschkolonne, und schließlich möchte ich noch einer chinesischen Chiffrier-Methode Erwähnung tun, die ganz ähnlich ist, wie die früher bei uns verwendete.

Fahnen und Standarten spielten in der alten chinesischen Armee eine große Rolle und spielen sie auch heute noch. Je 5 Mann standen unter einem Fähnchen, 5 Fähnchen unter einer Fahne oder Standarte; hierzu gehörte noch ein Tambour mit einer kleinen roten Retirierfahne. Diese Abteilung von 32 Mann wurde von einem Offizier kommandiert, der somit 7 Fahnenträger unter sich hatte. Man kann sich hieraus einen Begriff von der Masse von Fahnen, Standarten und Fähnchen in einer alten chinesischen Armee machen. Ganz so arg ist es nun jetzt nicht mehr, aber bei einer chinesischen Infanterie-Kompagnie von höchstens 12 Rotten habe ich 4 Fahnen gesehen. Die chinesischen Fahnen haben zum Teil keinen größeren Wert als unsere Winkerflaggen.[34])

Ich komme nun zum Erlaß des Kaisers Yong-tsching, welcher sich in der Hauptsache an das Mandschu-Offizierkorps richtet. Der

Kaiser wendet sich in ihm zunächst gegen die zunehmende Ueppigkeit in diesen Kreisen genau in derselben Weise, wie jene Allerhöchste Verordnung, die, ähnlich wie eine päpstliche Bulle, in der preußischen Armee unter den Namen „Je mehr anderwärts Luxus und Wohlleben um sich greifen“ bekannt ist. Dann wendet er sich gegen die Genüsse der Tafel: „Ich gebe zu“, sagt er, “daß man sich am Mittagstisch, beim Liebesmal, auf Gesellschaften und bei ähnlichen Gelegenheiten nicht vom Weintrinken ausschließen kann; aber man darf nicht zu weit gehen und gegen Regel und gute Sitte verstoßen.“ — „Die Mehrzahl der Vergehen, über die mir täglich die Kriegsgerichte Meldung machen, sind lediglich auf Trunkenheit zurückzuführen.“ Nach weiteren Erörterungen über dieses unerfreuliche Thema folgt dann eine dringende Warnung vor dem „jeu“, welches ganz besonders das Offizierkorps verpestet zu haben scheint. Die Verordnung des Kaisers Yong-tsching könnte in ihrer Allgemeinheit für jedes europäische Offizierkorps erlassen worden sein.[35])

Im Jahre 1800 erließ der Kaiser Kia-king eine scharfe Kabinets-Ordre, in welcher die unerhört jammervolle militärische Verfassung der Mandschu-Truppen getadelt wird. Er ordnet durchgreifenden Wandel in allen Zweigen der Ausbildung an und stellt eine Allerhöchste Besichtigung in Aussicht, welche den Erfolg dieser Verfügung feststellen soll. „Nach 27 Monaten“, so schließt dieser kaiserliche Erlaß, “werde ich mir die beiden Armee-Korps persönlich ansehen, ohne vorher Ort und Zeit der Besichtigung bekannt zu geben; ich werde die Truppe in allen Dienstzweigen prüfen und werde viel verlangen. Sollten sich dann wider mein Erwarten doch noch schlecht ausgebildete und behandelte Soldaten finden, so werden alle direkten Vorgesetzten, vom höchsten bis zum niedrigsten, ohne Gnade der schwersten Strafe verfallen. Ich kann daher nur einem Jeden dringend anheim stellen, diese meine außerordentliche, nun aber zum letzten Male gewährte Nachsicht sich zu Herzen zu nehmen und die gewährte Frist gründlich auszunutzen, um die gerügten Fehler zu verbessern und sich seiner Stellung und seines Ranges würdig zu machen.“[36]) Hoffentlich haben die Kompagnie-Chefs diese Frist von 27 Monaten „voll und ganz“ ausgenutzt, und hoffentlich haben nicht andauernde Zwischen-Besichtigungen der bedrohten und um ihr Dasein kämpfenden höheren Vorgesetzten alle ihre Mühen fruchtlos gemacht. Der Kaiser Kia-king ist es im übrigen gewesen, welcher infolge persönlicher Bequemlichkeit und Verweichlichung die alljährlichen großen Jagdzüge, die „Manöver“ der Mandschu-Truppen, ausfallen und allmählich einschlafen ließ und dadurch den gänzlichen Verfall der Armee des 19. Jahrhunderts einleitete.

Noch ehe man in Europa etwas von „Manövern“ wußte, zogen während eines Zeitraums von mehr als 125 Jahren die großen Kaiser Kang-hi, Yong-tsching und Kien-lung Jahr für Jahr mit ihren Truppen hinaus in die Mandschurei, um sie durch harte Märsche und anstrengende Uebungen kriegerisch zu erhalten und zu verhindern, daß sie selbst für ihre Person und ihre Truppen durch Luxus, Wohlleben und die Ruhe des Friedens verweichlicht würden. Kaiser Kang-hi zog zuweilen dreimal im Jahre hinaus, begleitet von mehr wie 60 000 Mann und 100 000 Pferden. Die Truppen lernten hierbei den Marsch-, Lager- und Sicherheitsdienst. Für die großen Kesseltreiben auf die Tiere der Wildnis waren große Entwickelungen notwendig, und der Kampf mit Tigern, Bären, Wölfen und Wildschweinen stählte den Mut. Die Anstrengungen durch Klima und gebirgiges Gelände waren außerordentliche, und es wird berichtet, daß einmal in einer Nacht 10 000 Pferde durch Kälte eingingen. „Viele,“ sagt P. Verbiest, „welche an den Feldzügen der vorhergehenden Jahre teilgenommen hatten, erklärten mir offen, daß sie im wirklichen Kriege niemals solche Anstrengungen durchgemacht hätten, als in diesem Schein-Feldzuge.“

Man kann die Uniform der chinesischen Offiziere nicht häßlich nennen, wenn man sich daran gewöhnt hat, und auch nicht unkleidsam und unmilitärisch. Es ist dieselbe wie die Uniform der Zivil-Beamten, nur daß der Offizier statt der bürgerlichen Schuhe Atlas-Stiefel trägt, eine Waffe untergeschnallt hat und auf dem Gala-Rock anstatt des Vogels der Beamten ein Raubtier eingestickt trägt. Die Pfauenfeder auf dem Hut ist eine persönliche Auszeichnung, wie ein Orden bei uns. Die Truppen, die ich gesehen habe, trugen blaue Jacken mit rotem Besatz und dunkelblaue Blusenmützen mit buntem Stern; darunter den aufgewickelten Zopf. An dieser Mütze war im Sommer eine Art Fächer aus Oelpapier zum Schutz gegen die Sonne befestigt. Auf der Brust und dem Rücken der Mannschaftsröcke befindet sich je ein kreisförmiges Stück Oeltuch von 20 cm Durchmesser, also etwa so groß und von ähnlichem Aussehen wie die Spiegel unserer Infanterie-Ringscheiben. Auf dem Bruststück steht der Truppenteil verzeichnet und der Name der Behörde oder des Generals, dem der Mann unterstellt ist. Auf dem Rückenstück steht das für einen Soldaten so wünschenswerte Wort „yung“, d. i. „Mut“. Die Chinesen denken eben anders wie wir: was würde man bei uns sagen, wenn man auszeichnende und anfeuernde Worte wie „Gibraltar“ und „Waterloo“ auf der großen Klappe des Tornisters anbringen würde?

Was soll man über die Leistungen der chinesischen Armee sagen? Wenn es darauf ankam, sind die Soldaten meist schlecht

gewesen, und ihre Verwaltung und Führung waren stets am allerschlechtesten. Die Beschreibung der ersten Holländer von ihren Erfahrungen mit den chinesischen Soldaten kann man wörtlich auf die Kämpfe um das Gesandtschafts-Viertel in Peking anwenden: „Sie kommen mit großer „Furie", Geschrei und Gerufe angelaufen, aber, wenn sie sehen, daß einige zu fallen beginnen, laufen sie mit eben solcher „Furie" wieder zurück."[37]) Die Organisation und Führung gegen zivilisierte Gegner ist immer schlecht gewesen, selbst wenn man glaubte, besseres von ihnen erwarten zu können.

Als ich im Jahre 1894 in den Vereinigten Staaten war, versammelten sich in den heißen August-Tagen die in Washington anwesenden Mitglieder der deutschen Botschaft allabendlich in Chevy Chase in Maryland. Ein Teil von ihnen hatte hier dauernd Sommer-Wohnung genommen, während die übrigen jeden Abend mit der elektrischen Bahn herauskamen, um einige angenehme Stunden auf der kühlen Veranda des Hôtels gemeinsam zu verbringen. Zu ihnen gehörte auch Legationsrat Freiherr v. Ketteler, damals erster Sekretär der deutschen Botschaft, und zuweilen setzte sich auch William W. Rockhill, der kühne Reisende und Kenner Chinas, damals Abteilungs-Chef im Staats-Departement, zu uns heran. Der Krieg zwischen China und Japan hatte begonnen, und es war wohl eine Folge dieses Zustandes, daß verschiedene Beamte und Kaufleute der deutschen Kolonien in Tien-tsin und Schang-hai nach Europa reisten. Diese versäumten es nicht, bei der Durchfahrt ihren alten Bekannten aus China, Herrn v. Ketteler aufzusuchen, und so war es denn natürlich, daß sich das Gespräch meistens um den Krieg, um China und chinesische Verhältnisse drehte.

Die Nachrichten klangen damals für die Chinesen recht böse, aber in Chevy Chase waren die alten „Chinesen" der Ansicht, daß dies nur vorübergehend sei. „Warten Sie nur ab," pflegte Herr v. Ketteler zu sagen, „das ist nur im Anfang; die Chinesen haben nur geringe Kräfte in Korea. Wenn sie erst ihre Truppen zusammengezogen haben, werden sie die Japaner schon wieder hinauswerfen." Im diplomatischen Korps zu Washington waren damals vier oder fünf alte „Chinesen", die im allgemeinen derselben Ansicht waren; jedenfalls hatte keiner von ihnen einen derartigen leichten Erfolg der Japaner erwartet, der japanische Gesandte Shinichiro Kurino mit eingeschlossen.

Ganz besondere Erwartungen setzte Herr v. Ketteler auf die chinesische Flotte und den Admiral Ting; er erzählte von diesem alten Taiping-Häuptling dieselben und ähnliche Geschichten, wie ich sie in dem mehrfach erwähnten Buche von Exzellenz v. Brandt wieder-

gefunden habe. Er erzählte Anekdoten aus dem Leben dieses offenbar schneidigen Soldaten und beschrieb mit Vorliebe, wie er am Löhnungstage seinen Untergebenen das ausgezahlte Geld im Spiel wieder abnahm. Aber die chinesischen Landtruppen erlitten Desaster auf Desaster, und als Admiral Ting sein letztes „jeu" gespielt und am Yalu verloren hatte, entleibte er sich vor der Uebergabe von Wei-hai-wei. Mir sind diese Unterhaltungen in Chevy Chase noch so frisch in Erinnerung, als hätte ich sie vor ein paar Wochen gehört; denn erstens waren sie für mich von hohem Interesse, und dann beschlich mich damals angesichts der Ereignisse ein ähnliches Gefühl, wie wir es in Ostasien beim Hören des Wortes „Chinakenner" hatten. Und doch waren dies Leute, die lange Jahre ihres Lebens in China verbracht hatten.

Wollte man sich nun an diese Erfahrungen klammern und die ausgesprochene militärische Minderwertigkeit der Chinesen zum Glaubensbekenntnis machen, so könnte man vielleicht in einigen Jahren selbst als „Chinakenner" gründlich Fiasko machen und erleben, daß die Chinesen ihren arglosen Siegern von früher gründlich heimzahlen.

Denn im chinesischen Soldaten stecken viele gute militärische Eigenschaften, die nur geweckt und auf die richtige Weise geleitet werden müssen. Die Holländer haben die Chinesen auf Java und Borneo als gute Soldaten kennen gelernt, und zwar in ihren eigenen Diensten sowohl, wie auch als Gegner.[38]) Diese guten militärischen Eigenschaften sind im Kriege 1883—85 mit Frankreich wiederholt hervorgetreten, und auch der letzte Krieg ist nicht ohne Beispiele. Während des bemerkenswerten Feldzuges von General Tso-Tsung-Tang in Inner-Asien im Jahr 1873 hat die chinesische Armee einen hohen Grad von Zähigkeit und Energie gezeigt, und daß die chinesische Nation fähig ist neben trefflichen Soldaten auch vorzügliche Heerführer hervorzubringen, hat der Taiping-Krieg deutlich bewiesen.[39]) Als die Türkengefahr für Europa schon fast vorüber war, schrieb Raynal: „Wer den Türken in der Kriegskunst vervollkommnet, wird der gemeinsame Feind aller Völker sein."[40]) Man sehe zu, daß das, was für die Türken nicht mehr zutraf, nicht eines Tages für die Mongolen richtig wird.

Nur ein sehr geringer Teil der zahlreichen in Nord-China versammelten verbündeten Truppen hat reguläre chinesische Soldaten zu sehen bekommen; sie waren eben nicht zu sehen.

Die modernen Feuerwaffen und Taktik haben neue Verhältnisse geschaffen, und abgesehen von der Eigenart dieses sonderbaren Feldzuges in China, werden auch in den Kriegen der Zukunft große Teile

der Heere nichts von ihren Gegnern zu sehen bekommen. Nach Rückkehr der englischen Truppen aus Süd-Afrika erwarb sich beim Preisschießen zu Bisley ein Veteran des Burenkrieges den Königspreis. Feldmarschall Lord Roberts gratulierte ihm und fragte, ob ihm nicht seine ausgezeichnete Schießfertigkeit von großem Nutzen im Kriege gewesen sei: „I never saw a Boer all the time I was there" war die unerwartete Antwort. Er hatte nie einen Buren zu sehen bekommen, und, fügt die Zeitschrift hinzu, welche dieses Geschichtchen erzählt, „von den 388000 Mann, welche wir mobil machten, um 50000 Farmer zu unterjochen, ging wahrscheinlich mehr als die Hälfte auf den Kriegsschauplatz und kehrte von dort zurück, ohne e einen Gegner gesehen zu haben."[41])

In Yan-tsun war es inzwischen Winter geworden, und ein eisiger Winter war es; die Dschunken, deren im November mehr wie 100 täglich unseren Posten passierten, waren eingefroren, der Fluß hatte sich mit einer dicken Eisdecke zugedeckt, und kleine chinesische Picken-Schlitten sausten auf ihm umher. Die Elstern, die heiligen Vögel der Mandschus, überwanden ihre Scheu vor den weißen Eindringlingen und kamen bis in die bewohnten Straßen. Die liebe Weihnachtszeit nahte heran, und mit ihr stellten sich wieder mehr die Gedanken an die ferne Heimat, die teuren Verwandten und guten Freunde ein, zu denen man im Trubel der Dinge oft wenig gekommen war. Nie ist ein Zeichen aus der Heimat willkommener als zur Weihnachtszeit. Wie oft habe ich in Yang-tsun und besonders später als Typhuskranker in Pei-tai-ho beim Empfang von Briefen aus dem Mutterhause, von Geschwistern, guten Freunden und vom lieben alten Regiment an die Worte von Bernardin de Saint-Pierre denken müssen: „Un ami console son ami par une lettre qui traverse une multitude de royaumes, circule au milieu des haines des nations et vient apporter de la joie et de l'espérance à un seul homme."[42])

Am 19. Dezember zog ich mit einem kleinen Kommando auf Wagen hinaus, um für die Kompagnie Weihnachtsbäume zu holen, die schon früher ausgekundschaftet waren. Um einen zerstörten, ausgeplünderten und ausgebrannten Tempel herum lag ein schöner Hain von Lebensbäumen (Thuja orientalis), welche unseren heimatlichen Christbäumen noch am ähnlichsten waren. Es war der einzige kleine Wald der ganzen Umgegend von Yang-tsun und war die Zufluchtstätte einer großen Schar von Eulen. Wir holten eine ausreichende Anzahl von jungen Exemplaren, und sie haben ihren Zweck gut erfüllt.

Gerade in diesen Tagen kam aber wieder etwas Unruhe in den Posten. Rittmeister v. Kaehne und v. Kotze mußten mit einem Teil ihrer Reiter hinaus, um in Föng-tai zum Detachement Grüber zu

stoßen, und die Kompagnie mußte infolge einer neuen Bahnschutz-Verteilung einen Zug dauernd nach Lofa entsenden. Zur Führung dieses Zuges hatte Hauptmann v. Auer mich bestimmt, aber einen Tag bevor ich abrücken sollte, trafen Gerüchte in Yang-tsun ein, daß in Tien-tsin eine zweite berittene Kompagnie aufgestellt werden sollte und daß ich zu ihrer Führung bestimmt sei. Diese Gerüchte waren solcher Art, daß Hauptmann v. Auer sich veranlaßt sah, an meiner Stelle Barlach nach Lofa zu kommandieren. So sehr ich Barlach



Am Weihnachtsbaum vor dem Kasino in Yang-tsun

dieses selbständige und von ihm ersehnte Kommando gönnte, und so ausgezeichnet er sich hierfür eignete, so waren doch meine Gefühle gemischt, als er am 21. mittags seelenvergnügt abgaloppierte. Vor 1 1/2 Monaten hatte ich den Befehl zur Uebernahme der Kompagnie in der Tasche gehabt, und diesmal war es lediglich ein Gerücht; wie würde das Ende sein?

Am 24. nachmittags hatte ich auf dem Bahnhof Yang-tsun die von Tien-tsin eingetroffenen Liebesgaben auf die einzelnen Truppenteile des Verbindungs-Postens und die Eisenbahn-Bau-Kompagnien zu verteilen. Diese Verteilung nach Recht und Billigkeit war nicht leicht, und obwohl mir der Zahlmeister vom Eisenbahn-Bataillon

half, kam ich doch erst nach Beendigung der Kompagnie-Feier wieder in Yang-tsun an. Das Expeditions-Korps hat sicherlich alle Veranlassung, der Heimat für die reichliche Uebersendung von Liebesgaben dankbar zu sein; einzelne patriotische Vereinigungen und große Kaufhäuser haben sich ganz besonders verdient gemacht. Ob aber die Liebesgaben immer so verwendet worden sind, wie man sich das in der Heimat gedacht hatte, möchte ich bezweifeln. So rauchten die Musketiere in Yang-tsun tadellose echte Henry-Clay und Upman-Cigarren, die doch sicherlich nicht für sie bestimmt waren, und für die sie selbst lieber ein halbes Dutzend 5—7 Pfennig-Cigarren geraucht hätten. Wollte man mit allen Mitteln von vorn herein etwaigen böswilligen Andeutungen über ungerechte Verteilung die Spitze abbrechen? Hatte man Angst vor „Hunnenbriefen" oder vor der roten Presse?

Rittmeister v. Kaehne war am 24. Dezember wieder in Yang-tsun eingetroffen, und so feierten wir denn leidlich vollzählig am 26. in unserer Messe ein gemütliches Weihnachtsfest. Am 6. Januar, morgens, kam endlich der direkte Befehl zur Formierung einer berittenen Kompagnie durch mich in Yang-tsun an. Die 1. Kompagnie hatte hierzu einen Unteroffizier und 20 Mann zu stellen, und Hauptmann v. Auer gab mir als Abschiedsgeschenk fast durchweg vorzügliche Leute mit. Als Unteroffizier hatte ich mir Jägeler meines Zuges erbeten, der mir bei den verschiedenen Streifzügen als brauchbar, forsch und zuverlässig aufgefallen war. Unter den Leuten waren zu meiner Freude auch fünf vom alten Regiment 31, darunter die Gefreiten Schmidt und Jerke.

KAPITEL IV.

Berittene Infanterie.

Die berittene Infanterie ist keine Erfindung unserer Tage; man kann ihre Spuren bis in die ältesten Zeiten verfolgen, wenn man nicht sogar sagen will, daß in manchen Staaten die Reiterei nichts anderes war, wie eine berittene Infanterie.

Um bei einer kurzen Betrachtung keine Unklarheit aufkommen zu lassen, muß zunächst der Begriff der berittenen Infanterie festgestellt werden: Berittene Infanterie ist die Waffe, welche sich zum Marsch ihrer Reittiere bedient, zum Kampf aber stets absteigt, und nur in Ausnahmefällen auch als Reiter gegen den Feind kämpft. Dagegen ist Kavallerie die Waffe, welche sich sowohl zum Marsch wie zum Kampf ihrer Reittiere bedient und nur in Ausnahmefällen zum Gefecht absitzt.

Man kann daher die Truppen, welche in Nord- und Ost-Afrika, Vorder-Asien, den beiden Indien und China auf Elephanten, Dromedaren und Kamelen auftraten,[1]) ebenso wenig als berittene Infanterie bezeichnen, wie man die Streitwagen der Aegypter, Vorder-Asiaten, Indier und Chinesen fahrende Infanterie oder Infanterie auf Wagen nennen kann. Denn wenn auch jene Infanteristen meist Bogenschützen oder Schleuderer waren, so stiegen sie doch nie ab, sondern kämpften stets von ihren Tieren herab, auf deren schreckenerregende Größe und Gestalt, auf deren Kraft oder Schnelligkeit sie ja gerade ganz besonders zählten. Ebensowenig darf auch berittene Infanterie mit jenen berittenen Infanterie-Patrouillen der Militärliteratur verwechselt werden, die sich nach Einführung des rauchschwachen Pulvers zur Erhöhung der Sicherheit und Besserung des Meldedienstes der Infanterie als erwünscht oder als notwendig herausstellten.[2]) Bei uns wurde Mitte der neunziger Jahre diesem Bedürfnis durch Errichtung der Eskadrons Meldereiter, jetzt Jäger zu Pferde genannt, Rechnung getragen.

Andererseits war im Altertum die Kavallerie vielfach nichts anderes, als eine berittene Infanterie und wurde auch so aufgefaßt. So läßt Xenophon den König Kyros am Schluß seiner Rede bei Organisation der persischen Kavallerie sagen: „Wo wir wollen, können wir sogleich zu Fuß kämpfen. Wir werden ja nichts von dem verlernen, was zum Infanteriegefecht gehört, wenn wir reiten gelernt haben.“[3])

In Griechenland gab es wirkliche Reiterei eigentlich nur in Thessalien und Böotien, und erst von der Zeit des peloponnesischen Krieges an sahen sich auch die mittel- und südgriechischen Staaten gezwungen, etwas Bürger-Reiterei einzuführen. Aber diese blieb immer eine nur mäßige Truppe, die mehr auf ihre Beine vertraute als auf ihre Pferde.

Am auffallendsten zeigt sich aber die Neigung, zu Pferd zu marschieren und zu Fuß zu kämpfen, bei der römischen Reiterei. Es war bei ihnen ein ganz besonderer Gegenstand der Uebung, von beiden Seiten schnell auf- und abzusteigen, sich zum Fußkampf zu ordnen und diesen wieder abzubrechen.[4]) In vielen Schlachten sehen wir die gesamte römische Reiterei, zuweilen von Anfang an, zu Fuß kämpfen, und mit Stolz erzählen die Schriftsteller, daß sie häufig auf diese Weise das Geschick des Tages gerettet habe. So in der legendenhaften Schlacht am See Regillus, 449 gegen die Sabiner, 423 im Volscer-Krieg, und in Scipio's Kämpfen gegen Mago in Spanien.[5]) Bei anderen Gelegenheiten hat aber diese Sucht zum Fußkampf unmittelbar zum Verlust der Schlacht durch die Römer beigetragen, so am Ticinus und bei Cannae.[6])

Aber noch mehr, man ließ die Reiter absteigen und nahm sie in die vordersten Reihen der Sturmkolonnen gegen Festungen; Vespasian verdankt ihnen auf diese Weise die Einnahme von Jotapat im jüdischen Kriege.[7])

Wenn man somit nicht selten geneigt sein kann, altgriechische und römische Reiterei für berittenes Fußvolk anzusprechen, so sind uns hingegen auch einige Fälle von dem Bestehen einer wirklichen berittenen Infanterie aus dem Altertum überliefert.

Als Alexander den mit einigen Heeresresten nach den baktrischen Bergen fliehenden König Darius verfolgte, kam der Augenblick, wo ein Entschluß gefaßt werden mußte. Denn da der König einsah, erzählt Arrian, daß die Infanterie ihm bei seinen Eilmärschen nicht folgen konnte, ließ er etwa 500 Reiter absitzen und die Offiziere der Infanterie mit ihren ausgesucht besten und geeignetsten Leuten auf die Pferde steigen, um so gewappnete Infantrie zur Stelle zu haben.[8]) Ganz anders wird derselbe Vorfall von Curtius Rufus dargestellt: Alexander,

8*

sagt er, nahm 6000 ausgewählte Reiter und diesen teilte er 300 Mann zu, welche Dimachai heißen. Diese tragen schwerere Rüstungen auf dem Buckel, werden aber ihrerseits von ihren Pferden getragen. Wenn die Umstände es verlangten, hatte man so eine Infanterie-Truppe zur Stelle.[9])

Die „Dimáchai", d. i. „Doppelkämpfer", sind genau dasselbe, was die Dragoner des 16. und 17. Jahrhunderts waren. Curtius Rufus scheint in diesem Falle besser unterrichtet zu sein wie Arrian. Denn abgesehen von der Schwierigkeit, 500 des Reitens unkundige Hopliten plötzlich auf Pferde zu setzen und mit ihnen ohne Hosen und ohne Bügel Gewaltritte auszuführen, wird auch das Vorhandensein einer solchen Dragonertruppe im Heere Alexanders von Pollux ausdrücklich bezeugt: „Es gab aber noch eine zweite Art von Reiterei," sagt er, "die Dimáchai, eine Erfindung Alexanders, welche leichter wie die schwerbewaffnete Infanterie, aber schwerer wie die Kavallerie ausgerüstet waren. Sie waren für beides, den Kampf zu Fuß und zu Pferd ausgebildet, so daß sie einerseits in einem für Kavallerie geeigneten Gelände als Reiter verwendet werden konnten, andererseits aber in einem für Reiter ungeeigneten Gelände nicht zur Kampflosigkeit verurteilt waren und es ihnen nicht ging, wie den Lydern. Denn das Pferd nahm einem jeden sein ihn besonders zu diesem Zweck begleitender Bursche ab, so daß er nur vom Pferde zu springen brauchte, um sofort ein schwerbewaffneter Infanterist zu sein." [10])

Alexander zögerte aber auch nicht im gegebenen Augenblick, wenn keine Dimáchai zur Stelle waren, eine berittene Infanterie zu improvisieren, wenn es sich darum handelte, bei eiliger Verfolgung des Feindes Infanterie zur Stelle zu haben, oder in der Schlacht einen wichtigen Punkt schnell durch Fußvolk zu besetzen.[11])

„Die keltiberischen Reiter", sagt Polybius, "haben eine besondere Taktik; wenn sie ihr Fußvolk vom Feinde hart bedrängt sehen, springen sie von ihren Pferden und lassen letztere in Reih und Glied zurück. An den Enden der Zügel haben sie nämlich kleine Pflöcke hängen; diese schlagen sie fest in den Erdboden und erziehen so ihre Pferde, gehorsam in Reih und Glied stehen zu bleiben, bis sie zurückkehren und die Pflöcke wieder ausreißen." [12])

Aehnliches berichtet Caesar von den Sueben: „Wenn die suebischen Reiter gegen Fußvolk kämpfen, springen sie häufig von ihren Pferden; diese haben sie gewöhnt, am Platze stehen zu bleiben und sie ziehen sich schnell auf sie zurück, wenn es notwendig wird." [13])

Die Kämpfe der Völkerwanderung, die großen Züge ganzer Nationen, die riesigen Entfernungen, verhältnismäßiger Wohlstand,

durch Plünderung und Raub leicht erworben, hatten die Neigung, die Heere von Fußvolk mehr und mehr zu Reiterheeren zu machen, ohne daß diese Reiter nun aber auch immer zu Pferde kämpften. Beurteilt man sie nach ihrem Verhalten im Gefecht, so muß man einen großen Teil von ihnen als berittene Infanterie oder Dragoner bezeichnen.[14])

Diese Neigung zur Bildung von Reiterheeren, aber auch wieder zum Fußkampf dieser berittenen Massen, nahm immer mehr zu, und im 14. und 15. Jahrhundert sehen wir die französische und englische Gendarmerie und Kavallerie der Zeit der großen englisch-französischen Kriege häufig in ihrer Gesamtheit zu Fuß kämpfen. Crécy, Poitiers und Azincourt liefern gute Beispiele.[15])

Die Landsknechtsheere traten an die Stelle der Ritterheere, und hier finden wir berittenes Fußvolk, Arkebusiere zu Pferd, in gewisser Zahl den Reiter-Schwadronen beigegeben. In der Zeit Karls VIII. von Frankreich, am Ende des 15. Jahrhunderts, hießen diese Leute Argoulets. Im Heere des Herzogs von Alba in den Niederlanden hießen sie Carabiniers, und aus dem Jahre 1582 wird erzählt, daß der Prinz von Parma einige Musketiere und Landsknechte auf Packpferde setzte, um mit ihnen und der Reiterei die Nachhut des Herzogs von Alençon anzugreifen.

Die der Kavallerie beigegeben Argoulets hat zuerst der Marschall de Cossé-Brissac zwischen 1550 und 1560 während der Kriege in Piemont als selbständige und geschlossene Kompagnien formiert, und seit der Zeit Heinrichs IV. von Frankreich soll für diese neue Truppe der Name „Dragoner“ aufgekommen sein, wahrscheinlich weil diese Reiter mit brennenden Lunten an das feuerspeiende Tier der Sage, den Drachen, erinnerten. Im Anfang des 17. Jahrhunderts fochten diese „Trachonß“ oder „Reuterschützen“ oder „Musketiere zu Pferd“ bei den Deutschen und Franzosen ausschließlich zu Fuß, wobei die Pferde auf einem Haufen gekoppelt und angebunden wurden. Ein Teil der Dragoner war mit Karabinern, ein anderer mit Spießen bewaffnet; dies war aber verschieden und änderte sich.[16]) Sie waren genau so gekleidet wie die Infanterie und von dieser nicht zu unterscheiden, wenn sie ohne Pferde waren. „Sie hielten uns vor Mußquetierer“, sagt Simplicius Simplicissimus, „massen kein Tier in der Welt ist, das einem Musquetierer gleicher siehet als ein Dragoner, und wenn ein Dragoner vom Pferd fällt, so stehet ein Musquetierer wieder auf.“[17]) Bei den Franzosen wird immer besonders „la bottine“, der Infanterie-Stiefel, als charakteristisch für die Dragoner genannt, während „la botte“, der lange schwere Reiterstiefel, die Kavalleristen für das Fußgefecht höchst ungeschickt machte.[18])

Bald ging man jedoch dazu über, die Dragoner mehr zu Pferd als zu Fuß zu verwenden; in Spanien scheint diese Gepflogenheit begonnen zu haben, und im 30 jährigen Kriege entwickelte sie sich immer mehr. Besonders bei den Schweden war dies der Fall, wo die Dragoner schließlich nichts anderes waren als eine Art leichter Kavallerie.

Während sich so allmählich ihre ursprüngliche Bestimmung verwischte, wird doch von hervorragenden Soldaten dieser Zeit wiederholt und eindringlich auf ihren ursprünglichen Zweck hingewiesen. Folard schiebt der Sucht der französischen Dragoner, sich als Kavallerie aufzuspielen, einen Teil am Verlust des Treffens von Catoire, 1691, und der Schlacht von Malplaquet, 1709, zu.[19])

„Die Dragoner", sagt Montecuculi, "sind nichts anderes als auf Pferde gesetztes Fußvolk, das man mit Degen, Halbpiken und kurzen leichten Musketen bewaffnet. Sie sind gut zu gebrauchen, wo es gilt, schnell Posto zu fassen oder dem Feinde einen Paß zu verrennen. Darum gibt man ihnen auch Erdhauen und Schaufeln. In der Schlachtordnung stellt man sie zu Pferd in die Zwischenräume der Bataillone, um von da auf den Feind zu feuern; bei allen anderen Gelegenheiten braucht man sie zu Fuße."[20])

Das ganze 18. Jahrhundert zeigt uns die Dragoner als „Doppelkämpfer" — „troupe amphibie" sagt Jomini — zwischen Infanterie und Kavallerie stehend, aber mit der Neigung, sich immer stärker der letzteren zu nähern. Einige Herrscher und Feldherren, wie König Friedrich Wilhelm I. in Preußen und der Marschall von Sachsen[21]), wollten mehr ihre infanteristischen Eigenschaften ausgebildet wissen; andere, wie Friedrich der Große, sahen in ihnen lediglich eine leichte Reiterei mit der besonders ausgebildeten Fähigkeit, die Infanterie im Fußgefecht notdürftig zu ersetzen.

Schon einige Aeußerlichkeiten zeigen diese Zwischenstellung; sie trugen einen Degen, behielten aber das Bajonett für den Karabiner, welcher in der Kaiserlichen Armee etwas länger war wie der Kavallerie-Karabiner. Der Schwadrons-Chef hieß Hauptmann und der Kornet Fähnrich, dagegen führte der Feldwebel die Bezeichnung Wachtmeister.[22]) Also genau so, wie bei unserer Feld-Artillerie von heute, die ja als fahrende Waffe auch zwischen Infanterie und Kavallerie steht.

Das 1726 erschienene „Exercitium zu Pferd und zu Fuß", welches Graf Ludwig Andreas von Khevenhüller von der Kaiserlichen Armee für sein Dragoner-Regiment verfaßt hat, zeigt den Dragoner noch durchaus als „Doppelkämpfer"; das Kavalleristische wiegt aber bereits vor. Von den 18 Abschnitten, in die das Buch zerfällt, interessieren hier besonders Abschnitte 9 und 10.

Abschnitt 9. Vom Absitzen. Acht Kommandos und ein sogenanntes Hauptkommando; letzteres hat wieder 5 Kommandos:

1. Macht euch fertig zum Absitzen!
2. Sitzet ab und kuppelt!
3. Tritt an die Pferd!
4. Das Gewehr hoch!
5. Gewehr an die rechte Schulter!

Die „Truppe" wird zu Fuß vor den gekuppelten Pferden zur Chargierung „gestellt". Flügelleute, und zwar der rechte des ersten, der linke des zweiten und der rechte des dritten Gliedes, bleiben im Sattel und bei den Pferden.

Abschnitt 10. Exercitium zu Fuß. Ist man zum Fußexerzieren abgesessen, so führen die Offiziere den Degen, ist man aber zu Fuß ausgerückt, die „Flinte".[23])

Nach den Erfahrungen des ersten schlesischen Krieges gab König Friedrich am 1. Juni 1743 neue Reglements für die Kavallerie und für die Dragoner, und am 1. Dezember 1743 für die Husaren heraus. Die Dragoner-Schwadron hat nach diesem Reglement zum Unterschied von der Kavallerie drei Tambours, aus denen aber auch im Laufe der Zeit Trompeter wurden. Die Reglements legen den Hauptwert auf die kavalleristische Ausbildung, aber auch das Fußgefecht unterschätzte der große König keineswegs. „Die Dragoner sollen ordentlich zu Fuß exercieren, mit allen drei Gliedern, die Bajonette aufgesteckt, und müssen sie so gut exercieren als ein Regiment Infanterie."[24])

Alles in allem kann man wohl sagen, daß die Dragoner in den letzten 50 Jahren ihres Bestehens in allen Armeen eine der Unterabteilungen der Kavallerie geworden waren. Wie die Kürassiere in erster Linie Schlachten-Kavallerie waren, wie die Husaren als leichte Reiter besonders zum Aufklärungs- und Sicherheitsdienst ausgebildet waren, so genossen die Dragoner eine besondere Schulung im Fußgefecht, und wurden hierzu verwendet, wenn es sich so machte.

Diese allmählige Umwandelung einer ursprünglich berittenen Infanterie in Kavallerie ist leicht erklärlich. Sie hat ihren Grund nicht in der Unbrauchbarkeit, Ueberflüssigkeit oder Wertlosigkeit der berittenen Infanterie, sondern in dem Wunsche des aufs Pferd gesetzten Fußvolks Kavallerie zu sein. Die ritterliche Kavallerie ist nun einmal die erste Waffe und wird es bleiben, und sollte man auch Automobil-Bataillone aufstellen, oder noch etwas Kostspieligeres erfinden. Wenn in der Zunkunft berittene Infanterie formiert wird, und es wird nicht streng aufgepaßt, daß sie bei ihrem Handwerk bleibt, so wird

auch sie im Laufe der Zeit Kavallerie werden, wie es die Dragoner vor ihr geworden sind.

Dieser Zug des menschlichen Herzens wird gut charakterisiert durch die in unserer Armee der Artillerie, und besonders den reitenden Batterien gegenüber bei Gelegenheit scherzweise gemachte Redensart: „Sie sind mit Passion Artilleristen, wenn sie nur nicht die ekelhaften Kanonen mitzuschleppen hätten". [25])

In Indien war im Mittelalter das Fußgefecht der Berittenen etwas ganz Gewöhnliches, bei den Stämmen zwischen Sind und Rájpútána sogar die Regel, und ein Zwitterding zwischen Infanterie und Kavallerie, eine Art osmanischer Hamippoi, trat den europäischen Heeren im Kampfe mit den Türken entgegen. Der Fürst von Ligne, welcher große Erfahrungen in den Türkenkriegen gesammelt hatte, sagt hierüber folgendes: „Man kann nicht mit Sicherheit sagen, was bei ihnen Infanterie und was Kavallerie ist. Der Spahi, welcher sein Pferd verloren hat, tritt in die Reihe der Infanteristen, und der Infanterist, der ein Pferd erbeutet hat, tritt bei den Spahis ein. So kommt es, daß letztere ausgezeichnet schießen, und so oft sie sich Erfolg davon versprechen, machen sie von ihren Gewehren Gebrauch. Aber sie machen dies nicht wie die christliche Kavallerie, welche immer einen Fehler begeht, wenn sie es tut: der Spahi springt leicht aus seinem Sattel, gibt seinen Schuß ab und springt mit derselben Geschicklichkeit wieder in den Sattel." [26])

Mit der französischen Revolution und den Kriegen Napoleons verschwanden die alten Heere und Ueberlieferungen, und mit ihnen die Dragoner. Aber berittene Infanterie trat sofort wieder in anderer Gestalt auf, denn das Bedürfnis für sie hat sich zu allen Zeiten bei geeigneten Gelegenheiten geltend gemacht.

Eine berittene Infanterie in ganz modernem Styl errichtete General Bonaparte während des Feldzuges in Aegypten. Durch Ordres vom 9. und 10. Januar 1799 wurde die Aufstellung eines Regiments von Dromedar-Reitern verfügt, welches aus zwei Eskadrons und diese wieder aus je 4 Kompagnien bestehen sollten. Jede Kompagnie hatte 1 Kapitän, 1 Leutnant und 59 Unteroffiziere und Mannschaften. Die Leute waren wie die Infanterie mit Gewehr, Bajonett und Patronentaschen ausgerüstet, führten aber außerdem noch eine sehr lange Lanze. Zunächst wurde nur eine Eskadron formiert, und für diesen Stamm hatten 17 verschiedene Truppenteile je 10—15 ihrer besten Leute zu stellen. Diese durften noch nicht 24 Jahr alt sein, mußten vier Dienstjahre hinter sich haben, mindestens 1,73 m groß und von anerkannter Tapferkeit sein. Die Offiziere wurden zur Hälfte von der Kavallerie, zur Hälfte von der Infanterie genommen. Die

Kommandanten der Provinzen hatten eine bestimmte Anzahl von Dromedaren unverzüglich nach Kairo zu schicken, wo die Eskadron zusammentrat.

Es ist hochinteressant und lehrreich, aus der „Correspondance de Napoléon" zu ersehen, wie sich dieser große Soldat um die Einzelheiten der Formierung dieser berittenen Infanterie kümmerte, wie denn überhaupt die den ägyptischen Feldzug behandelnden Bände IV und V noch heute für den Generalstabs-Offizier und Intendantur-Beamten, welche überseeische Expeditionen zu bearbeiten haben, eine Fülle von Wissenswertem und Wertvollem enthalten.

Es war eine richtige berittene Infanterie; zum Gefecht stiegen sie ab und bildeten ein Karree mit ihren Reittieren in der Mitte, um die Angriffe der Mamelukken-Reiterei abzuwehren. War dies gelungen, dann hatten sie aufzusitzen und den Feind mit ihren schnellen Tieren zu verfolgen. Aehnlich wie bei uns in China wurden fliegende Kolonnen zusammengestellt, bestehend aus einigen Kavalleristen und diesen berittenen Dromedar-Schützen, um Mamelukken und räuberische Araber abzufangen.

Die „Dromadaires" waren die Elite der Armee, sie bezogen hohen Sold, und Bonaparte liebte es, sie zu seiner persönlichen Begleitung zu nehmen.[27])

Von der Zeit des ägyptischen Feldzuges an ist berittene Infanterie in Kolonial- und überseeischen Kriegen eine häufige Erscheinung gewesen.

Während des Krieges von 1825—30 auf Java gegen Dipanĕgara wurde auf Vorschlag des Generals van Geen eine Kompagnie berittener Infanterie — „kompagnie infanterie te paard" oder auch „kompagnie bereden infanterie" genannt — formiert. Es waren Infanteristen auf Pferde gesetzt, als Infanteristen gekleidet, ausgerüstet, bewaffnet, und bestimmt, als solche zu fechten; im Notfalle sollten sie auch den Aufklärungs- und Meldedienst der leichten Kavallerien versehen können.

Diese berittene Infanterie hat aber den auf sie gesetzten Erwartungen in keiner Weise entsprochen. Anfang Juli hatte man mit ihrer Organisation begonnen und am 21. dieses Monats rückte sie mit General van Geen von Djokjakarta auf den Kriegsschauplatz ab. Zwei Tagemärsche von nur 20 und 15 km nahmen sie aber derartig mit, daß sie am Abend des 22. gänzlich marschunfähig gewesen zu sein scheint, und General van Geen genötigt war, in den folgenden ernsten Kämpfen auf die Mitwirkung einer Waffe zu verzichten, von der er sich so viel versprochen hatte.[28]) Kapitän Weitzel spricht sich folgendermaßen über diese Kompagnie aus: „Was auch von der-

artigen Schöpfungen, die weiter nichts sind als ein Versuch, die alten Dragoner wieder aufleben zu lassen, zu erwarten sein mag — das eine ist sicher, daß sie nicht mit einem Zauberschlag geschaffen werden können. Man muß Zeit haben, um den Infanteristen mit seinem Pferd vertraut zu machen; er muß es reiten und pflegen lernen; es muß ihm ein Mittel sein, sich mit größerer Schnelligkeit und weniger Anstrengung fortzubewegen und es darf ihm auf keinen Fall mehr Anstrengungen verursachen als die, denen er so wie so schon unterworfen ist. Dies letztere trat aber in diesem Falle ein; denn erst Anfang Juli hatte man sich an die Ausführung des Plans gemacht, und für den größten Teil dieser neuen Dragoner — wie für jeden Anfänger im Reiten — war das Reiten eine anstrengende und peinliche Sache. Schon der Marsch von Djokjakarta nach Deksa, welcher zwei Tage erforderte und über Tèmpèl, d. h. hauptsächlich auf der großen Straße vor sich ging, bewies denn auch, daß von dieser neuen Waffe nichts zu erwarten war; und mit dem Augenblick, als die berittene Kompagnie auf dem Kriegsschauplatz eintraf, mußte man den Plan, Dipanĕgara auf diese Weise zu bekämpfen und zu verfolgen aufgeben. Niemals ist die Kompagnie, welche im übrigen ihre vollständige Infanterie-Ausrüstung behalten hatte, anders als zu Fuß gegen den Feind geführt worden, und ihr Erscheinen in Deksa bedeutete lediglich eine Verstärkung der dort versammelten Streitkräfte." [29]) Soweit Kapitän Weitzel. Von Djokjakarta nach Deksa auf der großen Straße über Tèmpèl sind rund 35 km. 35 km auf guten Wegen in zwei Tagen, und dann hallali! Und dabei wurde diese tüchtige Kompagnie auch noch gewöhnlich „de vliegende kolonne" genannt! „Der Versuch", sagt Kapitän Louw, „war ein vollständiges Fiasko!"

Nun darf dieses Fiasko aber nicht der Waffe der berittenen Infanterie an sich oder dem Klima von Java oder besonderen Gelände-Schwierigkeiten zugeschrieben werden. Auch an dem Pferde-Material hat es nicht gelegen, denn das javanische Pferd ist ein gutes Reittier, es ist klein und gehört gleich dem chinesischen Pferde zur Klasse der Ponies; es wird nie höher als 1,50 m und kann auch einem mäßigen Reiter keine Schwierigkeiten machen. Der Mißerfolg wird vielmehr in der Art der Organisation oder in der Person des Kompagnie-Führers oder in beidem zusammen zu suchen sein. Denn schon nach wenigen Tagen ist eine vernünftig organisierte und geführte Kompagnie berittener Infanterie fähig, derartige geringe Märsche auch bei der größten Hitze und auf schlechten Wegen ohne Schaden zurücklegen zu können.

Ebenso wenig bewährte sich das Dragoner-Korps, welches Kaiser Nicolaus I von Rußland aufstellte, und welches aus berittener

Infanterie, einigen Schwadronen und reitender Artillerie bestand. Nach dem Krimkriege wurde diese Einrichtung wieder abgeschafft.

Große Erfolge hatte dagegen diese Waffe während des Aufstandes in Ostindien 1857—58 zu verzeichnen. Ein paar Beispiele mögen dies zeigen.

Im September 1857 sandte General Sir James Outram eine sehr erfolgreiche fliegende Kolonne unter Major Eyre aus. Sie bestand aus 100 Mann der 5. Füsiliere und 60 Mann vom 64. Regiment, alle auf Elephanten beritten. Hierzu kamen 40 Reiter des 12. Irregulären Kavallerie-Regiments und 2 Geschütze. Die Elephanten-Reiter fochten zu Fuß.[30])

1858 ersetzte der schneidige Oberst Franks die ihm fehlende Kavallerie durch berittene Infanterie; 25 Mann vom 10. Regiment wurden auf Pferde gesetzt und unter den Befehl eines Kavallerie-Leutnants gestellt. Sie leisteten Hervorragendes und trugen am meisten zu Oberst Franks' Erfolgen bei.[31]) Ein drittes und bestes Beispiel soll mit den Worten des englischen Geschichtsschreibers gegeben werden. Im Oktober 1858 unterbreitete Major Sir Henry Havelock seinem Vorgesetzten, General Douglas, einen Plan, der nach seiner Ansicht geeignet war, dem fortgesetzten ungestraften Kommen und Verschwinden der Rebellen-Kolonnen in dieser Gegend ein Ende zu machen. Er war bei Oberst Franks gewesen und hatte während dessen Zuge von der Ostgrenze von Oudh nach Lakhnao gesehen, wie bei fehlender Kavallerie einige wenige berittene Infanteristen vom 10. Regiment, einfach mit ihren Flinten aufs Pferd gesetzt, so enorme Dienste hatten leisten können. Einige Zeit bevor Douglas nach Dánápúr aufbrach, kam ihm daher der Gedanke, daß auch jetzt wieder ein paar berittene Infanteristen mit Vorteil verwendet werden könnten, und er veranlaßte, daß 40 Schützen vom 10. Infanterie-Regiment in aller Eile durch Kapitän Bartholomew in dieser Richtung ausgebildet wurden. Dann schlug er dem General Douglas vor, und dieser billigte den Plan, die so ausgebildeten Leute als berittene Infanteristen zu verwenden, d. h. als Leute, welche den Feind verfolgen und einholen konnten, dann absaßen, und ihn durch Feuergefecht so lange hinhielten, bis die Hauptmacht herangekommen war. Durch Freiwillige vom 10. Regiment wurden die 40 Mann auf 60 vermehrt, und als die Nachricht vom Marsch der Rebellen auf Són gekommen war, brach Major Havelock auf, um ihnen den Weg abzuschneiden. Seine Kolonne bestand aus diesen 60 berittenen Schützen, 60 Kavalleristen und 3 Zügen berittener Trainsoldaten. — (Wer denkt da nicht an unsere Kolonnen in China mit Berittenen der Munitions- oder Proviant-Kolonnen und der Fußartillerie?) — Geschütze

konnte Havelock des Geländes wegen nicht mitnehmen und brauchte sie auch nicht. Der Erfolg war ein vollständiger und war lediglich der berittenen Infanterie zu danken. Die Rebellen wurden durch diese ihnen neue Waffe in einem panischen Schrecken versetzt und gänzlich zersprengt.

Havelock's Verlust während dieser einzigartigen Verfolgung, welche innerhalb einer Zeit von fünf Tagen und Nächten über einen Raum von $323\frac{1}{2}$ km — also pro Tag $64\frac{1}{2}$ km — hinwegging, war nur 3 Tote und 18 Verwundete. Aber 43 Pferde gingen durch Ueberanstrengung ein. Der Verlust der Rebellen in den drei Scharmützeln vom 19., 20. und 21. Oktober betrug nicht weniger als 500 Tote, einschließlich derjenigen, welche in die Enge getrieben und später durch Oberst Turner's Kolonne vernichtet wurden. Diese 60 berittenen Infanteristen, nur unterstützt durch eine Handvoll Kavalleristen, hatten ohne nennenswerten Verlust in 5 Tagen erledigt, was 3000 Mann regulärer Truppen in 6 Monaten nicht fertig bringen konnten, nämlich die endgültige Säuberung der Provinz von 4500 Rebellen, und die Erteilung eines Denkzettels, dessen Eindruck sich bei ihnen bis auf den heutigen Tag noch nicht verwischt hat. Sie waren ausgezeichnet geführt, sie ritten schneidig und zeigten im Gefecht, daß sie Infanteristen waren. Major Sir Henry Havelock und seine Reiter haben zwar keine großen Schlachten geschlagen, meint Oberst Malleson zum Schluß, und ihre Verluste waren nur unbedeutend, aber dieser fünftägige Ritt ging weit mehr auf die Nerven und war weit aufreibender und anstrengender als manche andere, mehr gefeierte Kriegstat.[32])

Als in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika der Bürgerkrieg ausbrach, und ganze Armeen aus nichts geschaffen wurden, da sah es in den ersten Jahren des Krieges besonders auf nördlicher Seite mit der so entstandenen Kavallerie recht übel aus. Mit Büchse und Karabiner konnten die über Nacht zu Soldaten gemachten Bürger wohl zur Not noch umgehen, aber ein Pferd zu reiten und dabei Säbel oder gar Lanze zu gebrauchen ist eine andere Sache. So kam es denn, daß sich diese improvisierten Kavallerie-Regimenter im Falle eines Zusammenstoßes auf das Fußgefecht beschränkten oder allerhöchstens zu Pferd im Stehen eine Salve auf den Gegner abgaben. Im Laufe des Krieges bildeten sich auch im Norden wirkliche und tüchtige Reiterscharen heraus, aber die Masse dieser „Kavallerie" behielt bis zum Schluß des Krieges den Charakter von reitenden Schützen. Zuletzt war in den Nordstaaten auch die Bezeichnung „Mounted Infantry" — berittene Infanterie — offiziell eingeführt. Die großen Kavallerie-Korps am Ende des Krieges, wie

Sheridan's und Wilson's ausdauernde Scharen, die so viel zur Beendigung des Krieges beigetragen haben, waren nichts anderes als berittene Infanterie.[33])

Wenn so ein großer Teil der nördlichen Reiterei besser als berittene Infanterie bezeichnet wird, so sind doch ihre reiterischen Leistungen vielfach hervorragend gewesen. Von den vielen Beispielen soll eines hier kurz erwähnt werden. Im Frühjahr 1863 machte Oberst B. H. Grierson mit drei Freiwilligen-Kavallerie-Regimentern, etwa 1700 Mann im ganzen, von Norden nach Süden einen Gewaltritt durch den feindlichen Staat Mississippi. 16 Tage hinter einander wurden durchschnittlich 45 km täglich gemacht und hierbei noch etwa 80 km Telegraphen- und Eisenbahnlinie zerstört. Nach rechts und links wurden unterwegs Streifabteilungen zur Zerstörung von Magazinen, Depots und Fabriken ausgeschickt. Am fünften Tage nach dem Aufbruch mußte die Kolonne 12 km durch einen 3 bis 4 Fuß tiefen Sumpf reiten; 20 Pferde ertranken hierbei. Sie hatten gegen 20 Scharmützel mit dem Feinde, aber entgingen glücklich stärkeren Kräften. Während der letzten 30 Stunden marschierte Oberst Grierson 125 km, denn der Feind war in gefährlicher Nähe, und Nahrung für Mensch und Vieh war ausgegangen. Als sie in Baton Rouge, La. einzogen, waren sie so vollkommen erschöpft, daß $^3/_4$ von ihnen in den Sätteln eingeschlafen gewesen sein sollen.[34])

Wer nie mit der Truppe einen Ritt dieser Art gemacht hat, kann sich keinen Begriff davon machen, was eine so großartige Leistung alles voraussetzt.

Der Vereinigten-Staaten-Kavallerie ist die Neigung zum Fußkampf aus der Praxis der Indianerkriege entstanden; nicht nur in den dichten Wäldern, wo es notwendig war, sondern auch auf den freien Prärieen wurde er bis zu den letzten Kämpfen mit den freien Indianern mit Vorliebe angewendet. So im Jahre 1876 in der Schlacht am Little Big Horn, wo General Custer mit dem größten Teil seines zu Fuß fechtenden 7. Kavallerie-Regiments von den Sioux unter Sitting Bull vernichtet wurde.

Auf dieser Praxis der Indianerkriege, „Maury's skirmish tactics for cavalry" genannt, baute der genialste Führer, man kann wohl sagen Erfinder, der berittenen Infanterie der Südstaaten, General John H. Morgan, seine Taktik auf. Die Flügelkompagnien wurden als dünne Schützenlinien vorgeworfen, so daß sie die ganze Front des abgesessenen Regiments deckten; einige Unteroffiziere und von je 4 Leuten immer einer blieben bei den Pferden. Ein kleiner Teil wurde gewöhnlich als Reserve zu Pferd zurückgehalten, um in den

Flanken verwendet zu werden, den Sieg auszunutzen oder den Rückzug zu decken. Mit Ausnahme des Aufklärungsdienstes fochten Morgans Truppen in dieser Weise immer zu Fuß; es war in der Tat keine Kavallerie, sondern berittene Infanterie. „We were in fact," sagt General Duke, „not cavalry, but mounted riflemen." Mit dieser Truppe führte General Morgan seine „raids" aus, so berühmt in der Geschichte jenes Krieges. Er soll gegen 4000 Gegner außer Gefecht gesetzt und 15000 zu Gefangenen gemacht haben, während er selbst nie über mehr als 4000 gebot. Er war lange Zeit der Schrecken der Grenzstaaten, und der Wert des von ihm zerstörten Staats-Eigentums ist ungeheuer.[35])

Im Kriege um Kuba trat der alte konföderierte Veteran Generalmajor Joseph Wheeler wieder auf die Kriegsbühne, aber das, was pomphaft als die Kavallerie-Division Wheeler bezeichnet wurde, war gar keine Kavallerie. Die Division war zwar aus Kavallerie-Regimentern zusammengesetzt, aber von ihren 2400 Pferden hatte man 2200 in Tampa zurückgelassen, von wo sie mit anderen schönen Dingen, wie Lebensmitteln, Medikamenten, Doktoren und Krankenpflegerinnen das Nachsehen hatten. Nur 4 Schwadronen waren mit etwa 200 Pferden im ganzen beritten.

Die Kavallerie-Brigade Young, mit welcher General Wheeler am 24. Juni 1898 den Vormarsch gegen Santiago de Cuba begann, bestand aus 930 dieser Reiter ohne Pferde, nämlich dem 1. und 10. (letzteres ein Neger-Regiment) Kavallerie-Regiment und den sogenannten „Rauhen Reitern". Diese letzteren hatten die Sensationsblätter der Vereinigten Staaten dem dankbaren Publikum in Bild und Wort dargestellt, wie sie sich mit Büchse, Revolver und Lasso bewaffnet unter indianischem Kriegsgeheul in wildem Rennen auf die entsetzten Spanier stürzen. Nur ganz vereinzelte von ihnen haben während des ganzen Feldzuges je auf einem Pferde gesessen, aber zu Fuß haben sie forsch alle Anstrengungen überwunden und heldenmütig gefochten.

In den letzten 25 bis 30 Jahren ist berittene Infanterie häufig und erfolgreich in den Kolonialkriegen verwendet worden, so von den Engländern in Afghanistan, im ägyptischen Sudan, im Somalilande, und in Süd-Afrika, von den Franzosen in Tonkin, Algier und im französischen Sudan. Die Franzosen brachten hier eine halbberittene Form in Anwendung: für je 2 Zuaven war ein arabisches Maultier mit ganz einfacher Sattel- und Steigbügeleinrichtung vorgesehen. Diese ausdauernden Tiere wurden von den beiden Leuten abwechselnd bestiegen und ermöglichten so eine annähernd doppelte Marschleistung, wobei man allerdings wegen der einen stets marschierenden Hälfte an Marschgeschwindigkeit nicht gewann.[36]) Diese Einrichtung hat

sich bewährt, man hat sie ausgedehnt, und augenblicklich besitzt jedes Fremden-Regiment zwei solcher berittenen Kompagnien.[37])

Die beherrschende Rolle der berittenen Infanterie im Kriege Englands gegen die Buren ist zu bekannt, um hier erörtert zu werden.

Diese aus der Geschichte der berittenen Infanterie gegebene Skizze soll zeigen, daß man zu allen Zeiten und in den verschiedensten Himmelsstrichen zur Verwendung von berittener Infanterie gegriffen hat, wenn die Art des Gegners und des Kriegsschauplatzes dies nutzbringend erscheinen ließ; und sie soll es wahrscheinlich machen, daß eine Waffe, deren Wert zwei so gute Soldaten wie Alexander und Napoléon erkannten, auch in der Zukunft ihre Rolle spielen wird.

KAPITEL V.

Die Berittene Kompagnie 5. Regiments.

Durch Verfügung des Korps-Kommandos vom 1. Januar 1901 war für den 8. Januar die Bildung einer zweiten Kompagnie berittener Infanterie im Bereich der 3. Infanterie-Brigade befohlen worden, und zwar sollte dies in der Weise vor sich gehen, daß die alte Kompagnie Danner alle Angehörigen des 5. Regiments abgab, und dann beide Kompagnien durch neu hinzutretende Leute aus ihren Regimentern auf die volle Stärke gebracht wurden. Die neue Kompagnie erhielt den Namen „Kompagnie berittener Infanterie 5. Regiments", die alte Kompagnie den Namen ,,Kompagnie berittener Infanterie 6. Regiments". Diese offiziellen Namen haben aber nie Anklang und Eingang gefunden, nicht einmal in Dienstschreiben; es hieß meistens ,,die Berittene Kompagnie" oder ,,die Reiterkompagnie". Die Kompagnien waren ihren Regimentern unterstellt, hatten aber eine eigene gemeinsame Kassenverwaltung und standen im übrigen jeder Zeit dem Korps-Kommando unmittelbar zur Verfügung.

Dies war es ungefähr, was ich auf dem Bahnhofe Tien-tsien von meinem Leutnant Richrath erfuhr, als ich dort am Nachmittag des 7. von Yang-tsun aus eintraf. Während die Kompagnie des 6. Regiments das alte Quartier am Korps-Dienstgebäude behielt, sollte meine Kompagnie das ehemalige Quartier der 8. Gebirgsbatterie in Tien-tsin-Dorf beziehen.

Leutnant Richrath hatte mit den ihm zur Verfügung stehenden Leuten schon nach Kräften gearbeitet, er war aber nicht viel weiter gekommen, als diesen Augias-Stall einigermaßen auszumisten. Als ich mir am Nachmittag des 7. meinen neuen Wirkungskreis zum ersten Mal ansah, war das Quartier sowohl für Menschen wie für Pferde völlig unbewohnbar. Alle Schuld an diesem heillosen Zustande wurde auf

die 8. Gebirgsbatterie geschoben, welche alles was nicht niet- und nagelfest war, mit nach Pao-ting-fu genommen und nur den Mist zurückgelassen hätte. Hauptmann Gerstenberg, ein alter Schulfreund von mir, hat mir die Sache späterhin aber ganz anders erklärt. Allerdings hatte er mit seiner Batterie keine große Arbeit auf das Quartier verwendet, und für sich selbst nur die ganz notwendigen Einrichtungen zum vorübergehenden Aufenthalt getroffen; denn ihm war von vornherein dienstlich gesagt worden, daß er mit seiner Batterie, sobald angängig, nach Pao-ting-fu übersiedeln solle. Ihr Eigentum hatte die Batterie natürlich mitgenommen, im übrigen aber die Quartiere in einem leidlich guten Zustande zurückgelassen. Gerstenberg hatte aber noch Gelegenheit gehabt, festzustellen, wie gleich nach seinem Abzuge nicht nur die benachbarten Chinesen, sondern auch die deutschen Soldaten der angrenzenden Quartiere kamen und fortschleppten, was sie tragen konnten. Es war daher unter diesen Umständen ein Glück, daß Mannschaften und Pferde der Kompagnie erst nach und nach eintrafen, denn Oberleutnant v. Bassewitz und Leutnant Jobst, welche ebenso wie Leutnant Plewig schon der alten berittenen Kompagnie angehört hatten, waren noch auf Expedition abwesend.

Am Vormittag des 8. Januar erstattete ich meine dienstlichen Meldungen in Tien-tsin, und die Kompagnie begann hiermit ihr Bestehen. Se. Exzellenz der Korps-Kommandeur, Generalleutnant v. Lessel, gab mir eine kurze aber klare Erklärung, was er unter berittener Infanterie verstände, wie er sie verwendet zu wissen wünsche und was er von ihr verlange. Er schloß etwa mit den Worten: „Sie werden Schwierigkeiten bei der Formierung der Kompagnie haben, und allen Ihren berechtigten Ansprüchen auf Unterstützung soll nachgekommen werden; aber machen Sie, daß die Kompagnie bald marschbereit ist, denn ich werde sie bald verwenden müssen."

Am Nachmittage wurde der Bestand an vorhandenen Pferden durch Major v. Falkenhayn gleichmäßig auf die beiden Kompagnien verteilt. Da ich dienstlich verhindert war, ließ ich mich durch Leutnant Plewig bei dieser Teilung vertreten; er meldete mir, daß der Zufall uns nach seiner Ansicht begünstigt habe und wir bei der Teilung gut fortgekommen seien. Drei Tage später kamen dann die Truppen von der Expedition zurück, und die Kompagnie war am Abend des 11. Januar vollzählig. Das II. Bataillon hatte 67 beigetriebene Pferde mitgebracht und Leutnant Jobst 51, während die von Oberleutnant v. Bassewitz eingebrachten der Kompagnie Danner übergeben wurden. Diesmal war diesem der Zufall hold gewesen, denn Bassewitz hatte die besseren Pferde gehabt. Irgend welche Gelegen-

heit zum Unterbringen oder auch nur zum Festbinden war nicht vorhanden, und als am Abend dieses Tages 235 Pferde auf dem Stallhof und angrenzenden Räumen beißend, wiehernd und schlagend umherliefen, glaubte man Buffalo Bills „Wilden Westen" vor sich zu haben. Am nächsten Morgen hielt ich meinen ersten großen Pferde-Appell ab, bei welchem zunächst die 57 schlechtesten Pferde ausrangiert und nach Tien-tsin an die Pferde-Sammelstelle abgegeben wurden. Es waren ganz elende Tiere unter diesen, schwach, lahm und mit Druckstellen so groß, daß man eine Hand hineinlegen konnte. Aber auch unter den zurückbleibenden waren leider noch genug Pferde, die wenig dienstbrauchbar waren. Dann kam das Zuteilen der Pferde an Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften, das Einteilen der Kompagnie in vier Züge, die Zuweisung von Quartieren und Ställen an diese Züge und die allgemeinen Anordnungen für das Bauen, Ausbauen und Einrichten dieser Räume. Als dies geschehen war, konnte ich wenigstens durch meine Kompagnie „durchsehen".

Die Kompagnie war stark 5 Offiziere, 12 Unteroffiziere, 1 Sanitäts-Unteroffizier, 12 Gefreite, 2 Hornisten, 127 Mann und 178 Dienstpferde. Der Zahlmeister-Aspirant Schönburg gehörte beiden berittenen Kompagnien gemeinsam an. Jeder der vier Züge der Kompagnie zerfiel in zwei Korporalschaften und zwar führte den:

1. Zug (Mannschaften der 1. und 8. Kompagnie) Leutnant Plewig,
2. Zug (2. und 7. Komp.) Oberleutnant von Bassewitz,
3. Zug (3. und 6. Komp.) Leutnant Richrath,
4. Zug (4. und 5. Komp.) Leutnant Jobst.

Jedem Offizier standen drei Dienstpferde, einschließlich Packpferd, zu und für jeden Zug waren zwei Pferde als Pack- und Reservetiere vorhanden.

Der Anzug der Unteroffiziere und Mannschaften ist nie ganz so gewesen, wie dies in den Bestimmungen vorgesehen war. Die graue Litewka mit Pelzfutter ist z. B. nie empfangen worden; als Ersatz dafür gab es nach geraumer Zeit chinesische Unterjacken, einige wenige mit Pelz, die meisten mit Watte gefüttert. Sie erfüllten ihren Zweck.

Lederhosen wurden auch nicht bei Formierung der Kompagnie verausgabt, sondern von den beiden Infanterie-Tuchhosen der Leute sollte je eine auf dem Bekleidungsamt mit Lederbesatz versehen werden. Dies geschah in der Weise, daß die Hosen in Partieen von zehn Stück nach und nach abgegeben und besetzt wurden, während die Mannschaften bis zur Fertigstellung ihrer Hosen ohne Besatz reiten mußten. Im Hinblick auf die herantretenden Anforderungen wurde

auf meinen Befehl von den beiden Hosen des Mannes immer die beste zum Besetzen abgegeben, aber die Arbeit wurde durch chinesische Handwerker so schlecht und liederlich ausgeführt, das verwendete Ziegenleder war so ungeeignet, steif und mangelhaft zugeschnitten, daß sich die Hosen in einem andauernden Zustande der Reparaturbedürftigkeit befanden. Am Ende eines Streifzuges war fast keine heile Hose vorhanden und bei vielen, besonders bei Leuten mit dicken Oberschenkeln, war der Schaden so weit vorgeschritten, daß sie das Leder ganz und gar entfernen und in die Packtasche stecken mußten.

Infolge besonderer Verfügung des Herrn Korps-Kommandeurs trug die Kompagnie immer Mütze, auch wenn die übrigen Truppen im Helm erschienen. Nur bei besonderen Gelegenheiten, Kirchgang, Paraden, wurde der Helm aufgesetzt. In der warmen Jahreszeit wurde der Tropenhelm getragen.

Der deutsche Tropenhelm sieht nicht schön aus, aber hat sich nicht schlecht bewährt. Die Erfahrung lehrte, daß ein Tropenhelm für den einzelnen etwa 1 bis 2 Nummern kleiner sein muß, als er gewöhnlich zu tragen pflegt, und dann ist er mit stramm angezogenem Sturmriemen besonders beim Reiten sehr angenehm. Ist der Helm zu groß, dann rutscht er auf die Ohren und drückt, gestattet ohne Kopfheben keinen freien Ausblick und sieht überdies schlecht aus. Auf dieses Verhältnis war nicht die gehörige Rücksicht genommen worden; es fehlte an kleinen Nummern, keine Anträge und Austausche beim Bekleidungsamt und bei der Infanterie halfen dem Schaden ab, und nicht wenige der Mannschaften sind bis zum Schluß des Feldzuges mit übergroßen Tropenhelmen geritten.

Beim Reiten mit dem Tropenhelm muß man sich erst an das Sausen des Windes durch die Luftlöcher gewöhnen; man hört ein zunächst unerklärliches Geräusch, welches von entfernt fahrender Eisenbahn oder auffahrender Artillerie herzurühren scheint. Nach einiger Zeit ist man daran gewöhnt und hört es nicht mehr.

Die deutschen Schleier für Mützen und Helme tun mehr Schaden als Gutes: sie sind zu schwer, hängen unbeweglich herunter wie ein Teppich und erhitzen nur Nacken und Schultern. Sie müssen ganz dünn sein und flattern können wie ein Taschentuch. Die Nackenschirme sind daher von der Kompagnie selbst bei der größten Hitze nicht benutzt worden. Die wollenen Fingerhandschuhe waren wenig dauerhaft, ebenso wie die gelieferten chinesischen Peitschen, die zum Dienstanzuge gehörten, und von denen man sich von den Chinesen offenbar eine wenig gute Qualität hatte anhängen lassen. Im Laufe der Zeit wurde ein zweite Garnitur geliefert, auch verschafften sich die

9*

Mannschaften nach und nach gute Peitschen, deren Tragen im Dienst ich gestattete.

Das khaki-gefärbte Drillichzeug (1 Rock, 1 Jacke, 2 Hosen) war wenig schön und ungleichmäßig in der Farbe. Durch Waschen wurde es nach und nach immer heller und auch gleichmäßiger in der Färbung; zuletzt war es kanariengelb geworden. Wenn es ganz frisch gewaschen war, sah die Kompagnie zu Pferde aber nicht schlecht aus.

Im Frühjahr wurde eine neue Probe in Stoff und Schnitt, sogenannte Rockblusen, aus khakifarbenem Drillich, und ebensolche Reithosen mit Drell-Reitbesatz ausgegeben. Die Blusen hatten am Kragen befestigte, aber abnehmbare Halsbinden. Dies Zeug war absolut nicht waschecht, und zwar in verschiedener Weise nicht waschecht; so waren nicht selten von den vier Rückenstücken eines Rockes zwei hell und zwei dunkler, und zwar im schachbrettförmigen Sinne. Dies sah recht übel aus.

Warum sich die Verwaltung nicht zur Einführung des im Tropendienst erprobten und wirklich gut aussehenden, englischen Khaki-Tuches entschlossen hat — das doch unsere Marine-Infanterie trägt und die heimische Industrie sicherlich auch in größeren Mengen würde herstellen können — hat uns draußen gewundert.

So ist die Uniform des Ostasiatischen Expeditions-Korps, die anfangs nur ein Notbehelf war, im wesentlichen bis zum 10. Juni über diesen Zustand nicht hinausgekommen, und die Uniform, welche in der Sammlung des Zeughauses zu Berlin für spätere Geschlechter und für die Geschichte aufgebaut ist, hat keiner von uns getragen.

Als Waffe trug jeder Mann umgehängt das schöne neue Gewehr, welches sich so gut bewährt hat, und dazu 120 Patronen. Nur die Unterringe dieser Waffe waren offenbar der Kraftprobe, welche durch langes Reiten mit umgehängtem Gewehr an sie gestellt wurde, nicht gewachsen; der Erfolg war jedenfalls der, daß zuweilen an einem einzigen Expeditionstage vier Unterringe rissen und die Gewehre durch den Fall mehr oder weniger beschädigt wurden, und der „Handschutz“ lose wurde und abfiel. Da es den anderen berittenen Kompagnien ebenso erging, so war der Vorrat an Unterringen bei der Etappen-Munitions-Kolonne bald ausgegangen. Chinesische Darmsaiten, gut befestigt, lieferten aber einen genügenden Ersatz, und ein Umschlingen des Schafts durch den Gewehrriemen rettete manchen Unterring. Unbrauchbar ist jedenfalls bei der Kompagnie ein Gewehr hierdurch nie geworden, wohl ober durch Bruch des etwas schwachen Kolbenhalses; denn unsere Leute neigen — gleich den pommerschen Grenadieren von 1813 — sehr zum Dreinschlagen mit dem Kolben.

Für Offiziere- und Portepee-Unteroffiziere waren Karabiner vorgesehen; den Offizieren war aber das Tragen dieser Waffen freigestellt. Ich trug einen Revolver; hatte den Karabiner aber für alle Fälle stets auf meinem Wagen.

Die Pferdeausrüstung der Kompagnie war dieselbe wie die der Reiter des Ostasiatischen Expeditions-Korps, mit Ausnahme natürlich der Degen-Tragevorrichtung, der Karabiner-Futterale und der Lanzenschuhe. Auch das Hauptgestell mit Zügeln und Kandare fiel fort und es wurde nur auf Trense geritten. Dies war sehr richtig und entspricht auch den Erfahrungen der Engländer in dieser Hinsicht. Die englischen „Regulations for Mounted Infantry" wollen Kandare nur für die Pferde haben, denen sie nötig ist; im übrigen verwenden sie Trense oder eine Art Pelham [1]).

Der Sattel war unser schöner, guter Bocksattel mit Sattelkissen.

Gleich die erste Expedition mit langen Märschen und scharfem Reiten hatte eine große Zahl von Widerrist-Drucken erzeugt. Die großen Bocksättel paßten sich in der Trachtenlage den kleinen, meist mageren Ponies trotz Unterlage von Woilach und Schlafdecke nicht so an, wie dies beim normalen Pferde der Fall ist. Die großen und auf Expeditionen schwer beladenen Packtaschen trugen das ihrige dazu bei, die Sattellage nach kurzer Zeit zu verändern und trotz häufigen Umsattelns und aller Vorsicht unangenehme Druckstellen zu verursachen.

Ich beantragte daher zur Abhilfe die Ueberweisung einer Garnitur Schwanzriemen oder Hintergurte, und nachdem die andere Kompagnie sich diesem Antrage angeschlossen hatte, erhielt jede Kompagnie 3 Schwanzriemen und 3 Hintergurte, um mit diesen einen zehntägigen Versuch anzustellen, und sich dann hierüber zu äußern. Beide Kompagnien waren entschieden für die Schwanzriemen, und diese wurden dann endgültig eingeführt. Diese Schwanzriemen wurden von der Etappen-Munitions-Kolonne besorgt, waren gut gemacht und erfüllten ihren Zweck vorzüglich. Bei empfindlichen und kitzlichen Pferden wurden sie mit Fell umwunden, und selbst die widerspenstigsten Tiere gewöhnten sich bald daran und ließen sich die Schwanzriemen ruhig anlegen.[2])

Es ist interessant zu hören, was der englische General Parr, welcher viel Erfahrung mit berittener Infanterie gehabt hat, über diesen Punkt sagt: „Wir waren die letzte Nation, welche Schwanzriemen beibehielt, und die große Mehrzahl unserer Kavallerie-Offiziere erklärte sich vor einigen Jahren gegen sie. Die, welche ihn beibehalten wissen wollten, brachten vor, es sei nicht im Frieden, wenn die Pferde rund und wohlgenährt sind, wenn die gut ge-

polsterten und muskulösen Schultern den Sattel in seinem Platz halten, daß der Schwanzriemen gebraucht werde. Wenn dagegen das Truppenpferd durch Entbehrung und harten Dienst seine schöne runde Form verloren hat, wenn der entkräftete Widerrist mit abgescheuerten Mähnenhaaren und das abgemagerte Gebäude des Körpers den Sattel nach vorn rutschen lassen, wenn der durch Sonne und Feuchtigkeit hartgemachte Gurt das Fleisch nach vorne fortschleift, dann ist die Zeit für ihn gekommen. Für berittene Infanterie, welche auf weniger gut gezogenen und kurzschultrigen Pferden, auf Cobs, Ponies und selbst Maultieren beritten sein kann, ist daher der Schwanzriemen oft von ungeheurem Nutzen, und es würde gut sein der berittenen Infanterie 15 Prozent dieser Ausrüstungsstücke zuzubilligen."[3])

Die Sattelgurte waren für unsere kleinen Pferde zu lang und mußten sämtlich abgeschnitten werden; die Hälfte der Packtaschen war neuer Art und paßte nicht für die Bocksättel. Ich ließ daher die Oberteile durchschneiden, in Verkürzung wieder aufeinander nähen und mit einem neuen Querschlitz versehen. Die Mäntel, auf welche wir jetzt im Winter doch sofort angewiesen waren, mußten sämtlich geschlitzt werden, da sie als Infanterie-Mäntel hinten geschlossen und zum Reiten in dieser Form ungeeignet sind.

Von allen diesen Arbeiten bei der Organisation der Kompagnie kann man sich nur dann den richtigen Begriff machen, wenn man nicht vergißt, daß wir doch alle, von den Offizieren bis zu den Leuten, Infanteristen waren, und keine Reglements oder Leitfäden hatten, die uns hätten helfen können.

Zur Aushilfe bei der Unterbringung der Pferde war mir für die erste Zeit der Fremdenstall des 6. Regiments zur Verfügung gestellt worden, und auf dem hierzu gehörigen Hofe und auf unserem großen Stallhofe fand täglich, soweit irgend möglich, in den Zügen Reitunterricht statt. Für die Ausbildung zu Pferde wurden bestimmungsgemäß die Kommandos des Exerzier-Reglements für die Kavallerie mit der Maßgabe gebraucht, daß an Stelle des Ankündigungs-Kommandos „Eskadron" stets „Kompagnie" gesetzt wurde.

Schon Xenophon sagt, daß das erste was man den Leuten beibringen müsse, das Aufsitzen sei,[4]) und dies war in unserem Falle gar nicht so leicht; denn, wenn die Pferde auch niedrig sind, so ist der Hinterzwiesel doch hoch, und das umgehängte Gewehr hindert nicht wenig.

Beim Ausbauen der Quartiere und der Stallungen wurde ich durch die Lager-Verwaltung in außerordentlich entgegenkommender Weise unterstützt. Als ihr Vertreter beim Zusammentritt der Kom-

pagnie in die wüsten Räume schaute, welche unsere Unterkunft bilden sollten, schlug er die Hände über dem Kopf zusammen, und lieferte der Kompagnie Baumaterial, wie es nicht besser gewünscht werden konnte. Das Quartier war im übrigen gut gelegen und sehr geeignet für eine berittene Kompagnie; nachdem es nach und nach immer mehr erweitert und ausgebaut worden war, war es ein höchst angenehmer, selbst gemütlicher Aufenthalt geworden, und keiner von der Kompagnie, glaube ich, hätte mit einem anderen Quartier tauschen wollen. Auch lag es, so groß wie es war, geschlossen und war leicht zu sperren. Denn es hatte nur einen offenen Zugang, die sogenannte v. Brandt-Straße, die mitten hindurch führte. Diese Straße war übrigens nicht, wie man wohl meinen könnte, nach Deutschlands langjährigem hervorragenden Vertreter in China, Exzellenz v. Brandt genannt, sondern nach dem Leutnant v. Brandt, mit dem die Berittene Kompagnie gern in näherer Beziehung gestanden hätte, als bloß durch seinen Namen.

Am Abend des 13. Januar brach ein Brand im großen Mannschafts-Quartier aus, der zum Glück bald entdeckt wurde und daher nicht gefährlich wurde. Leutnant Jobst war als erster von den Offizieren zur Stelle und griff in gewohnter Weise sofort persönlich tatkräftig ein. Mit einem Beil bewaffnet, stand er auf der höchsten Sprosse der Leiter und entleerte die zugereichten Wassereimer von oben. Dieser Brand war ein sehr heilsames Ereignis, denn ich ließ darauf durch einen gelernten Ofensetzer der Kompagnie sämtliche Feuerungs-Anlagen untersuchen, und machte ihn verantwortlich, daß alle Ofenrohre feuersicher angelegt wurden. Denn die Feuersbrünste, unter denen die Truppen in China so zu leiden hatten, waren meistens aus der Erhitzung des in alten, nicht massiven Wänden verborgenen Kauliang-Strohs zu erklären. In Tien-tsin brannte im Dezember das Regiments-Geschäftszimmer mit allen Akten und Qualifikations-Papieren, das Zahlmeister-Bureau mit Kasse und darin liegenden Testamenten, sowie einige Offizier-Wohnungen ab. Gerettet wurden nur Kleinigkeiten und ein Koffer, und als man diesen öffnete, waren — Zivilsachen darin.

Am Abend des 16. Januar, als die Kompagnie gerade neun Tage bestand, erhielt ich den Befehl, am 18. früh zwei Züge zum Detachement Hoffmann stoßen zu lassen. Ich bestimmte den 1. und 3. Zug, deren Führung ich selbst übernahm, während Oberleutnant v. Bassewitz mit dem Rest der Kompagnie das Ausbauen der Quartiere fortzusetzen hatte. Der 17. Januar verging mit Vorbereitungen zur Expedition; die beiden Züge wurden möglichst stark gemacht, und die Pferde vorher gründlich von mir gemustert.

Am Morgen des 18. Januar 1901, während man in der fernen Heimat das große Krönungsfest feierte, sammelte sich das Detachement Hoffmann am Bahnhofe Tien-tsin. Der Sammelplatz war nicht sehr glücklich gewählt, denn Truppen wie Bagagen standen zwischen den Eisenbahn-Schienen. Das Detachement wurde in 3 Kolonnen geteilt und setzte sich folgendermaßen zusammen:

1. Stab: Detachements-Führer Major Hoffmann.
   Adjutant: Oberleutnant v. Miaskowski.
   Detachements-Arzt: Stabsarzt Dr. Mankiewitz.
   Zugeteilt: Korps-Adjutant Fischer, Dolmetscher Kiekhöter.
2. Rechte Kolonne: Führer Major Nicolai.
   Adjutant: Leutnant Hildebrand.
   7. Kompagnie 5. Regiments. Kompagnieführer: Oberleutnant Kraehe.
   1 Unteroffizier und 14 berittene Infanteristen unter Leutnant Plewig.
   1 Geschütz unter Oberleutnant Koethe.
3. Mittlere Kolonne:
   5. Kompagnie 6. Regiments. Kompagnieführer: Hauptmann v. Lüneschloß.
   2 Unteroffiziere, 10 Reiter, unter Leutnant Ritter v. Poschinger.
   1 Geschütz unter Leutnant v. Buch.
4. Linke Kolonne:
   2 Züge — ohne Leutnant Plewig mit den an die rechte Kolonne abgegebenen Leuten — der Berittenen Kompagnie 5. Regiments. Kompagnieführer: Oberleutnant Friederici.
   2 Geschütze und 1 Munitions-Wagen der 6. Batterie, Batterieführer: Hauptmann v. Oertzen.

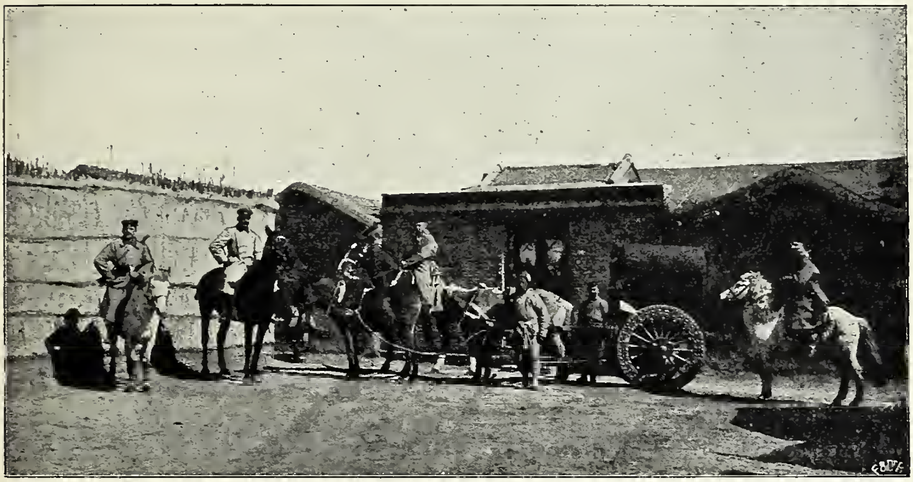
Bewaffnete Banden waren in nordöstlicher Richtung gemeldet und sollten vom Detachement aufgesucht und vernichtet werden.

Die linke Kolonne, bei der sich auch der Stab einfand und hier die Führung übernahm, und die mittlere Kolonne marschierten zunächst längere Zeit gemeinsam durch Tien-tsin-Dorf. Während dann die mittlere Kolonne auf der Südseite des Lutai-Kanals verblieb, um auf Ti-tóu-tien, auch Tung-ti-tóu genannt, weiter zu marschieren, sollte die linke Kolonne auf das nördliche Kanal-Ufer übersetzen. Die Brücke wurde aber verfehlt, und so mußten wir unter unangenehmen Verhältnissen, besonders für Geschütze und Wagen, über das Eis des Kanals gehen. Die Bagage wurde nun nicht mit hinübergenommen, sondern sollte sich auf Befehl des Detachements-Führers der mittleren Kolonne anschließen. Ich ließ jedoch meinen eigenen Maultierwagen und noch einen zweiten, der auch gut bespannt war, mit herüber-

gehen, und diese beiden haben den nun folgenden schwierigen Marsch der linken Kolonne mitgemacht.

Diese Kolonne war nämlich im letzten Augenblicke zu einer fliegenden gemacht worden, da eine Meldung von Hauptmann v. Auer aus Yang-tsun eingegangen war, nach welcher sich zwischen Yang-tsun und dem sogenannten Ta-ho-tiën bewaffnete Banden befanden.

Das Marschtempo war ein sehr flottes, besonders in Anbetracht der ganz scheußlichen, eisglatten Wege; durch mehrfaches Verfehlen des Weges ging der hierdurch gewonnene Vorteil aber wieder verloren. Der Dolmetscher Kiekhöfer gehört zu den besten, die ich während des Feldzuges kennen gelernt habe; er versteht die Sprache



Oberleutnant Kraehe, der Führer der 7. Kompagnie

sehr gut, ist energisch und weiß mit den Chinesen richtig umzugehen. Aber die Gegend ist sehr schwierig, und Menschen zum Befragen waren wenig vorhanden. Ich habe einen Teil dieser Gegend später genauer rekognosziert und weiß die Schwierigkeiten zu würdigen. Auf der japanischen Karte befindet sich hier ein großer weißer Fleck, und auf der Karte 1 : 300000 hatte man da hinein an falschen Stellen zwei Dörfer mit falschen Namen gezeichnet. Der sogenannte Ta-ho-tiën ist gar kein See, sondern ein großes Ueberschwemmungs-Gebiet, mit welchem die Chinesen eine Geschichte verbinden, die an unsere nordische Vineta-Sage erinnert. Durch dieses Gebiet führen Dämme der allertraurigsten Art und in ihm, also in dem See der Karte, liegt mindestens ein Dorf. Dies war jetzt alles gefroren, mit Schnee und Eis bedeckt und machte einen trostlosen Eindruck. Einmal befanden

wir uns nach einem Marsch von etwa 4 Kilometern quer über die Eisfelder in einem Fischerdorfe von inselartiger Lage. In der engen Dorfstraße und zwischen den aufs Land gezogenen und eingefrorenen Booten stockte die Kolonne, und wir sahen und erhielten die Bestätigung, daß es hier absolut nicht weiterging. Wir mußten also denselben beschwerlichen Weg wieder zurückmarschieren.

Am Nachmittag bekam man Fühlung mit der Kolonne von Auer, die aber von bewaffneten Banden ebensowenig gesehen hatte wie wir. Hauptmann v. Auer kehrte daher nach Yang-tsun zurück und wir setzten unseren Marsch fort. Der ganze Ta-ho-tiën, wie er auf der Karte steht, wurde umritten, und nach einer Tagesleistung von mehr als 60 km kam Major Hoffmann mit der linken Kolonne um 5 Uhr 30 Minuten abends in Ti-tóu-tiën an. Hier befand sich schon seit 2 Uhr die Kolonne von Lüneschloß und auch unsere Bagage, aber zu essen gab es nichts, trotz vorgeschickter Quartiermacher und in Aussicht gestellten Hammeln und Hühnern. Das Dorf war völlig leer und ausgelûtet, und von einem solchen chinesischen Schmutz- und Trümmerhaufen bei Kälte und bei Dunkelheit für die Nacht Besitz zu nehmen, ist wahrlich kein Vergnügen. Die Leute zogen ihre Pferde zu sich in die Stuben, um sich gegenseitig warm zu halten, Kauliangstroh wurde geholt, so viel noch zu finden war, und während der Mann sich auf dem Kang in seine Decke wickelte, stand oder lag sein treues Rößlein daneben, und beide schliefen bald ein.

Am 19. Januar mußten die beiden Kolonnen von 8 Uhr an in Ti-tóu-tien zum Abmarsch bereit stehen. Um 4 Uhr morgens hatte nämlich der Detachements-Führer den Leutnant von Poschinger mit seinen Reitern, die ja am Tage vorher nur wenig getan hatten, mit dem Auftrage abgeschickt, die Verbindung mit der Kolonne Nicolai herzustellen und Meldung hierüber einzubringen. Er erwartete diese Reiter-Patrouille gegen 8 Uhr zurück und wollte vom Ausfall der gebrachten Nachrichten seine ferneren Bewegungen abhängig machen.

Der Morgen war bitter kalt, die beiden Kolonnen warteten marschbereit länger als drei Stunden, aber kein Poschinger kam. Endlich erschien eine Patrouille von Plewig's Leuten, geführt von dem berittenem Musketier Hornig, die einen ausgezeichnet schnellen und in unbekanntem Gelände gewandten Ritt gemacht hatte. Sie brachte die erste Nachricht von einem Scharmützel, welches Leutnant Plewig am Tage vorher mit einer Boxer-Bande gehabt hatte, und Meldungen vom Major Nicolai, infolge deren der Detachements-Führer sofort den Aufbruch befahl.

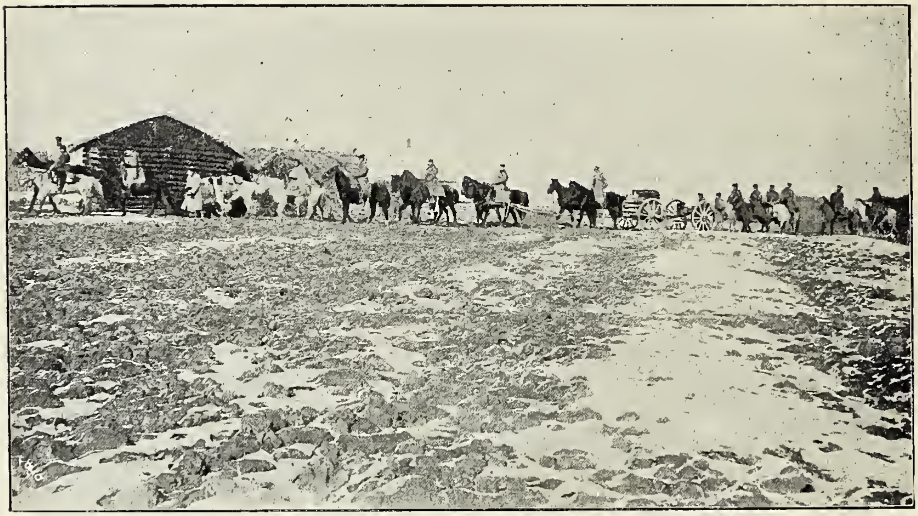
Bei der Kolonne Nicolai hatte sich am Tage vorher folgendes zugetragen: Die Kolonne marschierte am Ost-Arsenal vorbei auf

Tschi-tsiën-tang, Leutnant Plewig mit 6 seiner Leute und dem Dolmetscher-Offizier Heine als Spitze voraus.

Bei dem letzten vor Tschi-tsiën-tang gelegenen Dorfe bemerkte Plewig auf der links vor ihm gelegenen Brücke einen einzelnen Reiter und entsandte die berittenen Musketiere Hennig und Buddenhagen, um seine Persönlichkeit festzustellen. Die beiden Leute kamen mit einem erbeuteten Gewehr M. 71 zurück und meldeten, daß vier Reiter unter Zurücklassung dieses Gewehres auf Tschi-tsiëntang entflohen seien. Leutnant Plewig schickte Meldung zurück und eilte mit Leutnant Heine und der Spitze auf Tschi-tsiën-tang vor. Kurz vor dem Dorf sah man die feindlichen Reiter halbrechts vorwärts, und Leutnant Plewig ging im Galopp mit seinen Leuten südlich des Dorfes in der Richtung auf den Feind vor. Das mit halbzugefrorenen Gräben durchzogene Gelände behinderte aber ein schnelles Vorgehen in dieser Richtung, einige Pferde stürzten, und Leutnant Plewig sah sich genötigt, auf die Straße zurückzukehren. Dicht hinter dem Dorfe holte er den Leutnant Heine ein, welcher an einer besseren Stelle vorgekommen war und einen stecken gebliebenen feindlichen Pony mit vollständiger Ausrüstung erbeutet hatte. Vor ihnen in nordöstlicher Richtung, in eine Entfernung von etwa 1000 m, lag die über einen breiten Kanal führende Wu-tau-kiau, d. h. „Fünf-Wege-Brücke", und der südwestliche Rand des Kanals schien hier vom Feinde besetzt zu sein.

Um zu rekognoszieren ritt Leutnant Plewig, gefolgt von Leutnant Heine und dem berittenen Musketier Ewald, im Galopp gegen den Kanaldamm vor, sie erhielten aber, als sie bis auf 250—300 m herangekommen waren, plötzlich ein heftiges Feuer. Da sich die Drei in solcher Nähe dem Feinde gegenüber nicht halten konnten, so sprengten sie zurück, sprangen auf etwa 5—600 m vom Feinde entfernt von den Pferden, krochen hinter Grabhügel und erwiderten das Feuer. Ewald war bei diesem Zurückreiten gestürzt, wie Leutnant Plewig fürchtete, getroffen; er war daher sehr erfreut, als nach kurzer Zeit dieser Mann, nebenbei sein Bursche, gesund an seine Seite kroch. Verstärkt durch die ebenfalls gleich darauf eingetroffenen Musketiere Hornig und Lehmann, hatten diese Fünf auf einer Entfernung von 550 m das heftige Feuer von 20—30 Chinesen zu bestehen; die beiden Offiziere waren mit Gewehren versehen. Als der Rest der berittenen Infanteristen auf Leutnant Plewig's Befehl in die Schützenlinie eingeschwärmt war, ließ das lebhafte, aber schlecht gezielte Feuer des Feindes nach, und als zum Schluß auf Befehl von Major Nicolai das vorgebrachte Geschütz des Oberleutnants Koethe offenbar mit Erfolg gefeuert hatte, verschwand der Feind. Vom herbei geeilten

Führer der Kolonne nach rechts zur Umgehung herausgeschickt, versuchte Leutnant Plewig vergeblich den halbgefrorenen, tiefen und breiten Kanal zu überschreiten. Er selbst ritt bis an den Bauch ins Wasser, kam aber an dieser Stelle nicht weiter vor. Auf Befehl des Majors Nicolai wurde dann eine weitere Verfolgung in diesem ungangbaren Gelände eingestellt. Die 7. Kompagnie konnte erst herankommen, als Alles erledigt war. Nach Aussage der Chinesen hatte der Feind 8 Mann verloren; gefunden wurde aber, im Kauliang versteckt, nur ein Toter. Große Blutlachen und Blutspuren bewiesen jedoch, daß die Zurückgehenden Gefallene und Verwundete mitgeschleppt hatten. Auf unserer Seite war niemand verwundet worden.



Das Geschütz des Oberleutnants Koethe

„Boxer“ war vom Herbst 1900 an ein Sammelname, denn von diesem Zeitpunkt an konnte im allgemeinen nicht mehr festgestellt werden, ob die als Boxer bezeichneten Banden wirkliche Boxer, Räuber oder ehemalige reguläre Soldaten waren. In den meisten Fällen dürfte wohl das Wort „Räuber“ am besten zutreffen. Sie konnten nur nicht aufkommen gegen die Macht und militärische Ueberlegenheit der Verbündeten, sonst hätten sie in Tschili dieselbe Rolle gespielt wie die „Schwarzflaggen“ während des Krieges der Franzosen in Tonkin. Auch am Anzug war nichts zu bemerken, denn wenige Augenblicke genügten, um einen wutschnaubenden Boxer oder mord- und beutegierigen Räuber in einen friedlichen Kuli zu verwandeln.

Diese Banden waren meistens mit Feuerwaffen neuen und neuesten Modells ausgerüstet, hatten aber — wenigstens so weit sie nicht ehemalige von europäischen Instruktoren ausgebildete Soldaten waren — nicht die geringste Ahnung von ihrer Verwendung. Sie hegten vielfach die allerkindlichsten Begriffe von dem Wesen und dem Zweck eines modernen Gewehrs, und waren z. B. der Ansicht, daß seine Wirkung um so vernichtender sei, je höher das Visir eingestellt werde. Daher kam es, daß auf den Gefechtsfeldern die Gewehre häufig mit ganz hoch gestellten Visiren gefunden wurden. Erfahrungsmäßig wird im Gefecht auch mit richtig gestelltem Visir meist zu hoch geschossen, der afrikanische Hüftanschlag war auch bei den Chinesen recht beliebt, und so ist es nicht schwer sich ein Bild von den Trefferfolgen dieser Truppen zu machen. Die in erster Linie fechtenden Leute waren im allgemeinen sicher, während die Reserven durch Zufallstreffer gefährdet waren.

Ein hübsches Beispiel für die kindliche Auffassung der Chinesen von europäischen Feuerwaffen liefern die Kämpfe der letzten Ming-Kaiser gegen die aufständischen Untertanen und die einbrechenden Mandschus. Sie versprachen sich viel Hilfe von den durch den Jesuiten Adam Schall gegossenen Kanonen. Als das Platzen einer Kanone beim ersten Probeschuß einen Europäer und mehrere Chinesen tötete, wurde man in dieser Hoffnung noch bestärkt. Denn, so schlossen die Chinesen, ein Geschütz, welches schon den Freunden so gefährlich sei, müßte den Feinden noch viel verderblicher werden.[5])

Nachdem der Befehl zum Abmarsch gegeben, marschierten diesmal die Kolonnen v. Lüneschloß und v. Oertzen gemeinsam, sodaß die Marschgeschwindigkeit der Infanterie maßgebend sein mußte; die Berittene Kompagnie hatte, wie immer auf der ganzen Expedition, die Spitze. Der Vormarsch ging über Pan-örr-tschwang, Kü-tschwang auf Schwang-tschwang. Die Kompagnie Lüneschloß kam zu Tschang-kwan-tschwang, der Detachements-Stab zu Han-tschwang ins Quartier; die Batterie in eine nördlich, die berittene Infanterie in eine südlich der Straße zwischen den beiden genannten Dörfern gelegene Ortschaft. Da die Aussicht, Verpflegung zu erhalten, mindestens wieder recht zweifelhaft erschien, so hatte ich beim Durchmarsch durch Tschang-kwan-tschwang einen Jung-Ochsen und zwei Kälber in Beschlag genommen. Und in der Tat, beim Einrücken ins Quartier um 5 Uhr 45 Minuten nachmittags fanden wir ein völlig leeres Nest.

Kurz vor 4 Uhr in der Nacht wurde ich von dem Posten mit der Meldung geweckt, daß sich in der Dunkelheit verdächtige Kolonnen auf der Straße von Schwang-tschwang auf Kü-tschwang be-

wegten. Ich stand sofort auf und auch mir schien es so. Das Dorf lag ein wenig erhöht, und man konnte auf der Straße deutlich ab und zu Lichter hin und her flimmern sehen, und hörte auch ein dumpfes Rollen von Wagen. Ich alarmierte sofort neun Mann, hängte meinen Karabiner über meinen schwarzen Pelerinen-Mantel und ritt persönlich zur Erkundung aus. Sonst ließ ich nur noch den Vize-Feldwebel Magath, den Feldwebel-Diensttuer auf dieser Expedition, aufstehen und am Dorfrand mit dem Befehl warten, sofort zu alarmieren, wenn unten Schüsse fallen sollten. Es war kalt und glatt und in der Dunkelheit schwer zurecht zu finden. Auf dem Hauptwege traf ich eine kleine von einem Unteroffizier geführte Artillerie-Patrouille, welche dieselbe Ursache herausgeführt hatte und die sich mir nun anschloß. Bald holten wir einen langen, aber bei der Hast des Fahrens in verschiedene Stücke zerrissenen Wagenzug ein. Ich ließ ihn halten und mehrere Wagen untersuchen. Aber es wurde nichts Verdacht erregendes gefunden und es stellte sich heraus, daß es ein Zug chinesischer Kaufleute war, die sich der größeren Sicherheit wegen zusammengetan hatten, und deren ängstliches und heimliches nächtliches Reisen, verbunden mit der Dunkelheit und dem flüchtigen Schein abgeblendeter Laternen, einen verdächtigen Eindruck machen mußte. Ich kehrte darauf um, entließ die Artilleristen in ihr Dorf und ritt der Sicherheit wegen noch durch Han-tschwang, das Stabs-Quartier, wo auch nicht eine Seele zu sehen war. Dann ritt ich zurück und war um 5 Uhr wieder in meinem Quartier. Zur dauernden Erinnnerung an diesen nächtlichen Ausflug hatte es das Visir meines umgehängten Karabiners in der einen Stunde fertig gebracht, zwei Löcher in die Pelerine meines Mantels zu scheuern. Es ist dies ein Nachteil der sonst so schönen Waffe, und die beiden Feldwebel, welche den Karabiner immer trugen, taten dies nie ohne das Visir dicht zu umwickeln.

Um 8 Uhr 30 Minuten morgens marschierten die beiden Züge zum Sammelplatz beim Stabs-Quartier ab. Von hier aus gingen die beiden Kolonnen wieder getrennt vor, und der Detachements-Führer begab sich, nachdem er uns eine Zeit lang begleitet hatte, nach rechts herüber zur Kolonne Nicolai.

Eine Stunde mochte er ungefähr fort sein, als der Stabstrompeter querfeldein herangesprengt kam und dem Hauptmann v. Oertzen den Befehl des Majors überbrachte, ihm sofort 20 berittene Infanteristen und ein Geschütz unter einem Offizier zu schicken. Auf dem Marsch zum Major Hoffmann hatte Leutnant Richrath den Befehl über diese kleine Abteilung, dann aber setzte sich Korps-Adjutant Fischer an die Spitze, um den gemeldeten Feind anzugreifen. Als sie aber nach einem

tüchtigen Ritt an dem bezeichneten Dorf ankamen, fanden sie weiter nichts vor als leere Konserven-Büchsen, und es stellte sich heraus, daß zur Meldung über diesen angeblichen Feind die Anwesenheit der Kolonne Nicolai in der vergangenen Nacht Veranlassung gegeben hatte. Meine halbe Kompagnie war jetzt in drei Teile geteilt und die Batterie Oertzen von vier Geschützen sogar in vier.

Nach Abzweigung der Abteilung Richrath rückte Hauptmann v. Oertzen mit seinem einen Geschütz, seinem Munitions-Wagen und dem mir noch gebliebenen Zuge bis zum nächsten Dorfe vor, ließ hier die Kolonne halten und tränken, und ritt dann mit mir und einiger Begleitung zur Erkundung querfeldein in der Richtung des durch den Stabstrompeter gemeldeten Feindes vor. Nach einiger Zeit erblickten wir ganz in der Ferne Anhäufungen lebender Wesen, welche einer dichten Marsch-Kolonne sehr ähnlich sahen. Hauptmann v. Oertzen hatte ein sehr gutes Glas, und wir vermeinten deutlich zu sehen, wie einzelne Reiter die Kolonne auf- und absprengten, als wenn sie mit einer Ordnung ihrer Leute beschäftigt wären. Auf Befehl des Hauptmanns v. Oertzen ließ ich nun meinen Zug unter Vize-Feldwebel Magath auch noch vorkommen, während wir selbst in beschleunigter Gangart weiterritten. Als wir uns näherten, kamen wir in eine lange, flache Mulde, welche uns für etwa 1000 m unser Ziel nicht sehen ließ. Hauptmann v. Oertzen mit seinen Leuten ritt links, ich mit meiner Begleitung rechts; noch etwas rechts vorwärts von mir lag ein Dorf. Als ich im Galopp über die mich vom vermeintlichen Gegner trennende Gelände-Welle ritt, fiel dicht hinter mir mein Hornist vom Pferde und gleich darauf stürzte ein anderer Mann und wurde ein Stück geschleift, so daß ich einen Augenblick glaubte, von den rechts vorwärts am Dorfrande versammelten Chinesen beschossen zu werden. Als ich aber gleich darauf über die Höhe war, was sah ich? Eine große Herde von Pferden, Maultieren und Rindvieh, welche entweder die Bevölkerung der gesamten Umgegend oder aber Räuber hier zusammengetrieben hatten. Wir haben dies nicht feststellen können, weil wir keinen Dolmetscher hatten, aber nie habe ich wieder eine so große Herde von Vieh gesehen, welche für jene unruhigen Zeiten etwas ganz ungewöhnliches in dieser Gegend war. Wir haben nachher herzlich über dieses wunderbare Abenteuer gelacht, waren aber doch zuerst nicht wenig böse wegen der getäuschten Hoffnungen und des langen vergeblichen Weges. Nach diesem Zwischenfall ging der Marsch weiter auf Ning-ho-hsiën.

Vor den Toren dieser Stadt empfing uns der Mandarine, begleitet von jener Schar von Adjutanten, Schreibern, Strebern, Schustern und Schmarotzern, welche sich stets im Gefolge eines

„großen Mannes“ zu befinden pflegt. Der Chih-hsiën reichte einem jedem von uns zur Begrüßung die Hand, und dasselbe versuchte nach ihm die ganze begleitende Gesellschaft, bei mir aber ohne Erfolg. Ich grüßte höflich, winkte im übrigen aber ab und dankte für weitere Vertraulichkeiten. Denn diese Leute, welche sich ihrem eigenen Herrn nur unter vielfachen Verbeugungen und Knixen, und womöglich gar auf dem Bauche kriechend nahen, sind nur zu sehr geneigt, plump-vertraulich und unverschämt zu werden, wenn man ihnen Freiheiten gestattet, welche sie sich bei ihrem eigenen Herrn nie erlauben würden, und die, wie ihr feines Gefühl in solchen Sachen ihnen sagt, sich auch bei uns nicht schicken. Sie versuchten dann gewöhnlich, die Kolonne herunter zu gehen und unter Grinsen und Lächeln ihre Händedrücke bei den Mannschaften anzubringen; aber auch diese fühlten bald heraus, weß' Geistes Kinder sie vor sich hatten, und winkten höflich ab. Ich habe übrigens schon aus Gesundheitsrücksichten nie einem Chinesen die Hand gegeben, der nicht mindestens den Kristall-Knopf auf seinem Hute trug.

Auf Einladung des Chih-hsiën von Ning-ho beschloß Hauptmann v. Oertzen mit seiner Kolonne in der Stadt Ortsunterkunft zu beziehen. Alles ging schnell und glatt: die Quartiere waren bereits verteilt und ein Teil der angeforderten Lebensmittel herbeigebracht worden, als Major Hoffmann erschien, alarmieren ließ und die unverzügliche Räumung von Ning-ho-hsiën befahl. Der Grund hierfür war die beabsichtigte bessere Konzentrierung des Detachements, aber das Erscheinen eines anglo-indischen Offiziers in Ning-ho-hsiën und dessen Prätentionen waren offenbar nicht ohne Einfluß auf diesen Räumungs-Befehl. Nun begann eine etwa 12 km lange Irrfahrt der Kolonne Oertzen; das ihr zugeteilte Quartier war entweder nicht genau angegeben oder falsch verstanden worden, genug, die Kolonne geriet auf einen unrichtigen Weg, zweimal — bei Mai-tschóu-tschwang und Kiang-kwang-kóu — mußte das blanke Eis des Tschau-ho überschritten werden, und bei scharfem Schneegestöber und völliger Dunkelheit kam die Kolonne bei Pang-tóu-ku um 8 Uhr 15 Minuten abends ins Quartier. Hier befand sich seit etwa einer Stunde Leutnant Richrath mit seinen Leuten, hatte aber auch für die Kompagnie nicht viel vorbereiten können. Die Einwohner waren geflohen oder wollten wenigstens bei Nacht nicht öffnen, einen Ueberblick über das Ganze zu gewinnen und die besseren Häuser auszusuchen, war mir in der Dunkelheit und bei der Kürze der noch bleibenden Zeit auch nicht möglich, und so drängte ich denn alles auf eine kurze Straße zusammen und ließ hier die Häuser mit Gewalt öffnen, wo dies nicht freiwillig geschah. Alle Anordnungen und Einteilungen für die Nacht

wurden schnell getroffen, Fleisch, Kaffee und Zucker ausgegeben, und die Leute dann zur Ruhe entlassen. Ob aber Alle noch die Geduld gehabt haben, sich Rindfleisch zu kochen oder zu braten, möchte ich bezweifeln.

Als ich alles erledigt hatte, fand ich, daß meine Burschen noch nicht einmal ein Quartier für mich hatten finden können. So zog ich denn in einen anderen Teil des Dorfes und fand hier ein leidliches Unterkommen, wenn auch nur mit Gewalt. Als ich dann beim düsteren Schein eines Lichtstummels mit einer Büchse halb gar gekochter Rehse'scher Konserven in meinem kalten Raume saß, überdachte ich den verflossenen Tag und fragte mich, wie wohl



Sammelplatz der Kolonne Nicolai

ein gewandter Freischaren-Führer heute mit uns hätte umspringen können. Die feindlichen Banden hatten sich sicherlich nach dem unangenehmen Zusammenstoß mit Plewig und Koethe zerstreut und waren wieder friedliche Bürger und Kulis geworden, aber falsche Meldungen, falsche Beobachtungen, falsche Wege und schließlich auch noch falsches Wetter — denn den „Chinakennern“ ging dieser dritte große Schneefall ganz gegen den Strich — hatten uns derartig zerpflückt, daß jeder einzelne unserer 5 Teile die leichte Beute eines gewandten Gegners hätte werden können.

Bis jetzt waren wir noch keinen Tag vor Dunkelheit ins Quartier gekommen, am Morgen in der Frühe ging es wieder weiter, zunächst zum Stabs-Quartier, und wir sangen mit dem chinesischen Dichter: „Ach, ein Soldat im Marsch gen Osten, hat keinen Morgen Ruhezeit.“[6])

Vor dem Stabs-Quartier wurden zunächst mehrere Chinesen kriegsrechtlich erschossen, die einen Unteroffizier der Kompagnie v. Lüneschloß überfallen und fast erwürgt hatten. Dann trennte sich das Detachement, und Hauptmann v. Oertzen erhielt Befehl nach Hwang-tsun zu marschieren. Dies geschah über Kiang-kwang-kóu, wo wir am vergangenen Abend zum zweiten Mal über das Eis gegangen waren.

In Hwang-tsun hatten wir sehr gute Quartiere und kamen heute auch so früh zur Ruhe, daß ich mir bei einem Pferde- und Mannschafts-Appell meine beiden Züge gründlich ansehen konnte. Es war alles in besserer Verfassung als ich erwartet hatte. Einige der Pferde hatten leider aus den schon erwähnten Gründen Druckschäden davongetragen, waren sonst aber gesund und besonders frisch auf den Beinen. Die beiden Züge haben während dieser Expedition kein Pferd verloren und auch keine Gelegenheit gehabt, ein minderwertiges Tier gegen ein besseres einzutauschen. Auch die Mannschaften hatten diese drei Tage vorzüglich überstanden, obwohl sie meistens ebenso wenig gewöhnt waren, 9 bis 12 Stunden zu reiten, wie die Pferde es waren, so lange unter dem Sattel zu gehen.

Am Abend dieses Tages waren wir Offiziere gemütlich beim Hauptmann v. Oertzen zusammen, welcher im Leihhause sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Hier lernte ich zum erstenmal eine Erfindung kennen, die vielfach dem Leutnant v. Kotze zugeschrieben wurde, nämlich das Einheizen durch Branntwein. Die Chinesen machen andere Ansprüche an das Leben und die häusliche Gemütlichkeit als wir, und ihre beiden Arten sich das Zimmer warm zu machen, sind nach unseren Begriffen höchst primitiv. Die gewöhnliche Art ist das Einheizen der Kangs entweder vom Kochherd aus oder durch besondere kleine Heizlöcher, die in der Stube unter dem Kang angebracht sind. Das Heizmaterial ist ausnahmslos Kauliangstroh, von dem ein Kuli mit größter Seelenruhe einen Halm nach dem anderen hineinsteckt. Diese Heizung teilt nun dem Kang, auf welchem sich ja der größte Teil des Familienlebens abspielt, eine leichte Wärme mit, die Zimmerluft aber, oder gar der Fußboden werden nicht erwärmt. Eine Eigentümlichkeit der Heizung vom Feuerherd ist die, daß sie erst nach einigen Stunden im Kang wirksam wird.

In unserer Hand war der Verlauf nun fast regelmäßig folgender: wenn wir abends hungrig und müde ein Quartier gefunden hatten, wenn die Pferde besorgt und sonst das Nötigste erledigt war, dann hieß es vor allen Dingen für den knurrenden Magen das Essen zu kochen. Die Chinesen-Kessel wurden gescheuert und Jungens und Kulis zur Arbeit herbeigeholt; dann hieß es: „Kuli, quai-quai!“ mit

einer bezeichnenden Stopfbewegung, und der Chinese stopfte und heizte ein, daß es die auf eine solche Hitze nicht eingerichtete Heizvorrichtung kaum ertragen konnte. War das Essen verzehrt, dann wickelte ich mich auf dem Kang ein so warm wie es ging und habe nicht selten einen meiner Burschen dicht neben mir schlafen lassen, damit wir uns gegenseitig wärmer erhielten. Nach zwei Stunden eines wirklich verdienten Schlafes plötzliches Erwachen durch Hitze und Schweiß! Der Kang hat jetzt die Hitze aus dem Feuerherd erhalten und verbrennt dem ahnungslos Schlummernden fast den Rücken und benachbarte Körperteile. In den entfernteren Ecken des Zimmers ist es dagegen so kalt, daß man den Atem sehen kann, denn Fenster, Decke und Tür lassen andauernd kalte Luft ein, und der steinerne Fußboden wird überhaupt nie warm. Dies ist die eine Art der chinesischen Heizung; die andere ist nur zu berüchtigt geworden durch die Unglücksfälle, die sie verursacht hat: die Heizung durch Kohlenkugeln. Diese betrübenden Fälle ereigneten sich häufiger als man denkt, denn nur die schlimmsten sind bekannt geworden; auch Plewig ist einmal vergiftet durch Kohlengase besinnungslos herausgetragen worden.

Für die moderne Heizung nun wurde Kauliang-Schnaps, Samschu, in größere Schüsseln gegossen, ein Lappen als Docht in die Flüssigkeit hineingelegt und dieser dann angezündet. In weniger als fünf Minuten war in dem Raume eine Hitze, wie in einem überheizten Eisenbahn-Abteil. Es wurde häufig sogar als Nachteil empfunden, daß die Erwärmung zu schnell und zu heftig eintrat, und außerdem kam ein scharfer, beißender Geruch in die Luft, den nicht alle Augen ertragen konnten. Aber man nahm dies gern in den Kauf für die gemütliche, fast heimatliche Stubenwärme, und wurden Hitze und Geruch zu arg, dann fuhr einer, der in der Nähe saß, mit der Faust durchs Papierfenster und ließ frische Luft hinein. War es genug der kühlen Luft, dann kam auf einen Pfiff mit nachfolgendem „quai-quai" der „Glaser" mit einem Bogen Papier und Kleister herein, und der Schaden war in einem Augenblick wieder ausgebessert.

Wie schon erwähnt, haben die Chinesen ganz andere Begriffe von Gemütlichkeit wie wir: wird es kalt im Zimmer, dann ziehen sie sich wärmer an. Die Atlasschuhe werden Sammetschuhe und zuletzt mit Pelz gefütterte Stiefel; Unterkleider kennt der Chinese nicht, aber er zieht so lange einen Anzug über den anderen, bis es ihm warm genug ist, und alle Klassen der Bevölkerung machen starken Gebrauch von Pelzen. Der Kuli aber, der keinen Pelz erschwingen kann, hat Rock und Hose derartig wattiert, daß Lanze und aufgepflanztes Seitengewehr schwer hindurchgehen, und eine schwache

10*

Kugel machtlos wird. Schon im 9. Jahrhundert fiel den arabischen Reisenden diese Sitte der Chinesen auf. „Im Winter," berichtet Soleyman, „ziehen sie sich zwei, drei, vier, fünf Hosen an, soweit ihnen ihre Mittel dies gestatten." [7])

Aber nicht nur mit der Jahreszeit, sondern auch mit der Tageszeit wechseln sie, denn selbst an sehr kalten Tagen hat unter den Breiten von Tschili die Mittagssonne doch eine stark erwärmende Wirkung. Sechs Jacken übereinander hat de Groot am Morgen beobachtet, und nicht selten, sagt er, sieht man, daß ein solcher korpulenter Chinese im Laufe des Vormittags und Mittags immer magerer und magerer wird, von 3 Uhr nachmittags an aber wieder anfängt an Umfang zuzunehmen, bis daß er am Abend wieder so korpulent ist wie des Morgens. [8]) Am schnurrigsten sehen die kleinen Chinesenjungens aus, welche im strengen Winter rund wie Kugeln sind. Ich habe einmal zum Spaß einen solchen Bengel hinlegen lassen, weil ich wirklich glaubte, das Wiederaufstehen müsse ihm schwer fallen; wie ein Gummiball sprang der kleine Mann aber auf und lief unter unserem Gelächter davon wie ein Wiesel.

Sehr niedliche und kleidsame Winterstücke der Chinesen sind die Pelzkappen und die Ohrenwärmer. Diese letzteren werden auf die Ohren aufgesetzt, sind mit Pelz gefüttert und außen durch Stickerei, zuweilen auch mit einem kleinen Spiegel verziert.

Hier in Hwang-tsun fand sich am Abend der berittene Musketier Kleydzinski mit zwei von meinen Leuten von der Kolonne Nikolai mit Meldungen ein; während der Nacht blieb er bei uns und erreichte am nächsten Tage nach einem gewandten Ritt in unbekanntem Gelände über Pai-tschwang und Pa-ku-tse den Detachementsführer.

Die Gegend, welche wir jetzt durchzogen, hatte verhältnismäßig wenig von den Schrecknissen des Krieges gespürt, aber die Furcht vor den fremden Truppen war überall die gleiche. Näherte sich ein Streifkorps einem Dorfe, so konnte man schon von weitem sehen, wie Weiber und Kinder in dichten Zügen den Ort verließen und sich in der voraussichtlich sichersten Richtung in die Felder oder in das Nachbardorf begaben. Kam man schnell heran, so konnte man noch die Nachzügler dieses Zuges von humpelnden und schwankenden Frauen und Mädchen sehen, welchen nicht selten in der Angst und Hast, nachzukommen, ihre verkrüppelten Füßchen versagten, sodaß sie hinfielen. Während die Frauen und Mädchen der Mandschus ihre natürlichen Füße haben, werden die der Chinesinnen bekanntlich durch andauerndes Bandagieren klein erhalten und verkrüppeln. Dies verleiht ihnen beim Gehen einen unsicheren wackelnden Gang, den die Chinesen poetisch mit dem sanften Neigen von Weidenruthen vergleichen, durch

die der Wind säuselt. Für unser Gefühl ist in diesem Gang aber absolut nichts poetisches, und man kann von einer wandelnden chinesischen Schönen nicht sagen wie Milton von Eva, daß Grazie in allen ihren Schritten ist. Man bekommt eine sehr deutliche Vorstellung von der Art dieses Ganges, wenn man eine Person vor sich nur auf den Hacken gehen läßt, wobei die Ballen den Boden nicht berühren dürfen. Beim Gehen schwingen sie dazu die Arme, etwa so wie Knaben der Volksschulen beim Schlittschuhlaufen, während ältere Frauen als Stütze einen Stock führen oder sich auf die Schulter eines Enkelkindes lehnen. Für Tennisspielen und Schlittschuhlaufen sind diese kleinen Füße natürlich gänzlich ungeeignet. Radfahren ist dagegen möglich, und in Schang-hai soll man hie und da den Anblick radelnder Chinesinnen haben.

Die Chinesen nennen diese kleinen Füße die „goldenen Lilien," eine Benennung, welche Schaalje nach chinesischer Quelle auf eine Begebenheit aus den Jahrhunderten vor Christi Geburt zurückführt; dies kann aber nicht stimmen, denn es ist jetzt festgestellt, daß die Sitte der kleinen Füße gar nicht so sehr alt ist, sondern erst im 10. Jahrhundert unserer Zeitrechnung eingeführt wurde.[9])

Im übrigen sehen die jungen chinesischen Damen — bemalt mit Puder, Augenbrauen-Tusche und roter Schminke, angetan mit grüner oder rosa Seide und im aufgetürmten Haar mit Kämmen und Zieraten versehen — etwa so aus wie die Wachsköpfe in den Schaufenstern unserer Haarkünstler. Die bejahrteren Semester dagegen sehen meistens greisenhaft aus und älter, glaube ich, als sie es ihren Jahren nach wirklich sind; häufig sind sie kahl. Dies bezieht sich aber nur auf die älteren Frauen auf dem Lande und in den Arbeiterklassen, wo hartes Schaffen seine Spuren zurückgelassen hat. Von Frauen der mittleren und besseren Klassen habe ich nicht viel gesehen; sie sollen sich ebenso gut „konservieren" wie unsere Frauen und nicht so früh verblühen wie die meisten Orientalinnen.

Die Chinesen machen keine Sklavinnen aus ihren Frauen und Töchtern, sondern räumen ihnen eine nach unseren Begriffen zwar tiefe, aber immer noch höhere Stellung ein, als es die alten Griechen taten und die meisten Orientalen heute tun. Es gibt einige Unterrichtsbücher für Mädchen und Frauen, und eine leichte, für die ihnen zufallenden Aufgaben hinreichende Kenntnis der Schriftsprache soll unter ihnen weiter verbreitet sein, als im allgemeinen angenommen wird. Der bei weitem größte Teil aller chinesischen Mädchen und Frauen ist aber der Schrift unkundig.

Die Domäne der chinesischen Frau ist das Innere des Hauses; hier ist ihr Einfluß groß, häufig unbeschränkt und nicht selten tyran-

nisch.[10]) Im öffentlichen Leben spielt das chinesische Weib keine Rolle, aber eine Amazone, eine Art Jeanne d'Arc, zur Zeit der letzten Ming-Herrscher, die jetzt herrschende Kaiserin-Witwe Tse-Hsi und die schon erwähnten beiden Boxer-Königinnen beweisen, daß es auch Ausnahmen gibt.[11])

In Gegenden, wo die Kompagnie schon einmal gewesen war, und die Chinesen aus Erfahrung wußten, daß ihnen und ihren Frauen nichts Böses geschah, brachten sie vor dem Einrücken der Truppen die ganze Weiblichkeit des Ortes in ein Haus zusammen und schickten dann die Dorfältesten mit der Bitte zu mir, diese Anordnung zu billigen und die Sicherheit für das Haus zu übernehmen. War dies Haus so gelegen, daß ein Posten seine Bewachung mit übernehmen konnte, dann hieß ich ihre Anordnung gut; war das Gebäude aber ganz abgelegen, dann mußten sie ein anderes in der Nähe des Wagenparks aussuchen und mit dem ganzen schönen Geschlecht hierher umziehen. Der Doppelposten bewachte dann unsere Wagen und gleichzeitig die Matronen und Dorfschönen. Ein solcher Umzug war hochinteressant, und geradezu erstaunlich war es zu sehen, welche Mengen von menschlichen Wesen, vom neugeborenen Kinde an bis zur Greisin, in einem engen Raume gesessen hatten, und in was für Buden man sie nun wieder für die Nacht einsperrte. Sie müssen geradezu übereinander gesessen haben, wie Hühner und Enten im Marktkorbe. Ich habe aber nie wieder hineingesehen, nachdem ich einmal leichtsinniger Weise meine Nase in einen solchen leergemachten Stall gesteckt hatte.

Ueberhaupt, von dem „süßduftenden Zimmer" hinter dem „buntbemalten Türschirm", von dem die chinesischen Romane so viel erzählen, haben wir in Tschili nicht viel gemerkt. Die Frauengemächer waren im Gegenteil immer die übelriechendsten, und die erste Handlung der Burschen bei der Besitzergreifung eines solchen Raumes war, daß sie mit den Fäusten ein paar Mal durch die Fenster fuhren, um frische Luft hineinzulassen. Wenn ich dann nach einer halben oder dreiviertel Stunde von meinem Dienstgange bei der Kompagnie nach Hause kam, dann war der Koffer ausgepackt, die Stube gesäubert und gelüftet, und der „Glaser" hatte schon wieder neue „Scheiben" eingesetzt.

Etwas Fensterglas wird für den Gebrauch der Chinesen eingeführt, aber aus Furcht vor Dieben, die dann in das Haus hineinsehen können, und wegen der mancherlei guten Eigenschaften des koreanischen Papiers benutzen sie dieses Glas meist nur in Gestalt eines Guckloches von etwa 10 cm im Quadrat. Hinter diesem pflegt die Frau des Hauses zu sitzen und den Hof und das Treiben des Hausgesindes zu beobachten.

Ist nach der Straße hinaus ein Fenster, so befindet es sich oben unter dem Dach; sonst befindet sich hier nur die Haustür, die Flügeltür, mên oder mön, mit den beiden in Form von Bilderbogen aufgeklebten, nie fehlenden Türgöttern Schintu und Yuhlui.

Am 23. Januar marschierte die Kolonne Oertzen selbständig auf Han-kóu, an der Straße Tien-tsin—Yang-tsun gelegen, weiter. Die Frühstücks- und Tränkpause machten wir bei Mai-tschwang, bekannt in dieser Gegend für seine Schnaps-Brennereien.

Der chinesische Branntwein scheint so alt zu schein wie die chinesische Kultur; um 2200 v. Chr. soll er erfunden worden sein, und Alle, die uns über China Nachricht gegeben haben, der arabische Reisende des 9. Jahrhunderts, Marco Polo, Odoric, die ersten portugiesischen und holländischen Reisenden, die Jesuiten-Missionare, die holländischen und englischen Gesandtschaften — Alle haben etwas über den chinesischen Branntwein zu sagen. Die Chinesen ihrerseits scheinen sich nicht weniger für die Branntwein-Verhältnisse ihrer Nachbarn interessiert zu haben; in den chinesischen Beschreibungen der vielen Inseln und Reiche des malayischen Archipels fehlt fast nirgends eine Angabe in diesem Sinne.[12]) Die Chinesen nennen ihre gebrannten Getränke „Wein", während die erst im zweiten Jahrh. v. Chr. von West-Asien aus eingeführte Weinrebe nur in ganz geringem Umfange zur Bereitung eines wirklichen Weines herangezogen wird. Die geringen Sorten werden aus Kauliang gebrannt, die guten aus Reis, nur der gute zwei bis dreimal destillierte Reisbranntwein heißt eigentlich Samschu. Samschu ist also Arrac. Den besten Ruf genießt der „Wein" aus Schau-hsing-fu in der Provinz Tsche-kiang. Solchen guten chinesischen Wein haben wir oft bei Gastmählern getrunken; er schmeckt etwa wie schaler Ungarwein.

Trunkenheit ist in China im allgemeinen kein Laster, das sich auf der Straße zeigt; aber als Laster ist es deswegen doch vorhanden, nur beschränkt es sich mehr auf das Innere der Häuser. Will man Vergleiche machen, so fallen sie sehr zu Gunsten von China aus, denn Trunkheit als Laster beschränkt sich auf die wohlhabenden Gesellschaftsklassen und erstreckt sich in keiner Weise in so ausgedehntem Masse auf die breiten Volkschichten, wie z. B. in England, Nord-Amerika und bei uns. In den besseren Kreisen ist aber, wie gesagt, die Trunkenheit nichts Seltenes: in dem schon mehrfach erwähnten Roman „Das geblümte Briefpapier" endigt keines der verschiedenen kleinen Familienfeste ohne einen Rausch der Teilnehmer. Geschichte und Dichtkunst haben viel über Trunkenheit und ihre Folgen zu sagen, und zu ihrer Einschränkung und zur Erhaltung des Anstandes hatte man schon von Alters her eine Art Trink-Komment bei Tisch eingeführt.[13])

Für den auch auf dem Lande nicht unbeträchtlichen Konsum zeugen die wohlgefüllten mit Deckel und Schöpflöffel versehenen großen Gefäße, welche in den Kaufläden unmittelbar hinter dem Ladentisch zu stehen pflegen. Auf unsere Leute übten diese Gefäße natürlich auch ihre Anziehungskraft aus, und wenn es sich vereinigen ließ, legte ich mein Stabs-Quartier in einen solchen Kaufladen, um so den Zugang zu verlegen. Der Rest der gebrannten Kauliang-Frucht war gewöhnlich auf den Höfen von Brennereien und Kaufläden in großen Haufen angesammelt; die Chinesen verwenden ihn als Schweine-Futtter.

Han-kóu, unser nächstes Quartier, liegt nur etwa 10 km von Yang-tsun entfernt, und war mir von hier aus bekannt; es war, wie alle Ortschaften zwischen Tien-tsin und Yang-tsun ein totaler Trümmerhaufen und hatte sich auch noch nicht im geringsten erholt. Von den rund fünfzig meist schlechten Quartieren, die ich in der Ebene von Tschili kennen gelernt habe, war das von Han-kóu, glaube ich, das allerschlechteste. Es gibt eine nicht kleine Klasse von Leuten in unserer Armee, welche so zu sagen grundsätzlich im Manöver über ihr Quartier schimpfen und welche der Schrecken eines ängstlichen Fourier-Offiziers sind. Diesen Herren hätte ich gern einmal eine Probenacht in einem unserer üblichen Quartiere gegönnt, damit sie erkennen, wie gut sie es haben, selbst in Westpreußen und im Westerwald.

Am 24. Januar rückten wir wieder in Tsien-tsin ein, und Leutnant Plewig mit seinen Leuten kam nach ein paar Stunden ebenfalls an. Bassewitz und Jobst empfingen uns, und nachdem das Dienstliche erledigt war, setzten wir uns in die Wohnung des braven Jobst und tranken eine gute Pulle auf die erste Expedition der Berittenen Kompagnie.

Die Einrichtungs-Arbeiten waren inzwischen unter Leitung des Oberleutnants von Bassewitz rüstig vorgeschritten, und besonders die Vollendung der Stallungen des zweiten Zuges erfreute mich sehr.

Seit dem 17. Januar hatte die Kompagnie für den Bahnschutz täglich zwei Patrouillen zu je drei Mann zu stellen, von denen immer die eine nach Pei-tsang, die andere nach Kün-liang-tschöng und zurück zu reiten hatte.

Wir waren gerade noch zurecht gekommen, um den Geburtstag des Allerhöchsten Kriegshern mit feiern zu helfen. Am Morgen des 27. Januar fand Feldgottesdienst bei den Reishäusern in Tien-tsin statt und dann Parade zu Fuß. Das Kaiser-Hoch brachte Exzellenz von Lessel aus. Wenn die Tiefe der Herzlichkeit den Maßstab abgibt für die Aussicht auf Erhöhrung guter Wünsche, dann haben die zwanzigtausend treuen Soldaten-Herzen und Kehlen in Ost-Asien an diesem Tage vielleicht mehr erwirkt, als Hunderttausende in der Heimat.

Nach dem Festessen im Kasino fand die Feier in der Kompagnie statt. Der neugebaute Stall der 2. Korporalschaft war als Festsaal eingerichtet, Oefen, Tische und Bänke waren hineingestellt worden und selbst eine kleine Bühne war in einer Ecke entstanden. Daß die 150 Mann der Kompagnie hineingingen, war wirklich ein Wunder; es war furchtbar eng, aber dafür wenigstens warm. Von der Expedition war einiges Schlachtvieh mitgebracht worden, und die Mannschaften hatten reichlich zu essen, zu trinken und zu rauchen. Unter den Besuchern, welche unsere Festvorstellung erfreuten, befand sich auch der Mandarine von Pau-ti-hsiën, welcher in Begleitung von Major Auwärter kam. Der Chih-hsiën rauchte mit Behagen eine echte Cigarre und hatte eine große Freude an den Aufführungen und lustigen Vorträgen. Er hatte sich gerade an diesem Tage in Tien-tsin eingefunden, um Höflichkeits-Besuche zu machen, und konnte schließlich nicht abgewiesen werden. So kam es denn, daß er zum Schluß sogar an der Festtafel im Kasino Platz genommen hatte. Wie jeder gebildete Chinese unter ähnlichen Umständen, benahm er sich sehr formvoll und fand sich mit dem einem Chinesen eigenen Taktgefühl bald in die Lage. Man hatte für den Festsaal nur ein ganz kleines unbedeutendes Bild des Allerhöchsten Geburtstagskindes auftreiben können, aber es war umkränzt und hing am Ehrenplatz. Als Major Auwärter dem Mandarinen sagen ließ, daß dies das Bild des Deutschen Kaisers sei, dessen Geburtstag heute gefeiert werde, erhob er sich von seinem Sitz, nahm den Hut ab und machte eine tiefe Verbeugung gegen das Bild. Die Bewegung war anmutig, natürlich und würdevoll. Weniger formvoll benahm sich dagegen sein Begleiter, der Dolmetscher; er hatte sich recht bald bezecht und fiel unangenehm auf.

Die Kompagnie blieb vergnügt und kameradschaftlich bis spät in die Nacht hinein zusammen, und ich glaube, daß von allen Kaisers-Geburtstagsfeierlichkeiten, welche Angehörige der Berittenen Kompagnie mitgemacht haben oder noch mitmachen werden, keine so lange und so angenehm im Gedächtnis haften wird als die Feier im engen Stall zu Tien-tsin-Dorf.

Am Nachmittag des nächsten Tages hatte die Kompagnie Besichtigung durch den Brigade-Führer, Oberst v. Rohrscheidt, welcher die in Zug-Kolonne auf dem kleinen Platze bei Tien-tsin-Dorf aufgestellte Kompagnie heute zum ersten Mal geschlossen sah und mit einem freudig erwiderten „Guten Morgen, Reiter!“ begrüßte. Oberst v. Rohrscheidt sah sich Mann und Pferd genau an, ließ einzeln vorbeireiten und sich eine Entwickelung zum Gefecht zeigen. Nach dem Einrücken der Kompagnie wurden Quartiere und Stallungen besichtigt.

Wenn auch selbstverständlich nach so kurzem Bestehen bei der Kompagnie noch manches unfertig war, so war doch zu unserer Freude Oberst v. Rohrscheidt mit ihrem Zustand zufrieden.

Bis jetzt war ich eigentlich nur dienstlich und flüchtig nach Tien-tsin hineingekommen; nun aber, als die Kompagnie allmählich in ein richtiges Geleise kam, fand sich dann und wann freie Zeit, um das Leben und Treiben in einer chinesischen Großstadt näher zu betrachten.

Die Fähigkeit chinesischer Städte sich nach Zerstörung und Desaster schnell wieder zu erholen, ist oft bemerkt worden. Die



Die deutsche Post in Tien-tsin

Taiping-Kriege und der große Mohammedaner-Aufstand liefern manche Beispiele. In Tien-tsin war es jetzt ähnlich, und manche Gegenden, die ich seit drei Monaten nicht gesehen hatte, waren gar nicht wieder zu erkennen. Das hauptsächlichste Baumaterial in den Städten, die ungebrannten Ziegel, p'i genannt, sind bald beschafft, in ganz kurzer Zeit wächst die Mauer empor, und ein Geschäftsladen ist schnell eingerichtet. Andererseits trugen zur Veränderung des Aussehens der Chinesenstadt auch sehr viel die Abräumungsarbeiten bei, welche einige der Verbündeten, besonders die Japaner, im großen Stil ausführten. Ueberall herrschte strenge polizeiliche Ordnung; es bestand eine deutsche Polizei in Tien-tsin-Europäerstadt und eine zweite in Tien-tsin-Dorf. Da in letzterem ausschließlich deutsche

Truppen lagen, so hatte es einen mehr deutschen Anstrich als der schon etwas internationale Teil der Europäerstadt.

Unter den Polizei-Bestimmungen in Tien-tsin-Dorf war auch die, daß jeder deutsche Offizier von den Chinesen durch Hutabnehmen gegrüßt werden mußte. Wurde dies versäumt, so hatte der Sünder auf der chinesischen Polizei 25 Hiebe mit dem Bambus zu gewärtigen. Die Chinesen kannten uns bald Alle, und für die wichtigeren Persönlichkeiten hatten sie nach orientalischer Art einen bezeichnenden Beinamen. Diese „Verfügung über Ehrenbezeugungen"



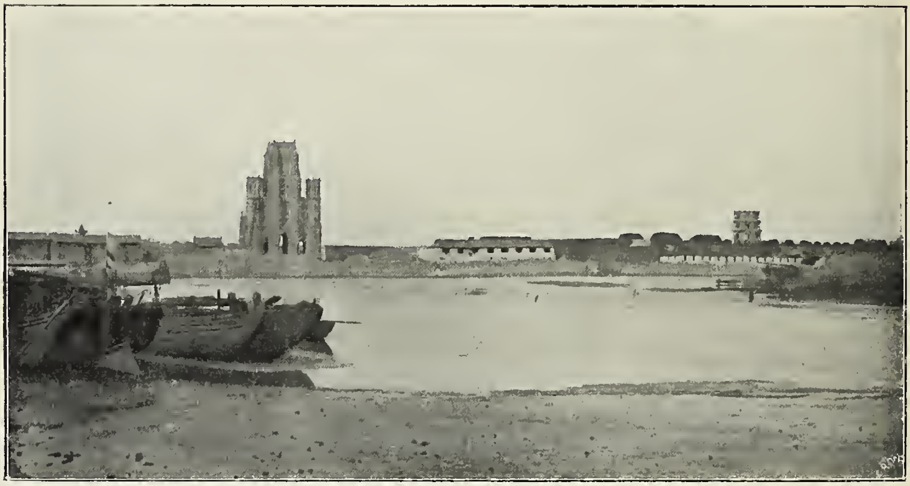
Die Kompagnie-Tränke, vom Schwarzen Fort aus gesehen

verschaffte einem Stabsoffizier in Tien-tsin-Dorf den seinigen. Er hielt streng darauf, daß ihm kein Chinesengruß entging, und versäumte Jemand die Ehrenbezeugung, dann rief er dem Missetäter ein strenges „Kai mau-sa!" d. i. „Hut ab!" zu, unter Umständen mit einer kleinen Nachhilfe. Das merkten sich die Chinesen, und er hieß bei ihnen von nun an stets „Major Kaimausa", „Major Hutab" oder, wie mir mein mit den deutschen Dienstgraden noch wenig bewanderter Dolmetscher Teng übersetzte: „Sergeant Off with the hat". Es erinnert mich dies an eine Geschichte, die Ibn-Batuta von einem Kadi in Aegypten erzählt. Dieser Kadi hatte die öffentlichen Almosen für arme Reisende zu verwalten, kam aber ein solch' bedürftiger Mann

mit der Bitte um Hilfe zu ihm, dann pflegte er zu sagen „Hàcel-matemm", d. i. „Nichts mehr da". Davon erhielt er bis zu seinem Lebensende den Namen Hàcelmatemm, „Kadi Nichtsmehrda".[14])

Die englischen Besatzungstruppen nach dem Opium-Kriege wurden von den Chinesen allgemein „A-says" genannt; es kam dies daher, daß die englischen Soldaten — wie ja auch sonst viele ungebildete Engländer — die schlechte Angewohnheit haben, unaufhörlich „I say" zwischen ihre Worte einzuschieben. Dies fiel den Chinesen auf, und daher die Benennung.

Im Sommer tragen übrigens die Chinesen für gewöhnlich keine Hüte, sondern laufen in der prallen Sonne mit unbedecktem Kopfe



Ruinen der Kathedrale und des Schwarzen Forts

herum und schützen höchsten durch einen darüber gehaltenen Fächer den abrasierten Vorderkopf. Durch Hutabnehmen konnten sie nun also nicht grüßen; hatten sie aber den Zopf aufgewunden, so mußten sie ihn herunterlassen oder doch wenigstens den Griff dazu machen. Hing der Zopf herunter, dann pflegten sie durch Anlegen der rechten Hand an die Kopfhaut zu grüßen.

Wenn die Kompagnie nicht auf Expedition abwesend war, so war der Dienst des Tages im allgemeinen stets derselbe. Morgens, mittags und abends wurden die Pferde zum Tränken geführt und dann gefüttert. Die Beaufsichtigung dieses Dienstes lag dem Vize-Feldwebel Magath ob. Er ließ die Korporalschaften antreten, und diese rückten dann für sich geschlossen, und unter allen Umständen im Schritt, zur Tränke ab. Unsere Tränke und Schwemme befand sich

am Pei-ho, gerade gegenüber dem „Schwarzen Fort“. Es war ein sehr hübscher Platz. Zur Linken sieht man die Einmündung des Kaiser-Kanals, und hier liegt, etwa 400 m von der Schwemme entfernt, die Ruine der Kathedrale von Tien-tsin. Es ist dies der Schauplatz des berüchtigten Massacres von Tien-tsin am 21. Juni 1870, und nachdem die schöne neue Kathedrale erst 1897 eingeweiht worden war, hatten Flammen und menschliches Zerstörungswerk sie jetzt wieder übel zugerichtet. Das „Schwarze Fort“ wird von den Franzosen auch „Fort de la Boucle“ genannt, und in der Tat gleichen die Windungen, welche Fluß und Kaiser-Kanal an dieser Stelle gemeinsam beschreiben, genau der Schnalle einer preußischen Drillich-



Die Kompagnie-Tränke am Pei-ho

hose. Auch das „Schwarze Fort“ war eine Ruine, und seine einst schlanke Pagode sah nach dem Brand und Einsturz am 11. Juli dem Turme einer zerstörten Ritterburg ähnlich.

Waren die Pferde morgens gefüttert, dann wurden sie geputzt und zum Morgenritt fertig gemacht.

Da die Kompagnie dem Kommandierenden General jederzeit frisch zur Verfügung stehen mußte, und auch in der Tat mehrfach alarmiert worden ist, so konnte ich keine Uebungen machen, durch welche die Kompagnie stark angestrengt und über weite Geländestrecken zerstreut wurde. Die Hauptsache war, daß Mannschaft und Pferde, ohne überanstrengt zu werden, im nötigen Atem blieben und frisch und vorbereitet waren für die ihnen jeden Augenblick bevorstehenden großen Märsche. Ein Drittel von der ganzen Zeit ihres

Bestehens ist die Kompagnie auf Expeditionen außerhalb gewesen, und dies war die beste Schule für alle Zweige des ihr zufallenden Dienstes. Die beiden täglich zu stellenden Bahn-Patrouillen mußten sich vor dem Abreiten und nach der Rückkehr stets persönlich bei mir melden, und dies war für die Kompagnie eine weitere praktische und theoretische Lehre im Patrouillendienst.

So wurden denn keine großen Uebungen mit roten und gelben Flaggen gemacht, sondern die Kompagnie machte jeden Tag — den Sonntag nicht ausgenommen, wenn es für die Pferde notwendig erschien — einen Ausritt, welcher hie und da mit Exerzieren und Gefechts-Entwickelungen verbunden wurde.

Das geeignetste Gelände für uns lag am Ostarsenal, und hier unterschieden wir „die große Schleife“ und „die kleine Schleife“. Zunächst wurde die etwa 1500 m lange Strecke vom Quartier bis zum Bahnhof im Schritt zurückgelegt, und dann die folgenden 1800 m über die Gefechtsfelder der heftigen Kämpfe vom 18. Juni, 3. und 11. Juli im Trab. Die Tongruben-Eisenbahn und das Tor durch die Lehmumwallung zwangen zu einem Schrittreiten von etwa 400 m. Dann kam ein langer Trab von 4400 m, und hierauf ein Halt zum Nachsatteln. Die Kompagnie blieb hierbei in der Kolonne zu Zweien auf dem Wege stehen, und ich ging dann entlang und sah mir jeden Mann und jedes Pferd an. Nach dem Halt wurde eine Strecke von etwa 1000 m geführt, und dann brachte uns der zweite lange Trab von 3500 m über das Angriffsfeld der Kompagnien Gené und v. Knobelsdorff wieder zur Lehmumwallung zurück. Der Heimritt war von hier an wieder genau wie der Ausritt. Dies war die „große Schleife“; von ihren rund 16 km wurden $11^1/_2$ im Trab zurückgelegt und gaben den Pferden genügend, aber auch nicht zu viel Arbeit. Die „kleine Schleife“ war um 4 km kürzer.

Mittags hielt ich gewöhnlich einen Appell ab, und nach dem Essen war Pferdeputzen, Arbeits- und innerer Dienst. Viel Last hatte die Kompagnie mit dem Empfang der Verpflegung, denn alles mußte aus dem 4 km entfernten deutschen Lager geholt werden, und zwar auf chinesischen Karren. Die 12 Maultiere der Kompagnie hatten daher an den Empfangstagen schwere Arbeit. Wenn dann der Dienst des Tages beendigt war, die Pferde im Stall ihr Futter kauten, die Wagen auf dem Stallhof hübsch ausgerichtet, die Höfe gefegt waren, wenn die Leute sich mit ihrer Abendkost und ihrer Rotwein-Ration in die Quartiere zerstreut hatten, dann pflegte ich noch einmal allein durch alle Ställe zu gehen. Ueberall herrschte Frieden und Ordnung, und ich hatte das schöne Gefühl, einen nicht nutzlosen Tag der Arbeit hinter mir, und ein paar angenehme Stunden im Kasino vor mir zu haben.



Antreten der Berittenen Kompagnie zum Pferde-Bewegen

Ja, diese Stunden im Kasino des II. Bataillons waren wirklich angenehm. Ich hatte mich ihm mit meinen Offizieren angeschlossen, weil die meisten von uns ursprünglich von diesem Bataillon stammten, und keiner von uns hat je diese Wahl zu bereuen gehabt.

Der Kommandeur, Major Auwärter, besaß ein ganz besonderes Talent da, wo er der Aelteste war, zu organisieren, und er hat es verstanden, ein gemütliches, leistungsfähiges Kasino zu schaffen, und darin einen Ton zu erhalten, der stets liebevoll, kameradschaftlich, wohlwollend und frei von Kleinigkeiten und Kommiß war. Besonders glücklich war man auch in der Wahl des Kasino-Offiziers, Oberleutnant

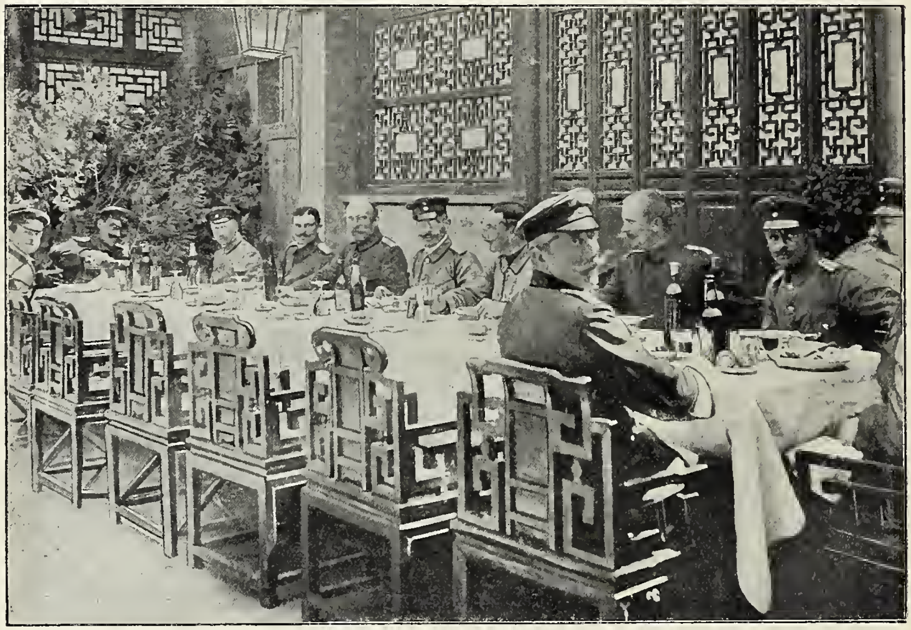


Eingang zum Kasino des II. Bataillons

Kraehe, gewesen, und als dieser Anfang Januar die 7. Kompagnie übernahm, erhielt er einen guten Nachfolger. Ich glaube, alle Beteiligten werden oft und gern an die schönen Stunden zurückdenken, die sie an den Winterabenden im Kasino des II. Bataillons verlebt haben, und werden dem Kommandeur, Major Auwärter, ein dankbares Herz bewahren. Wenn ein Geburtstag gefeiert wurde, wenn die Kapelle uns erfreute oder Klavier gespielt wurde, wenn Brandt mit Begeisterung das Lied von der schönen Jugendzeit sang, und wenn der „alte Kraehe", nachdem das Lied beendigt und der Refrain verklungen war, noch einmal mit leuchtenden Augen anhub: „Und nun zum allerletzten Mal: schön ist die Jugendzeit, sie kehrt nicht mehr!" —, dann fühlten wir uns glücklich im fernen China. Wir waren harmlos und bescheiden vergnügt, und kein Mißton, kein

störendes Element hat je in diesen Wintermonaten unsere Gemütlichkeit und Kameradschaft beeinträchtigt.

Am 8. Februar fand auf dem Platze nördlich der Rennbahn Tien-tsin eine Vorparade vor Generalleutnant v. Lessel statt; die Kompagnie stand im zweiten Treffen zwischen der 4. Schwadron vom Reiter-Regiment und der Berittenen Kompagnie 6. Regiments. Parademärsche wurden in Zug-Kolonne, und zwar einmal im Schritt und einmal im Trabe gemacht. Der Parade am nächsten Vormittag vor dem Herrn



Auf dem Kasino-Hof des II. Bataillons

v. Klitzing Kraehe Hönemann Weeber Reichel v. Brandt Plewig Junkermann Jobst Friederici v. Bassewitz

General-Feldmarschall schloß sich eine kurze Gefechts-Entwickelung an, welche durch einen Sandsturm sehr zu leiden hatte. Die ganze Begebenheit, die Truppenzahl, die Parade, die Gefechts-Entwickelung, das in Massen hinausgeströmte und gern geduldete Publikum, erinnerten mich außerordentlich an jenen alljährlich wiederkehrenden Tag, wo der Kommandierende General Graf Waldersee die Truppen von Harburg, Wandsbek, Hamburg, Altona und Bahrenfeld zusammen zu ziehen pflegte, um die „Frühjahrs-Parade des IX. Armee-Korps“ abzuhalten. Nur konnten wir uns dort bei den Gefechts-Uebungen auf den schönen Rasen des Luruper Platzes hinlegen, hier aber krochen wir

zwischen Chinesen-Gräbern umher, und der Sturm füllte uns Augen, Nasen und Ohren mit „Menschenleibern, zu Erde verwandelt“.

Durch Tagesbefehl vom 10. Februar, gerichtet an Generalleutnant v. Lessel, gab der General-Feldmarschall seiner Befriedigung Ausdruck über alles, was er bei seiner Besichtigungsreise gesehen hatte, und sprach seine volle Anerkennung über die bisherigen Leistungen der deutschen Truppen aus.

In diesen Tagen erhielt die Kompagnie den Dolmetscher Teng-teh-i zugewiesen; er erhielt in Tien-tsin und nächster Umgebung einen täglichen Sold von $1^1/_2$ Dollar, also 3,15 M. nach damaligem Kurs, und außerhalb von Tien-tsin, also auf Expeditionen, 2 Dollars, außerdem freie Verpflegung und Unterkommen. Teng sprach leidlich gut englisch, doch mußte man sich erst an seine Aussprache gewöhnen. Auch etwas Kenntnis der deutschen Sprache wurde ihm nachgesagt, diese war aber mehr wie unbedeutend. Teng hat der Kompagnie sehr gute Dienste geleistet. Er hatte manche Fehler der Chinesen, aber viele gute Eigenschaften; er besaß eine gute Erziehung und Bildung, war äußerst formvoll und taktvoll, und war allen körperlichen Anstrengungen gewachsen. Er hat mich nie im Stich gelassen und nicht ein einziges Mal auf einen falschen Weg geführt. Waren wir in Unsicherheit über die Richtung, dann galoppierte er Kilometer weit ins Land hinein, bis er einen Landsmann fand, um bei diesem den richtigen Weg festzustellen. Er trat auch für seine Landsleute ein, obwohl ich im übrigen sicher bin, daß er nach chinesischer Art auf deren Kosten nie zu kurz gekommen ist. Hiergegen war aber absolut nichts zu machen; denn einmal merkte man es meistens nicht, und dann steckt das „squeezing“, das Erpressen oder Abnötigen im Vertrauen auf eine hinterstehende Macht, so in den chinesischen Verhältnissen, daß es vergebliche Arbeit sein würde, hiergegen ankämpfen zu wollen.

Um diese Zeit wurden auch die täglichen Zulagen für die Unteroffiziere auf eine Mark, für Gefreite auf 75 Pfennig, und für Gemeine auf 60 Pfennig erhöht. Es geschah dies besonders um die Verluste zu decken, die sie durch den schlechten Stand des Silbers erlitten, ein Stand der durch die ungeheuren Silberbestellungen unserer eigenen Verwaltung mit hervorgerufen worden war.

Im übrigen muß auch hier wieder gesagt werden, was schon bei Besprechung der Verpflegung erwähnt wurde, daß wir außerordentlich gut gestellt waren, und daß ein Jeder vom Expeditions-Korps dankbar sein mußte und auch dankbar war für die auf uns verwendete Sorge und Freigebigkeit.

11*

Gleichzeitig mit der Erhöhung der Gebührnisse der Unteroffiziere und Mannschaften fand aber eine Herabminderung der Gebührnisse unserer Ponies statt, welchen der Hafer entzogen wurde und dafür Gerste, Mais oder Kauliang geliefert werden sollte. In der Tat war aber für die Folge von Mais gar nichts und von Gerste nur hin und wieder etwas zu sehen, so daß die Ration von jetzt an im allgemeinen aus Kauliang bestand. Es hatte dies an und für sich nichts auf sich, legte uns aber im höheren Maße die Verpflichtung auf, während der anstrengenden Streifzüge dafür Sorge zu tragen, daß unsere Pferde ganz besonders gut verpflegt wurden.

Ich habe „Chinakenner" reden hören, als wenn es gänzlich ohne Einfluß auf die Leistungsfähigkeit der chinesischen Ponies wäre, ob man ihnen gar nichts oder alle und jede beliebige Nahrung gäbe. Allerdings, wenn man die Angaben glaubwürdiger Gewährsmänner übersieht, so möchte man fast annehmen, daß das Pferd ein Allesfresser sei. Die Araber der Lybischen Wüste gaben ihren Pferden keine andere Nahrung als zweimal täglich Kamelsmilch, und zur Zeit der Behenwurzeln auch von diesen; hierdurch erhielten sie sie stark und flüchtig.[15]) In einigen Teilen Arabiens erhalten die Pferde neben Gerste regelmäßig Datteln, gebratenes und gekochtes Fleisch,[16]) gekochte und rohe Fische.[17]) Ebenso wurden die Pferde von gewissen Kelten und von Pfahlbauern eines Sees in Päonien mit Fischen gefüttert, und die Oriter, Gedrosier und Ichthyophagen, d. h. Bewohner der Küste vom Indus bis zur Straße von Ormuz, sowie einige Küsten-Abessinier fütterten dieselbe Nahrung.[18])

In Lydien beobachtete man, daß die Pferde Schlangen vertilgten wie die Schweine in Nord-Amerika,[19]) und an der Süd- und Koromandel-Küste von Ostindien wurden sie mit gekochtem Fleisch und Reis gefüttert, sowie mit dem besonders zubereiteten und gewürzten Fleisch gekochter Hammelköpfe.[20])

Angesichts solcher Angaben erscheint in der griechischen Sage von den Pferden des Diomedes nichts unwahrscheinliches: Die Rosse des thrakischen Königs Diomedes waren so wild und stark, daß sie mit dicken Ketten angebunden werden mußten. Ihre Nahrung war Menschenfleisch, und es war eine der Arbeiten des Herakles, diese wilden Bestien zu bezwingen und zum Könige Eurysthenes zu bringen. Johann Ludwig Burckhardt, einer der ausgezeichnetsten Kenner des Morgenlandes, erzählt, daß Pferde durch andauernden Genuß von Fleisch äußerst wild und unbändig werden.[21])

Wenn somit das Pferd tatsächlich fähig erscheint, die verschiedenartigste Nahrung zu sich zu nehmen, so beweist doch die Erfahrung und hat es uns in China immer wieder bewiesen, daß Tiere,

welche andauernd große Arbeit leisten sollen, die Nahrung haben müssen, die ihnen von der Natur bestimmt ist. Das Pferd ist nun ein Pflanzenfresser, und da die saftigen Gräser und Kräuter der heimatlichen mongolischen Steppen im angebauten China nicht vorhanden sind, so muß eine andere Pflanzennahrung an ihre Stelle treten. Das ist aber im Kriege für das Soldatenpferd Körnerfutter, welches im kleinsten Raume den meisten Pflanzennährstoff enthält. Denn wollte man den erforderlichen Nährwert durch Kauliang- und Bohnenstroh schaffen, dann müßte man es in solchen Massen hineinfuttern, daß das Pferd für den Truppendienst unbrauchbar werden würde.

Die Kaiserlich chinesischen Postpferde erhalten ihre Ration zum größten Teil in Stroh; 15 bis 20 Pfund Stroh stehen ihnen täglich zu und außerdem eine kleine Ration gekochter Bohnen (leao). „Die Kunst, das leao gut zu kochen, ist eine besonders geschätzte Eigenschaft beim Stallknecht, weil dieses Futter, wenn es schlecht zubereitet, dasselbe für die Pferde ist, was ein schlecht gesäuertes oder nicht gares Brot für den Menschen." Welch ein unkriegsgemäßes Futter! Wo soll der Führer einer berittenen Kompagnie täglich 30 Zentner Stroh hernehmen, wann sollen die Pferde diese Masse von Pflanzenstoff zu sich nehmen und verdauen, und wer hat im Kriege immer die Zeit, ein so gefährliches Futter zu kochen wie das leao?

Wir haben daher unseren Pferden auf den Streifzügen Mais gegeben, soviel sie nur wollten, und wir und unsere Tiere haben sich gut dabei gestanden. Von allen Expeditionen, welche nicht außergewöhnliche Marschleistungen verlangten, die bei gutem Futter im Durchschnitt nicht mehr wie 45 bis 50 Kilometer täglich erforderten, kamen die Pferde runder zurück als sie ausgerückt waren. Im übrigen sind schlecht genährte Pferde auch bei den Chinesen in schlechter Verfassung und ihre Leistungen sind minderwertig,[22]) und manches elende Geschöpf wurde in unserer Pflege, bei gutem Futter, sachgemäßem Training und endlich fester Arbeit überhaupt erst zu einem Pferde.

Wenn die „Chinakenner" weiter behaupten, der chinesische Pony bedürfe keiner Pflege und Wartung, und wenn sie dabei auf das überall sichtbare Beispiel der Chinesen hinweisen, so haben sie nur insofern Recht, als die Chinesen in der Tat auf ihre Pferde wenig Sorge verwenden. Sie unterlassen dies aber nach der gewöhnlichen chinesischen Art, obwohl sie ganz genau wissen, daß ein gut gepflegtes Pferd besseres leistet. Man lese nur die Stelle aus dem chinesischen Militär-Klassiker Ou-tse über Pferdepflege. Nichts ist darin enthalten, was nicht auch ohne weiteres in die Instruktion

für ein deutsches Kavallerie-Regiment aufgenommen werden könnte, und den Gipfelpunkt bildet der Satz: „Es ist besser, daß die Leute leiden, als ihre Pferde.“ Aehnliche Anweisungen, nur kürzer gefaßt, finden sich in dem Se-ma-fa.[23])

Am Abend des 11. Februar erhielt ich den Befehl, die ganze Kompagnie zum 13. für eine längere Expedition bereit zu machen.

Am nächsten Tage fanden die nötigen Vorbereitungen statt, Absonderung eines kleinen Wach-Kommandos, welches unter Befehl des Feldwebels Voigt zurückblieb, Pferde-Musterung, und Regelung der Verpflegung. Bei letzterer trat insofern eine Neuerung ein, als so viel Hefe mitgenommen werden sollte, um drei mal für das ganze Detachement Brot backen zu können. Als Bagage gingen bei der Kompagnie sechs Karren, mein eigener und ein Offizier-Wagen mit; geführt wurde die Bagage bei fast allen Expeditionen vom Fourier-Unteroffizier Bolnei. Am Vormittag fand Befehlsempfang in Tien-tsin beim Detachements-Führer Major de la Terrasse statt. Die Expedition ging nach Süden, und als Sammelplatz des Detachements für den nächsten Morgen wurde die Brücke südlich Pa-li-tai bestimmt. Diese liegt 6½ km vom Quartier der Kompagnie entfernt und war die einzige Brücke, die in der ganzen Gegend südlich und südwestlich von Tien-tsin vorhanden war. Um zu diesem Sammelplatz zu gelangen, mußte die Kompagnie zunächt über die Tung-fu-kiau (östl. Schiffsbrücke) gehen, dann an der Südmauer der ummauerten Stadt entlang nach dem Südtor marschieren, und von hier über das Gefechtsfeld vom 13. Juli zum Westarsenal. Dann ging es durch das Südttor der Lehmumwallung auf einem 2 km langen Damme nach Pa-li-tai.

Das Detachement de la Terasse bestand aus Infanterie, berittener Infanterie, Kavallerie und Artillerie.

Der Stab bildete selbst eine kleine Truppe für sich. Beim Detachements-Führer ritten Leutnant Kolshorn als Adjutant und Leutnant v. Kleist als Ordonnanz-Offizier. Ferner gehörten zum Stabe: Major Nicolai, Adjutant beim Korps-Kommando, Oberleutnant von Beczwarzowsky, der „Chef des Stabes“, und Oberleutnant Uhlig, der „Ober-Quartiermeister“; hierzu kamen Assistenzarzt Dr. Busch, zwei Unteroffiziere und 16 Gemeine. Zu diesem Stab mußte die Berittene Kompagnie noch einen ständigen Koch für den Unter-Stab und eine ständige Ordonnanz für die Offizier-Messe kommandieren, so daß der Detachements-Stab einen achtungsgebietenden Truppenkörper von 27 Personen darstellte. Der Unter-Stab hat mich manches Mal geärgert, denn er hatte den Trick, nach dem Antreten des Detachements von hinten vorzutraben oder zu galoppieren und auf der Windseite an



Die Tung-fu-Brücke

der ganzen Kolonne entlang zu reiten. Und wir hatten doch schon so wie so durch den andauernden Sandsturm genug zu leiden!

Als Infanterie-Kompagnie ging die sechste vom 5. Regiment unter Hauptmann Müller mit, welcher zu ihren Kompagnie-Offizieren noch Leutnant v. Brandt und Oberarzt Dr. Spiller zugeteilt waren. Die Berittene Kompagnie rückte mit allen Offizieren aus; zugeteilt für die Dauer der Expedition war ihr Roßarzt Fritsch, da in Tien-tsin-Dorf Rotz aufgetreten war, und auch in der Kompagnie ein paar verdächtige Fälle vorgekommen waren. Die 4. Schwadron war mit zwei Unteroffizieren und zehn Reitern unter Leutnant Graf v. Platen-Hallermund beteiligt, und Oberleutnant v. Rosenberg führte einen Zug Feld-Haubitzen.

Der Marsch ging über Kuo-kia-tsun auf Miau-mi-tiën, wo Stab, Artillerie und Infanterie-Kompagnie für die Nacht Quartier bezogen; letztere hatte einen Tagesmarsch von nur 24 Kilometer gehabt. Für die Berittene Kompagnie und die Reiter wurde das von weitem sichtbare und recht ansehnlich erscheinende Hsiau-tiën-tse als Quartier angewiesen. Da es sich aber bei näherer Betrachtung als ein ganz kleines elendes Nest herausstellte, so überließ ich es dem Grafen Platen mit seinen Reitern, für die es genügte, und ritt selbst mit der Kompagnie nach Liang-wang-tschwang am Kaiser-Kanal weiter. Dem Detachements-Führer schickte ich Meldung über diese Aenderung.

Am nächsten Morgen warteten wir die Ankunft des Detachements ab und hatten dann nur noch einen gemeinsamen Marsch von 14 km bis zum nächsten Quartier. Wir waren aber noch nicht lange marschiert, als der zwischen Kavallerie-Spitze und Berittener Kompagnie reitende Detachements-Stab von einem Dorfe am Kaiser-Kanal beschossen wurde. Die Kompagnie wurde sofort vorgezogen und erhielt den Befehl gegen das Dorf vorzugehen. Ich schickte den an der Spitze reitenden 3. Zug südlich umfassend gegen den Südwest-Ausgang des Dorfes vor, während der dann folgende 4. Zug unmittelbar gegen den Nordost-Ausgang des Ortes los ging. Oberleutnant v. Bassewitz folgte mit den anderen beiden Zügen dem 3. Zuge. Der Zug Jobst, bei dem ich ritt, hatte das Dorf Tung-kia-tsun bald erreicht, aus dem man schon von weitem die Bewohner in wilder Hast fliehen sah. Wir galoppierten die menschenleere Dorfstraße bis an den Westausgang herunter, ohne daß ein Schuß auf uns abgegeben worden wäre.

Hier am Ausgang, dicht am Damm des Kaiser-Kanals lag ein kleiner Tempel, und gerade als wir hier anlangten, sah ich wie ein besser gekleideter Chinese über die hintere Tempelmauer steigen

wollte, um den Kanal-Damm zu erreichen. Leutnant Jobst und ein paar Mann waren sofort von den Pferden und brachten ihn mir; es war der zweite Obmann des Ortes. Den dritten faßten wir auch sogleich, aber dem Ortsvorsteher und dem größten Teile der Dorfbewohner, und unter ihnen wahrscheinlich auch den Boxern, welche geschossen hatten, war es gelungen über den gefrorenen Kanal zu entkommen.

Der Kanal fließt hier zwischen sehr hohen Dämmen, während die Ebene zu allen Seiten tief unter seinem Wasserspiegel liegt. Von der Höhe der Kanaldämme sah man die flüchtigen Bewohner in wilder Hast in nordwestlicher Richtung davoneilen. Es war klar, sie hatten ein sehr böses Gewissen, denn von unserer Seite war auch nicht das geringste geschehen, um sie zur Flucht zu treiben. Da aber die Ausreißer offenbar ohne Waffen waren, so konnte ich nicht hinterher schießen lassen, und ein Nachreiten war ebenso zwecklos wie ermüdend bei dem schlechten, gefrorenen Gelände. Ich ließ daher durch Leutnant Jobst mit einigen seiner Leute diesen Teil des Dorfes auf Waffen untersuchen und einiges Rindvieh in Beschlag legen. Inzwischen war auch Leutnant Richrath mit seinem Zuge und Oberleutnant v. Bassewitz mit dem Rest der Kompagnie am Südwest-Ausgange des Dorfes eingetroffen, und da keine Waffen gefunden worden waren und ich ohne Befehl weiter nichts gegen das Dorf unternehmen wollte, so beschloß ich, mit meinen Gefangenen zum Detachements-Führer zurückzureiten. Als dem zweiten Bürgermeister ein Handpferd zum Besteigen vorgeführt wurde, behauptete dieser gewandte Turner der Tempelmauer, nicht reiten zu können. Ich aber ließ ihn auf das Pferd setzen und zwischen zwei Musketieren in die Mitte nehmen, und so ging es ausgezeichnet.

Kaum waren wir aber angetrabt, als schreiend und weinend ein junger Chinese nachgelaufen kam und sich vor mir niederwarf. Wie Teng mir seine Worte übersetzte, behauptete er ein Christ zu sein, dessen Anverwandte schon von den Bewohnern des Dorfes unter Martern niedergemacht worden seien und der für sich nun ein gleiches Schicksal erwarte. Er behauptete, alle Dorfbewohner seien Boxer, wie denn in der Tat diese ganze Gegend um Tu-liu-tschönn herum in einem sehr üblen Ruf stand. Ich nahm diesen Chinesen, der in wirklicher Todesangst zu sein schien, ebenfalls zum Detachements-Führer mit und übergab ihm die Gefangenen mit der Meldung über meine Verrichtung.

Major de la Terasse beschloß, es mit dem Geschehenen bewenden zu lassen und nach Tsing-hai-hsiën weiterzumarschieren. Die von mir eingebrachten Chinesen wurden mitgenommen, was aus ihnen aber später geworden ist, weiß ich nicht.

In der Gegend zwischen Tien-tsin und Tu-liu-tschönn laufen Kaiser-Kanal, Hsia-hsi-ho und Schang-hsi-ho in geringer Entfernung neben einander her, sind teils durch Kanäle mit einander verbunden und machen das Bild der Gegend höchst verworren. Es is immer ein berüchtigter Schlupfwinkel von Boxern und Räubern gewesen, die alle Wege und Stege kannten, und denen hier schlecht beizukommen war. Vielleicht wäre es gut gewesen, wenn sie bei dieser Gelegenheit einen tüchtigen Denkzettel erhalten hätten.

Der Kaiser-Kanal, mit dem die Kompagnie von jetzt an oft und für längere Zeit in Beziehung treten sollte, bestand schon zum größten Teil vor dem Mongolen-Einfall. Von Kubilai-Káan, welchem zuweilen sein Bau zugeschrieben worden ist, wurde er nur vertieft und verlängert. Marco Polo hat die durch ihn ermöglichte gute Wasserverbindung gerühmt, und alle Gesandtschaften in früherer Zeit, mögen es nun Holländer, Engländer oder asiatische Fürsten und Häuptlinge von den Suda-Inseln und dem Sulu-Archipel gewesen sein, haben auf ihm den Zutritt zur Kaiserstadt Peking erreicht. Der Kaiser-Kanal beginnt bei Peking am Tore Tung-piën, bei der Ta-tung-Brücke, als ein breiter, tiefer Abfluß. Die Europäer nennen ihn den Tung-tschóu-Kanal, aber sein chinesischer Name ist Tung-hui-ho oder Yü-ho. Das letztere heißt „Kaiserlicher Fluß“, und hiervon ist der Name entnommen, der im deutschen für ihn üblich ist, „Kaiser-Kanal“. Außer dem erwähnten kurzen Stück hat er aber sonst ganz andere Namen, und der Chinese wird unter Yü-ho, „Kaiser-Kanal“, nie den ganzen langen Kanal verstehen, wie wir dies tun. Er heißt sonst noch Tschah-ho, Schleusen-Fluß, oder Yün-ho und Yün-liang-ho, Fluß für den Korntransport. An anderen Stellen führt er auch den Namen der alten Flußbette, die er eingenommen hat; so heißt er auf der uns bekannten Strecke Wei-ho, oder wie die alten Holländer es schreiben, Guei.

In dieser ganzen Gegend ist der Kanal ein Dammfluß, sein Niveau befindet sich über der umgebenden Ebene, und die großen Erdhaufen, welche sich auf dem Kanalrande hier fast durchgängig befinden und an die Steinhaufen unserer Chausseen erinnern, liefern das Material zur Ausbesserung und Verhinderung eines Dammbruchs.

Tsing-hai-hsiën sieht von weitem, von außen und von innen, genau so aus wie alle übrigen Provinzial-Städte dieser Gegend. Man sieht nicht schlanke Kirchtürme, Kuppeln oder Fabrikschornsteine, aber man sieht hohe Mauern mit überragenden Toren, die Spitzen einiger Pagoden, Flaggenstangen und vielleicht auch einiger öffentlicher Gebäude, und so machen diese Städte aus der Ferne doch einen gewissen Eindruck. Kommt man aber hinein, so sieht man

überall Schmutz, Verfall, Ruinen. Wie schon erwähnt, sind alle Städte ummauert, gerade wie bei uns zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Das Wort „Stadt" im Chinesischen bedeutet geradezu „ummauerter Ort", und das Fehlen von Mauern um größere Plätze, wie bei Yangtsun und dem noch oft zu nennenden Tan-quan-tún, gestattet die Annahme, daß der Ort sich erst in jüngerer Zeit zu seiner Bedeutung emporgearbeitet hat.

In vielen ummauerten Städten befinden sich große brachliegende Landflächen. Die Städte waren entweder auf Zuwachs angelegt oder diese Plätze absichtlich frei gelassen worden, um im Fall eines Krieges den von außen hereinströmenden Landleuten Raum zu gewähren und während einer Belagerung Korn und Gemüse bauen zu können; oder endlich die Stadt ist in ihrer Bedeutung gesunken, ganze Quartiere sind im Laufe der Zeiten verschwunden und nur die umfassenden Mauern sind stehen geblieben. Ich glaube, bei Tsing-hai ist letzteres z. T. der Fall. Solche großen freigelassenen Plätze innerhalb der Umfassungsmauern findet man nämlich nicht oder weniger bei Städten, deren ausgedehnte und reiche Vorstädte eine gedeihliche Weiterentwickelung anzeigen. Tsing-hai hat aber nur eine kleine und sehr unbedeutende Vorstadt, während es vor 240 Jahren nach Angabe von Nieuhof „eine treffliche und große Vorstadt" besaß.[24])

Tsing-hai ist offenbar eine niedergehende Stadt, und zwar seit der Zeit der Taiping-Kriege, welche innerhalb eines Zeitraums von 15 Jahren dem chinesischen Reiche 20 Millionen Menschen gekostet haben. Im Jahre 1853 machten die Taipings ihren berühmten, viel zu wenig bekannten Zug gegen Peking, welcher in sehr scharfer und deutlicher Form gezeigt hat, was der Chinese als Soldat zu leisten vermag. Sie drangen bis Tu-liu-tschönn und Tsing-hai vor, und vom Oktober 1853 bis zum Februar 1854 hat ein großer Heerhaufen der Taipings in Tsing-hai zugebracht. Dies muß der Stadt einen nicht leicht zu überwindenden Schaden gebracht haben.[25])

In den Gesandschaftsberichten wird sie oft erwähnt, wenn gleich die gebrauchten Namen sehr verschieden aussehen, wie: Cinchai, Chinchay — das „chay" ist genau die holländische Wiedergabe von hai — Single, Shing-shi-heen.

Die Unterbringung in Tsing-hai war gut und bequem, und wir haben stets genau dieselben Quartiere bezogen, so oft wir wieder in die Stadt gekommen sind. Wir hatten überhaupt alle Veranlassung, während der Dauer der Expedition mit dem „Ober-Quartiermeister", Oberleutnant Uhlig, zufrieden zu sein. Er kannte sehr bald die Bedürfnisse der so verschiedenartigen Truppenteile des kleinen Detachements, lernte mit den Chinesen umzugehen und mit Festig-

keit die berechtigten Forderungen durchzusetzen, und auf diese Weise ging es immer am besten. In den ersten Tagen einer neuen Expeditions-Führung begab ich mich aber stets persönlich zum Lebensmittel-Empfang, um für meine Leute nach dem Rechten zu sehen, und bei einem wenig energischen Fourier-Offizier bin ich gezwungen gewesen, dies bis zum letzten Tage der Expedition zu tun.

Die Chinesen haben, wie schon erwähnt, eine sehr geringe Meinung von ihren eigenen Truppen, und die schlechtesten Schuppen und das minderwertigste Essen ist für sie gut genug. Diese ihnen einge-



Götzen im Tempel

wurzelten Begriffe übertrugen sie natürlich auch auf uns, und wenn sie uns wirklich besser behandeln wollten, so hatten sie schließlich keine Ahnung, was ein gesunder deutscher Soldaten-Magen verlangt. Der ist nicht mit Reis und Tee zufrieden, sondern er verlangt Fleisch. Auch glaube ich bei ihnen einen höchst unsympathischen Gedankengang wiedergefunden zu haben, den man hin und wieder in unserer guten deutschen Heimat antrifft, wo für die Offiziere auf der Gutstafel Sekt und Kaviar steht, während man für die Kompagnie ein minderwertiges zusammengekochtes Gemengsel für gut genug hält.

Der Empfang der Lebensmittel fand meistens auf dem Yamen statt, welches sich in Tsing-hai in der Nähe der großen unbebauten Stelle befand, und ebenso schmutzig und verfallen war wie die meisten

seinesgleichen. Auch sonst ist in Tsing-hai ebensowenig zu sehen wie in jeder anderen Provinzialstadt. Ein paar verfallene und bestaubte Tempel mit gräßlichen Götzen darin, hie und da ein Pagode oder Dagoba, d. h. Denkmal für einen Priester; ein Pai-lao, oder Ehrenbogen über der Straße, und schließlich das interessante Drängen und Treiben auf den Gassen; das sind die Hauptsehenswürdigkeiten. Im übrigen sind die Straßen eintönig. Das häusliche Leben des Chinesen spielt sich vollkommen nach innen zu ab; kein Fenster oder Balkon, nur die Verkaufsläden gehen auf die Straße hinaus. Wo auch diese fehlen, zeigen die Häuser glatte, schmucklose Mauern mit einer stets geschlossenen Tür. Aehnlich bauten die Römer, und in der Tat erinnern gut erhaltene Straßenteile in Pompeji nicht unbeträchtlich an China. Aber auch bei uns findet man in den mauerumsäumten Gassen manches rheinischen oder lothringischen Wein-Städtchens Aehnlichkeit mit einer chinesischen Straße. Wenn man z. B. vom Bahnhofe Eltville quer durch die Stadt nach der Haltestelle der Dampfschiffe geht, so trifft man in der Ellenbogengasse auf eine Stelle, die — abgesehen von der Steinpflasterung und dem nahen Kirchturm — sehr gut in Tientsin-Dorf oder Tsing-hai hinein passen würde.

Unsere Offizier-Küche, welche bei der Expedition Hoffmann ganz elend gewesen war, hatte erheblich gelernt, und arbeitete von jetzt an ausgezeichnet. Diesmal standen ihr Leutnant Richrath und Roßarzt Fritsch vor. Später ging das Küchen-Departement vollständig in die Hände des ersteren über, und er hat es in einer ganz ausgezeichneten Weise verstanden, für unser leibliches Wohl zu sorgen. Und dies ist ein äußerst wichtiger Punkt in Zeiten, die so viel Unruhe, Unbequemlichkeiten und andauernde Anstrengungen mit sich bringen.

Besonders glücklich waren wir auch in der Wahl unseres Kochs, des Musketiers Hornig. In Tien-tsin versah er die Obliegenheiten des ersten Mannschafts-Kochs, auf Expedition aber, wo die Leute für sich allein sorgten, war er Offizier-Koch. Er hatte ein ausgesprochenes Talent für diese Kunst, und seine Eierkuchen waren berühmt. Hornig war ein erstklassiger Feldsoldat: unermüdlich, immer frisch und forsch, ein ausgezeichneter Patrouillen-Reiter und guter Schütze, ein Freund von Scherzen, gutem Essen und Trinken. Er hat sich bei verschiedenen Gelegenheiten ausgezeichnet. Nach Auflösung der Kompagnie ist er leider am Typhus gestorben, und ich hätte diesem braven Soldaten von Herzen die Kriegs-Auszeichnung gegönnt, die er wie so mancher andere wohl verdient hätte, und zu der ich sie eingegeben hatte.

Für die Nacht hatte die Kompagnie einen Doppelposten an das Südtor der Stadtmauer, dicht am Kaiser-Kanal zu stellen. Da der Posten

hier weit von aller Hilfe entfernt stand und einem Handstreich vom übereisten Kanal aus vollständig preisgegeben war, begab ich mich in das Stabs-Quartier, um über diesen Stand der Dinge Vortrag zu halten. Da der Befehl aber aufrecht erhalten wurde, so bat ich, wenigstens den exponierten Posten stärker machen zu dürfen; dies wurde mir überlassen. Ich ließ also den Gefreiten Genschur mit seiner ganzen Korporalschaft aufziehen, von der immer ein Mann zu Fuß und ein Mann zu Pferd eine Stunde Posten stand.

Ich halte es für unmöglich, eine Stadt von der Größe eines Quadratkilometers, deren Mauern zwischen den Toren mit Leichtigkeit



Die Kolonne Müller im Vormarsch auf Tsang

zu erklettern sind, durch ein so kleines Detachement zu sichern. Entweder das Detachement darf in eine solche Stadt nicht hineingehen, oder aber es muß sich innerhalb derselben auf die unmittelbare Sicherung seiner Quartiere beschränken. Dies letztere ist bei der Bauart der chinesischen Straßen und Häuser leicht, und so haben wir es auf allen Expeditionen gemacht. Im Detachements-Stab hat man dies nachher auch eingesehen, denn als wir später wieder in Tsing-hai lagen, fiel der Posten fort, und den Truppenteilen wurde befohlen, ihre Quartiere unmittelbar zu sichern.

Inzwischen war man bei der Führung zu der Einsicht gekommen, daß man mit einem derartigen Marschtempo — 42 km in 48 Stunden — schwerlich einen Erfolg gegen chinesische Truppen haben werde. Das Detachement wurde daher geteilt, und während die Infanterie unter der Führung von Hauptmann Müller langsam auf Tsang vormarschierte,

wollte der Detachements-Führer mit den berittenen Truppen vorauseilen, die Festung umgehen und von Süden fassen.

Am Morgen des 15. Februar trennten wir uns also am Südausgang von Tsing-hai, und Major de la Terrasse ritt mit der Berittenen Kompagnie, den Reitern und der Artillerie über Tan-quan-tun bis Hsing-tsi-tschönn vor. Es wehte ein unangenehmer Sandsturm, aber der Weg war sehr gut, und so wurden die 51 km mit größter Leichtigkeit zurückgelegt. Wir waren jetzt nur noch 12 km von Tsang entfernt, wo Truppen des Generals Meï-Tung-Yi sein sollten. Hsing-tsi ist in Friedenszeiten chinesische Garnison; es ist ein wohlhabender Marktflecken, und das Unterkommen für die Truppen war sehr gut.

Am nächsten Morgen marschierten wir nicht auf Tsang weiter, sondern in der Richtung Ost-Nord-Ost auf Li-tsun-tschönn, um diesem berüchtigten Räubernest einen Besuch abzustatten. Die Entfernung war nicht mehr wie 35 km, aber wir marschierten immer auf Feld- und Nebenwegen und diese waren in einer fürchterlichen Verfassung. Als wir Li-tsun-tschönn in der Ferne liegen sahen, erhielt ich mit meiner Kompagnie den Auftrag, zu beiden Seiten umfassend um das Dorf herumzureiten und den Ost-Ausgang zuzumachen. Ich ritt mit zwei Zügen südlich herum, während Oberleutnant v. Bassewitz mit den anderen beiden Zügen die Nordseite nahm, und Major de la Terrasse mit dem Rest des Detachements direkt auf den Ort zuritt. Wir kamen völlig überraschend, ohne aber schließlich den Leuten etwas übles nachweisen zu können. Mein Dolmetscher Teng sagte mir, daß Li-tsun als Boxer- und Räubernest in der ganzen Gegend bis Tien-tsin hin verrufen sei. Waffen und Pulver wurden von meinen Leuten gefunden, aber der Besitzer der hierdurch verdächtigen Häuser war verschwunden. Der Orts-Vorstand behauptete, es seien Waffen und Munition der Distrikts-Polizei zur Verteidigung gegen Räuber, und man konnte ihm schließlich nicht das Gegenteil nachweisen. Im übrigen war es ein reicher Ort, die Truppen kamen gut unter und hatten Gelegenheit, einige matte Pferde gegen bessere auszutauschen.

Wie in Hsing-tsi, so hatte ich mich auch hier in dem Haupt-Verkaufs- und Schnaps-Laden des Orts einquartiert. Es war ein Laden, den die Chinesen einen „Laden der sechs Haupt-Artikel“ nennen, d. h. ein Laden, in welchem man die sechs Haupt-Bedürfnisse zum Leben kaufen kann, nämlich Reis, Kerzen, Oel, Kauliang-Schnaps, Holz oder Kauliang-Stroh zum Heizen und Kohlen. Natürlich gibt es noch alles das zu kaufen, was man etwa bei uns in einem Krämerladen findet, und das Waren-Magazin meines Wirtes

hinten im Hause war recht interessant. Es war offenbar ein wohlhabendes Haus. Auf dem Hofe befanden sich ganze Haufen von ausgebrannten Kauliang-Resten und vorn am Ladentisch standen zwei wohlgefüllte mächtige Steintöpfe voll Kauliang-Schnaps. Ich schlief in dem kleinen Privatgemach des Kaufmanns neben dem Laden. Hier befanden sich mehrere Swanpans, d. h. chinesische Rechenmaschinen, Geschäftsbücher und Zählkästen für die Käschs. In dem kleinen Raume hinter diesem Komptoir schlief mein Bursche neben ganzen Wagenladungen von aufgereihtem Käsch.

Am 17. Februar marschierten wir in südwestlicher Richtung zunächst 30 km nach Ma-lo-po, wo wir Frühstücks-Pause machten, und



Tsang-tschóu

dann nach Süden zum Kiën-ho. Auf dieser Strecke versagte die Artillerie. Die beiden letzten Tage hatten sie schon stark mitgenommen, und jetzt auf schlechten Wegen kam sie nur noch mit der äußersten Anstrengung mit. Schon vor Ma-lo-po konnte man beobachten, wie die Fahrer ihre Peitschen gebrauchen mußten, um ihre müden Tiere vorwärts zu bringen. So blieb denn dem Detachements-Führer nichts weiter übrig, als die Artillerie auf dem nächsten Wege direkt nach Tsang zu schicken. Ich mußte eine kleine Bedeckung abgeben, und mit ihr marschierte Oberleutnant v. Rosenberg langsam nach dem etwa 10 km in westlicher Richtung gelegenen Tsang. Die Kolonne marschierte auf elenden Wegen nach Süden bis an den Kiën-ho und dann auf dessen Nordrand bis Tsië-ti, 7 km südlich Tsang. Von hier aus rückten wir

nach Norden in diese Stadt, ohne etwas vom Feinde gesehen oder gehört zu haben. Die Tagesleistung war 54 km.

Das Detachement sollte eine doppelte Aufgabe lösen: einmal sollte es das im ganzen östlichen Tschili berüchtigte Boxer- und Räubernest Li-tsun-tschönn überraschen und unter Umständen bestrafen, und zweitens sollte oder wollte es Tsang von Süden aus umfassen, um chinesischen regulären Truppen, welche man dort anwesend glaubte oder hoffte, den Rückzug nach Schantung abzuschneiden. Nur die erste Aufgabe wurde gelöst; die zweite konnte nicht erfüllt werden, weil die wichtigste Vorbedingung hierzu fehlte, nämlich die chinesischen Truppen. Aber selbst wenn Truppenteile des Generals Meï in Tsang gewesen und bis zum 16. Februar morgens noch nicht zurückgegangen wären, dann taten sie es ganz sicherlich jetzt. Denn bei dem vorzüglichen Nachrichtenwesen der Chinesen war man spätestens bis zum 14. Februar in Tsang über die Stärke, Zusammensetzung und Marschrichtung des Detachements genau unterrichtet und wurde von nun an über alle seine Bewegungen andauernd auf dem Laufenden gehalten. Wenn nun 12 km vor Tsang die berittenen Truppen nach Osten abschwenkten, während sich die Infanterie noch einen Tagemarsch zurück auf der Anmarschstraße befand, so mußten die Chinesen diese Bewegung unbedingt als einen Druck auf ihre Rückzugslinie erkennen, und diesem Druck hätten sie sofort nachgegeben, wie sie es stets getan haben.[26]) Sie wären zurückgegangen und hätten 40 km südlich von Tsang gestanden, als Major de la Terrasse 40 km nordöstlich davon stand, und wären an der Grenze von Schantung gewesen, als Major de la Terrasse mit seiner Umgehungs-Kolonne von Süden her in Tsang einrückte. Auch mag nebenbei bemerkt werden, daß den Chinesen überdies jeden Augenblick der Abzug nach Westen über dem zugefrorenen Kaiser-Kanal freistand.

Wir waren jetzt in einer Gegend, über die uns schon der alte Reisende Marco Polo Bericht hinterlassen hat. Von Ho-kiën-fu kam er in drei Tagemärschen zu einer Stadt, die er Cianglu nennt. Pauthier setzt dieses Cianglu 17 Li, also nach seiner Rechnung $7^1/_2$ km, südlich Tsing-hsiën. Nun hat der holländische Reisende Joan Nieuhof, welcher in der Mitte des 17. Jahrhundert im Gefolge der batavischen Gesandtschaft hier durchkam, eine sehr gute Beschreibung dieser Strecke gegeben. Er beschreibt ganz zweifellos unser Tsangtschóu, nennt es aber Sanglo, also fast genau wie das Cianglu von Marco Polo. Etwa 1700 m südlich unseres Tsang an der Westseite des Kanals befindet sich ein Flecken Tschang-lu-tschönn, und dieses, glaube ich, ist das alte Cianglu von Marco Polo, oder wenigstens der übrig gebliebene Name.

Pauthier besaß eine außerordentliche Belesenheit in chinesischen Quellen, aber ihm wird Ungenauigkeit vorgeworfen, und seine Bemerkung an dieser Stelle ist keineswegs klar. Marco Polo sagt ausdrücklich, daß er von Ho-kiën-fu 3 Tage nach Süden geritten ist, um nach Cianglu zu kommen; hätte es aber da gelegen, wo Pauthier angibt, dann hätte er 52 km genau nach Osten reiten müssen. 52 km scheint auch sehr gering für 3 Tagemärsche. Tschang-lu-tschönn liegt dagegen 60 km südöstlich von Ho-kiën, und paßt somit besser für die Richtung und die 3 Tagemärsche. Es kommt noch etwas anderes hinzu: 20 km südöstlich von Tsang-tschóu liegt Kiu-tsang-tschóu, d. h. Alt-Tsang-tschóu, mit einem großen Ruinenfeld, aus welchem sich als einziger Rest ehemaligen Glanzes ein monumentales Pferd erhebt. Liegt da nicht die Annahme nahe, daß sich unser heutiges Tsang auf Kosten von Alt-Tsang und dem benachbarten Cianglu erhoben hat? Zur Zeit von Nieuhof hieß es noch Sanglo; es mag beide Namen gehabt haben, wie mancher chinesische Ort zwei Bezeichnungen hat, und der Name Tsang ist mit der Zeit der gewöhnliche geworden. Zwischen der Zeit von Marco Polo und der von Nieuhof sind zwei große Ereignisse gewesen, welche alte Städte verschwinden und aus ihrer Asche neue haben entstehen lassen: die Austreibung der Mongolen durch die Ming, und der Einbruch der Mandschus. Letzterer hatte allerdings erst wenige Jahre vor der Reise Nieuhof's stattgefunden und dürfte hier nicht in Betracht kommen, denn dieser erwähnt ausdrücklich, daß die Mauern von Tsang-tschóu schon sehr alt waren.[27])

Ich war dreimal in Tsang und hatte mir stets vorgenommen, die kleine Strecke von 20 km nach Alt-Tsang zu reiten, um mir dieses genauer anzusehen. Mein Dienst hat mich aber immer an der Ausführung dieses Planes gehindert, und der protzige, unwissende Bürgermeister von Tsang, mit seinem gekauften Mandarinen-Knopf, konnte mir keine Auskunft über den Zusammenhang geben.

Der Dienst ist es ja überhaupt so oft, der die Offiziere verhindert, sich mit dem Lande näher zu beschäftigen. Mancher, welcher vielleicht die Zeit hierzu hätte, hat keinen Sinn dafür, und allen fehlen schließlich die Vorkenntnisse.

Es ist mir unbekannt, in welchem Umfange von den verbündeten Mächten die günstige Gelegenheit dieses China-Zuges benutzt worden ist, durch Sendung von Gelehrten das so ergiebige, aber zum Teil noch wenig bekannte große Feld, welches China heißt, zu bearbeiten. Man wird sich erinnern, daß die englisch-französische Expedition von 1860 weder für unsere geographischen Kenntnisse, noch sonst in wissenschaftlicher Beziehung von wesentlichen Erfolgen begleitet gewesen ist, und man wird sich andererseits erinnern, welche

12*

epochemachenden Erfolge jene wissenschaftliche Kommission gehabt hat, welche Bonaparte auf seinem Zuge nach Aegypten begleitete. „Im Gefolge des Eroberers Bonaparte," sagt Peschel, „befand sich nicht nur eine Auswahl Akademiker, sondern das französische Heer selbst enthielt in seinem Stab und unter seinen Aerzten so viele wissenschaftliche Berühmtheiten, daß in Kairo eine gelehrte Gesellschaft zusammentreten und zwei Jahre lang tätig arbeiten konnte, als ob das Niltal ein Stück Frankreich gewesen wäre."[28]) Liest man die Korrespondenz Bonaparte's aus diesem Feldzuge, so wird man mit Erstaunen und Bewunderung sehen, wie dieser große Mann inmitten aller Sorge und Arbeit für seine Armee noch die Zeit fand, der Wissenschaft den Weg zu ebnen, und wie er es verstand, aus dieser Wissenschaft unmittelbaren Nutzen für seine Truppen zu ziehen.[29])

Die Kompagnie war sehr gut in der südlichen Vorstadt von Tsang untergebracht, Mannschaften und Pferde lagen bequem und warm, die Bagage hatte einen schönen geräumigen Hof mit dazu gehörigen Häusern und Schuppen, und die Offiziere hatten gute Quartiere für sich und eine angenehme Messe. Die Verpflegung war gut und reichlich.

Ein interessantes Treiben spielte sich stets bei der Bagage ab. Wenn angängig, so erhielt sie einen Hof, eine chinesische Karavanserei, für sich. Hier konnten die Wagen am besten bewacht werden, die Maultiere konnten frei umherlaufen und sich ihrer Leidenschaft, dem Wälzen, hingeben, und die Ausgabe der Lebensmittel und das Schlachten des Viehs fand hier statt. Das Töten der Ochsen erfolgte stets mittelst Karabiner, und zur Vollstreckung fand sich zuweilen ein sportlustiger Offizier oder der Vize-Feldwebel ein. Es macht einen gewissen Eindruck, wenn ein starker Ochse wie vom Blitz erschlagen plötzlich leblos zusammenbricht. Das Ausschlachten besorgte meist der Gefreite Jerke, und auch Hornig fand sich gewöhnlich ein, um zu helfen und ein paar gute Stücke für die Offizier-Messe zurückzulegen. Das Schlachten war stets so geregelt, daß das Fleisch einen bis zwei Tage auf den Wagen mitgeführt wurde, damit die Leute nicht das schlecht genießbare frische Fleisch erhielten.

Ich versuchte in die Kost der Kompagnie möglichst Abwechselung zu bringen: Rindfleisch, ab und zu ein paar Hämmel, Hühner ohne Zahl, Reis, Mehl und Eier für Eierkuchen, bewirkten dies. Kaffee und Zucker wurden immer in genügender Menge mitgenommen, und Tee war stets zu haben. Kaffee entbehren unsere Leute ungern, besonders die Sachsen, Thüringer und

Hannoveraner. Die im Kriege so wichtige Brotfrage[30]) war bei der Kompagnie geregelt, nachdem wir bei der Expedition Hoffmann unsere Erfahrungen gemacht hatten. Wie schon erwähnt, war vor der jetzigen Expedition befohlen worden, genügend Hefe mitzuführen, um dreimal Brot backen zu können. Ich wollte sie eigentlich nicht mitnehmen, aber es war befohlen worden, und wir sollten am Schluß der Expedition einen Bericht über diesen Versuch einreichen. Schon am ersten Marschtage war sie auf unseren offenen Chinesenkarren total erfroren und mußte als unbrauchbar fortgeworfen werden. Der Bericht fiel daher sehr kurz aus. Dagegen findet man in jedem besseren Dorf für geringes Geld ein ausgezeichnetes chinesisches Hefe-Pulver, und an jedem Ruhetage haben wir hiermit ein vorzügliches Brot gebacken.

Ich habe immer darauf gehalten, daß die Bagage gut bespannt war, und ihr Führer, Unteroffizier Bolnei, war die richtige Persönlichkeit, um mich hierin zu unterstützen. Unsere Bagage hat nie versagt, und war sie einmal nicht rechtzeitig zur Stelle, so lag es nur daran, daß sie durch schlecht bespannte Wagen anderer, weniger erfahrener Truppenteile behindert wurde. Die Fahrer lernten es sehr schnell, mit den chinesischen Maultieren richtig umzugehen. Das meiste macht der Chinese durch Zuruf und wenig durch die Peitsche, wie er denn überhaupt im allgemeinen die Tiere gut behandelt. Der chinesische Ruf zum Anziehen ist: „Trr! Trr!" und klingt fast wie unser „Prr! Prr!" d. h. „Halt". Dagegen ruft er „yi! yi!" oder „yü! yü!" wenn er halten will, und dies klingt so ähnlich wie unser „Hü! hü!", der Ruf zum Anfahren; also alles umgekehrt.

Das Anschirren der Tiere, von denen vor jeden Karren mindestens drei gehörten, wollte gelernt sein, und an das ohrenbetäubende Schreien der Maultiere während der Nacht mußte man sich ebenfalls ein wenig gewöhnen. Die Chinesen haben ein gutes Mittel, um das letztere zu verhindern; sie binden dem Esel oder Maultier nämlich während der Nacht einen Ziegelstein an das Schwanzende. Für Tiere, welche am nächsten Tage schwere Arbeit tun sollen, ist dieses Mittel aber sicherlich nicht sehr zuträglich.

Am 18. Februar hatte das ganze nun wieder versammelte Detachement Ruhetag in Tsang. Ich benutzte ihn zu einem eingehenden Pferde-Appell und fand, daß die Pferde in einer besseren Verfassung waren, als ich geglaubt hatte. Einige Druckstellen waren hinhinzu gekommen und einige alte hatten sich verschlechtert, aber alle Pferde waren auf den Beinen in Ordnung, und Roßarzt Fritsch fand kein Anzeichen, das irgendwie auf Rotz schließen ließ.

Die Chinesen begingen das Fest des Neuen Jahres, und zur Feier des Tages hatte der Bürgermeister von Tsang sämtliche Offiziere zu einem großen Essen eingeladen. Da uns aber die Person dieses Bürgermeisters wenig sympathisch war und wir uns zudem ein eigenes Ruhetags-Essen in unserer Messe vorbereitet hatten, so sagten wir ab. Kurz bevor ich mich zu unserem Essen begeben wollte, ließ sich der Bürgermeister bei mir anmelden und erschien, gefolgt von einigen Dienern, welche ein Festessen von mindestens 30 Schüsseln vor mir aufbauten. Als Gegengeschenk gab ich ihm sofort eine Flasche Kognak und eine Flasche Rotwein. Nach seinem Abmarsch schenkte ich das Dîner den Burschen, da diese es aber nicht haben wollten, hat es unser Kuli aufgegessen.

Am nächsten Tage trat das Detachement seinen Rückmarsch nach Norden an. Ueberall in den Dörfern zu beiden Seiten des Kaiser-Kanals hörte man Böller, Trommeln, Gongs und Feuerwerk am hellen Tage, alles Anzeichen der chinesischen Neujahrs-Feststimmung.

Ich habe schon erwähnt, daß Nieuhof aus der Mitte des 17. Jahrhundert eine sehr gute Beschreibung dieser ganzen Gegend gibt. Besonders auffallend bei der Art der chinesischen Ortsnamen ist die Genauigkeit seiner Schreibweise, welche es ermöglicht, fast jeden Ort wiederzufinden. Auf dieser Strecke zwischen Tsang und Tsing-hai verwechselt Nieuhof nur die Namen von Sinkocien oder Hingci = Hsing-tsi-tschönn, und Sinkicien oder Cing = Tsing-hsiën. Es geht dies aus dem ganzen Zusammenhang, verglichen mit der Wirklichkeit, hervor und namentlich auch daraus, daß eine Pagode, welche bei Hsing-tsi beschrieben wird, auf dem beigegebenen Bild als nach Tsing gehörig bezeichnet wird, und tatsächlich auch bei Tsing steht.

In unserer alten Ortsunterkunft Hsing-tsi, von Ellis Ching-tchee genannt, machten wir Frühstücks- und Futterpause und marschierten dann bis Tan-kia-yau. Hier ging das Detachement über das Eis des Kaiser-Kanals, um im gegenüberliegenden Tsing-hsiën Quartier zu beziehen. Nur die Artillerie, für die man das Eis nicht ausreichend hielt, wurde an offenen Stellen auf Kähnen übergesetzt. Die Tagesleistung betrug nur 27 km; denn einmal war Rücksicht zu nehmen auf die übrigens ausgezeichnet marschierende 6. Kompagnie, und dann hatte Artillerie und Kavallerie durch die drei Märsche auf Tsang doch mehr gelitten als man angenommen hatte. Von der Artillerie ist schon gesprochen worden; bei den Reitern waren, als sie wieder in Tien-tsin einrückten, $1/3$ der Pferde außer Gefecht gesetzt, und zwar so vollkommen, daß man sie zum Teil nicht einmal an der Hand mitnehmen konnte, sondern gezwungen war, sie zurückzulassen. Es spricht dies

stark gegen die Leistungsfähigkeit der großen Pferde, denn man muß doch annehmen, daß diese zwölf für die Expedition ausgesuchten Tiere zu den besten und ausdauerndsten der 4. Schwadron gehörten.

Wir hatten in Tsing sehr gute Quartiere in der am Kanal gelegenen Vorstadt. Hier, dicht hinter meinem Hause, liegt die schon vorhin erwähnte, von Nieuhof irrtümlich bei Hsing-tsi beschriebene Pagode; es ist ein hübsches und gut erhaltenes Gebäude, dessen Glöckchen zuweilen leise im Winde ertönten.



Uebergang der Berittenen Kompagnie über den Kaiser-Kanal

Major de la Terrasse wollte ursprünglich am westlichen Kanal-Ufer weiter marschieren; als er aber hörte, daß hier eine französische Kolonne operiere, änderte er seinen Plan und ließ uns am Morgen des 20. Februar wieder über den Kanal gehen. Wir marschierten an dem chinesischen Truppen-Uebungsplatz von Ma-tschang vorbei nach Tang-kwan-tun, wo wir für die Nacht blieben. Diesmal war die Tagesleistung nur 20 Kilometer. Tang-quan-tun ist ein offener Flecken, aber der reichste Ort zwischen Tien-tsin und Tsang; wir sollten es noch öfter und genauer kennen lernen. [31]) Am nächsten Tage hatten wir den kleinen Marsch von 21 km bis Tsing-hai und nahmen hier unsere alten Quartiere. Als meine Burschen die Pferde in den Stall ziehen wollten, fanden sie die Tür nicht. Die Chinesen hatten sie zu-

gemauert, um auf diese Weise einer spätereren Einquartierung aus dem Wege zu gehen. Sie hatten aber nicht berechnet, daß dieselben Gäste wiederkehren und das warme Loch wiederfinden würden, und mußten nun ihre Mauer wieder einreißen. Mein alter Wirt empfing mich mit Tee und brachte die Bitte vor, die er jedesmal bei meinem Wiederkommen erneuerte, ich möchte seinen Frauen und Kindern einen sicheren Aufenthalt in den hinteren Höfen seines Hauses gewähren. In Tsing-hai hielt ich noch einmal mit Unterstützung des Roßarztes eine gründliche Musterung der Kompagnie auf Rotz ab, und fand zum Glück auch diesmal nicht die geringste Spur vor. Am nächsten Morgen in aller Frühe schickte ich dann Oberleutnant v. Bassewitz



Die Schlitten-Kolonne auf dem Kaiser-Kanal

mit dem Roßarzt Fritsch, dem Dolmetscher und einem kleinen Vor-Kommando nach Tien-tsin voraus, um dort die zurückgebliebenen Pferde auf Rotz zu untersuchen. Wurde etwas gefunden, so sollte mir eine Patrouille entgegengeschickt werden.

Das Detachement marschierte an diesem Tage in einer etwas ungewöhnlichen Weise. Denn da der Marsch von 42 km bis Tien-tsin für die Infanterie etwas weit erschien, kam man im Stabs-Quartier auf den netten Gedanken, die Kompagnie bis Liang-wang-tschwang auf dem Kaiser-Kanal mit Schlitten zu befördern. Die Stadt Tsing-hai mußte also eine genügende Zahl jener kleinen Schlitten stellen, auf welchen ein bis zwei Fahrgäste Platz haben, und die ein Chinese von hinten in der Weise bewegt und steuert, daß er mit einer langen Pike zwischen seinen gespreizten Beinen sich vom Eise abstößt.

Major de la Terrasse, in seinem Pelz gehüllt, nahm auf dem vordersten Schlitten Platz, dann folgte ein Teil des Stabes und an der Spitze seiner Kompagnie, auch auf einem Schlitten für sich allein, Hauptmann Müller. So sausten sie 15 km den Kaiser-Kanal hinunter.

„Der Leutnant, höchst verbrecherlich,
Er findet alles lächerlich."

Scherzlustige gab es auch unter uns, und so wurde denn Major de la Terrasse auf seinem kleinen Schlitten mit dem Großen Kurfürsten



Ankunft der Schlitten-Kolonne in Liang-wang-tschwang

verglichen, wie er im Rappen-Schlitten über das Eis des Kurischen Haffs dahinfegte, um die Schweden aus den ostpreußischen Erblanden zu vertreiben.

In Liang-wang-tschwang, unserem alten Quartier, war das Detachement de la Terrasse zum letzten Mal beisammen. Die Schlittenfahrt war kalt gewesen, und auch wir Reiter waren durchgefroren, und so waren denn alle angenehm überrascht, als uns der Detachements-Führer am Ausgange des Dorfes zu einem dampfenden Glase „Ostpreußischer Maibowle" und einem vortrefflichen Fleischklops einlud. Dann verabschiedete sich der Major von den einzelnen Truppenteilen mit einem herzlich erwiderten „Guten Morgen", und jeder rückte in sein Quartier ab.

Auch die zurückgebliebenen Pferde waren zum Glück vom Rotz frei gefunden worden, und eine zweite erfreuliche Meldung machte mir Feldwebel Voigt beim Einreiten in den Stallhof, daß nämlich auf Befehl des Armee-Ober-Kommandos vom 15. Februar sämtliche Truppen bis Ende des Monats zu einem längeren Zuge marschbereit sein sollten. Nichts konnte willkommener sein; denn wenn auch einige Pferde durch die Expedition etwas Schaden genommen hatten, so war die Kompagnie im ganzen doch jetzt leistungsfähiger als vor dem Ausrücken.

Unsere Wünsche, unsere Gedanken, unsere Sehnsucht, alles hieß „Vorwärts", und die Enttäuschung war groß, als der chinesische Hof nachgab, und der Zug nach Schensi abbestellt wurde. An der Ausführbarkeit dieser Unternehmung zweifelten wir nicht im mindesten. Die große Schwierigkeit bildete nur die Frage: wohin mit den Kranken und Verwundeten in diesem grausamen Lande? Diese Frage war wohl nur durch Zurücklassung starker Infanterie-Etappen zu lösen, wodurch natürlich wieder das Angriffs-Korps geschwächt wurde. Das beste in diesem Falle mochte wohl eine starke berittene Kolonne aller Waffen sein, welcher die nachmarschierende Infanterie den Rückhalt bot und die Verwundeten und Kranken abnahm. Hinreichend Munition und einige eiserne Portionen mußten mitgenommen, im übrigen aber vom Lande gelebt werden.

Man wundert sich, wie die gewaltigen Massen der Hunnen und Mongolen bei ihren Eroberungszügen in den menschenleeren Steppen bestehen konnten. Freilich lebten sie, wo Ackerbau war, in der rücksichtslosesten und grausamsten Weise vom Lande und schleppten Vieh mit, so viel sie nur konnten. Aber sie hatten auch ihre Mittel für die weiten und wüsten Strecken, wo gar nichts zu haben war. Sie hatten eine Art „kondensierter Milch", einen eingedämpften, dauerhaften Quark, den sie in ziemlichen Mengen mitnehmen konnten und zur Mahlzeit in heißem Wasser auflösten oder unterwegs in wassergefüllten Schläuchen, die am Pferde befestigt waren, aufschüttelten. Reichte dies nicht aus, dann zapften sie ihren Pferden Blut ab oder schlachteten Handpferde.[32]) Ihre Rosse weideten inzwischen auf der Steppe oder scharrten den Boden auf und fraßen Wurzeln.

Ein Mittel anderer Art, aber von ähnlichem Wert wie die kondensierte Milch der Asiaten, hatten die Indianer von Nord-Amerika in ihrem „Pemmican", unentbehrlich bei den Reisen durch die Indianer-Gebiete.[33])

Solche Mittel der Naturvölker, in denen die Erfahrung von Generationen und von Zeiten der bittersten Not steckt, haben immer

etwas gutes und brauchbares an sich, und besitzen nicht selten Wert für Verbesserungen und Erfindungen, welche ein weit vorgeschrittenes Zeitalter in dieser Hinsicht vornimmt.

Die berühmte berittene Infanterie Bonaparte's in Aegypten, die „Dromadaires", hatten an jeder Seite des Sattels große Taschen (sacoches), in welchen eine 8—10tägige Ration für das Dromedar und eine 15—20tägige Portion für den Reiter mitgenommen werden konnte.[34])

Wir hätten im Bedarfsfalle unsere dreitägige eiserne Portion ohne Nachteil für die Ponies auf sechs erhöhen können, und gut bespannte Mandarinen-Karren konnten ohne Mühe der Kompagnie bei allen Bewegungen folgen und Munition sowie einige Lebensmittel mitführen. Allerdings, Hunger und Durst kann der deutsche Soldat schlecht vertragen, und den Schmachtgürtel anziehen wie der Mongole, oder sich mit Tabaksqualm und warmem Wasser durchzuhelfen wie der Indianer, das kann er nicht.

Wie schon erwähnt, war die Abhilfe gegen das Drücken der Pferde eingeleitet, dagegen machte mir der Hufbeschlag im Hinblick auf den bevorstehenden Marsch nach Schensi einige Sorge.

An Hufbeschlag- und Pferdearzneigeldern erhielt die Kompagnie monatlich für das Pferd 2 Mark. Dies war gut bezahlt, und es lag der Gedanke zu Grunde, daß von der Kompagnie mit einem chinesischen Schmied ein Kontrakt zur Uebernahme des Beschlagens abgeschlossen wurde. Es zeigte sich aber bald, daß dieses Verfahren seine großen Schwierigkeiten hatte, und daß auf diese Weise die Marschbereitschaft und hohe Leistungsfähigkeit der Kompagnie nicht unter allen Umständen gesichert war.

Ich beschloß daher eine eigene Schmiede zu errichten, und gleich nach Rückkehr von der Expedition gegen Tsang begann der Bau. Der Musketier Löser wurde zum Fahnenschmied ernannt und ihm ein ständiger Gehilfe beigegeben. Für die Schmiede fand sich ein zwar etwas kleiner, aber sehr geeigneter Platz zwischen dem großen Stallhof und dem Hofe des 2. Zuges. Unter Aufsicht des sachverständigen Feldwebels wurde die Schmiede aufgebaut und das Werkzeug eingekauft. Der Ambos sah etwas primitiv aus, genügte aber vollkommen seinem Zweck; Zuschlaghammer, 3 Schmiedezangen, 1 Raspel und 1 Schrotmeißel wurden leicht besorgt, aber die gekrümmten Schmiedemesser, welche unsere Hufschmiede zum Aus- und Beschneiden der Hufe gebrauchen, waren nicht zu erhalten, denn die Chinesen kennen dies Instrument nicht. Löser mußte sich diese Messer also selbst schmieden.

Auch der Blasebalg machte einige Schwierigkeiten. Die chinesischen Blasebälge, von denen Sir George Staunton eine sehr genaue Beschreibung gibt,[35]) sind anders wie die europäischen und werden durch einen horizontal laufenden Kolben in Thätigkeit gesetzt; bis die beiden Schmiede sich mit ihm so verständigt hatten, daß er zur Zufriedenheit arbeitete, mußten einige Umbauten vorgenommen werden. Nun entwickelte sich an der Schmiede eine emsige Tätigkeit, und der Fahnenschmied Löser mit seinem Gehilfen Eckstein hat sich ein wirkliches Verdienst um die Kompagnie erworben.

Es hatte sich nämlich im Verlaufe der beiden Expeditionen gezeigt, daß unbedingt sämtliche Pferde beschlagen sein mußten, und daß gegenteilige Behauptungen völlig unzutreffend sind. Nackt gehende Pferde liefen sich bei den langen Märschen auf hartem Lehmboden sehr schnell durch und fingen an zu lahmen, ebenso wie dies meinem Hunde stets passierte; das Horn wächst nicht so schnell nach, um den abgeschliffenen Verlust zu ersetzen.[36]) Auch die Eisen, wahrscheinlich nicht vom allerbesten Material, liefen sich auffallend schnell ab, wie denn überhaupt der harte Boden von Tschili wie Sandpapier zu wirken scheint. So war auf der Schmiede immer zu tun, und wenn das letzte Pferd der Kompagnie durch war, kam das erste schon wieder an die Reihe.

Man möchte glauben, daß vor der Eroberung durch die Mandschus die Pferde in China unbeschlagen gegangen sind,[37]) jetzt aber ist das Beschlagen, in Nord-China wenigstens, ziemlich allgemein, und Schmieden sind nicht selten anzutreffen. Eine praktische Einrichtung zum Hochziehen und Wehrlosmachen gefährlicher Pferde übernahmen wir von ihnen, und doch spielte sich in der Schmiede-Ecke so mancher harte Kampf ab.

Maultiere, besonders Stuten, lassen sich hinten überhaupt nicht ankommen und gingen daher nackt, ohne an ihren stahlharten Hufen Schaden zu leiden.

Eine lebhafte Szene ähnlicher Art spielte sich vor der Schmiede ab, wenn die Pferde gebrannt wurden, ein Geschäft, welches der Futtermeister, Unteroffizier Steckelies, leitete. Ich hatte 10 Brennstempel mit je einer arabischen Zahl von etwa 6 cm Höhe anfertigen lassen, und mit diesen wurde jedem Pferd auf der linken Hinterbacke die Regiments-Nummer und auf der linken Halsseite die Nummer der Pferde-Stammrolle eingebrannt. Die erste Zahl ließ sich das Pferd gewöhnlich arglos einbrennen, aber bei der zweiten, oder gar dritten und vierten kostete es häufig die allergrößten Schwierigkeiten trotz Augenverbinden und armlanger Griffe an den Stempeln. Wurde ein

Pferd ausrangiert, dann wurden die Zahlen durch Brennen gelöscht. Die Nummern der Pferde liefen von 1 bis 180.

Wir waren noch nicht vier volle Tage von der Expedition de la Terrasse zurück, die Kompagnie war gerade von ihrem Morgenritt, der „kleinen Schleife,“ heimgekehrt, als ich um 11 Uhr 30 Minuten an das Telephon des Regiments-Geschäftzimmers berufen wurde, um einen direkten Befehl des Korps-Kommandos entgegenzunehmen. Ich schwang mich in eine Rickscha, eilte in das denkwürdige „Kleiderspind“ meiner ersten Nacht in China, jetzt Regiments-Telephon-Bude, und erhielt den Befehl, die Kompagnie zu alarmieren und um 1 Uhr 15 Minuten nachmittags marschbereit da zu stehen, wo die Etappenstrasse nach Pao-ting-fu durch die Lehmumwallung von Tien-tsin geht. Die Expediton werde etwa drei Tage dauern, und von Major Zielke vom Korps-Kommando geführt sein.

Im Vorbeieilen bestellte ich im Kasino des II. Bataillons eine Portion Rühreier und eine halbe Flasche Mumm mit rotem Kopf, dann fuhr ich mit meiner Rickscha wieder zur Kompagnie und gab den inzwischen versammelten Unteroffizieren die Befehle aus. Um 12 Uhr 10 Minuten war dies erledigt, und um 12 Uhr 45 Minuten stand die Kompagnie, welche vorher noch rasch gegessen hatte, zum Ausrücken auf dem Stallhofe bereit. Ich hatte inzwischen meinen Burschen die nötigen Anordnungen erteilt, war dann per Rickscha wieder ins Regimentshaus gefahren, um das Abrücken der Kompagnie zu melden und meine Rühreier und die halbe Flasche Mumm zu vertilgen und kam dann gerade wieder auf dem Stallhofe an, um aus der Rickscha aufs Pferd zu steigen, aufsitzen zu lassen und „Marsch“ zu kommandieren. Der etwa 4 km lange Weg durch die Vorstädte von Tien-tsin war nicht leicht zu finden, besonders wenn man Eile hatte; aber unser Nachbar, Oberleutnant v. Koppy von der Proviant-Kolonne, hatte mir liebenswürdiger Weise einen ortskundigen Gefreiten mitgegeben, und unter seiner Führung ging es nun in fast andauerndem Trabe zum befohlenen Sammelplatz. 5 Minuten kam die Kompagnie zu spät, und da vom Detachement nichts zu sehen war und ich es schon weiter vormarschiert glaubte, so rückte ich durch die Lehmumwallung und über den Hsi-ho bis auf die freie übersichtliche Ebene bei Hsi-ku vor. Aber erst nach fast einer Stunde Wartens, gegen 2 Uhr 15 Minuten traf Major Zielke mit 2 Zügen der Berittenen Kompagnie 6. Regiments unter Leutnant Freiherr Seutter v. Lötzen, einem Zuge der Batterie von Oertzen unter Leutnant v. Buch und einigen berittenen Pionieren mit Sprengmaterial ein. Die Artillerie hatte am Vormittage ein langes Exerzieren gehabt und hatte nicht rechtzeitig fertig werden können.

Die Expedition hatte folgende Veranlassung: Oberleutnant Danner, der Führer der Berittenen Kompagnie 6. Regiments, war mit zwei seiner Züge ausgesandt worden, um in der Gegend zwischen Tung-an-hsiën und Pa-tschóu, aus welcher Klagen gekommen waren, nach dem Rechten zu sehen. Als er sich am Nachmittage des 25. Februar arglos einem Dorf Fu-tschang näherte, erhielt er plötzlich aus einem hier liegenden festungsartigen Gebäude Infanterie-Feuer. Die beiden Züge schwärmten sofort aus und nahmen das Gefecht gegen einen Gegner auf, bei dem man deutlich französische Kommandos zu hören glaubte. Dies verbreitete einige Unsicherheit, denn Danner fürchtete, mit unseren Verbündeten, den Franzosen, zusammengeraten zu sein. Da die Kompagnie überraschend angegriffen worden war, so befanden sich ihre Handpferde dicht hinter der Schützenlinie, und als verschiedene von ihnen fielen, die Kompagnie zudem von einem Dorf in der rechten Flanke Feuer erhielt und schon einen Schwer- und einen Leichtverwundeten hatte, so hielt es Oberleutnant Danner bei hereinbrechender Dunkelheit für geraten, auf das nächste Dorf zurückzugehen. Er schickte eine Patrouille zur nächsten Telegraphen-Station, meldete in Kürze den Sachverhalt und bat um Unterstützung. Diese Depesche war erst am Vormittag an das Korps-Kommando gelangt, und Generalleutnant v. Lessel hatte sofort die Bildung der fliegenden Kolonne Zielke befohlen, der wegen des gemeldeten festungsartigen Gebäudes die Geschütze und die Pioniere mit Sprengmaterial beigegeben waren.

Der Detachements-Führer, Major Zielke, teilte uns im Vorreiten diese Tatsachen mit und äußerte seine Meinung, daß man es wahrscheinlich mit der sogenannten internationalen Räuberbande zu tun habe. Er wollte unter allen Umständen heute Abend noch heran und ersuchte uns, ihn zu unterstützen, so lange die Pferde nur laufen könnten. Während des kleinen Halts zum Nachsatteln wurden Befehle ausgegeben, und Major Zielke trug uns auf, den Leuten anzusagen, daß es heute Abend wahrscheinlich noch zum Kampfe kommen werde, daß eine solche Bande in Erwartung des ihr harrenden Geschicks keinen Pardon geben und nehmen werde, daß aber von unserer Seite unter allen Umständen Weiber und Kinder zu schonen seien. Als ich meinen Leuten dies ansagte, waren sie herzlich erfreut, und als gleich darauf wieder aufgesessen und angetrabt wurde, stimmten sie wie auf Kommando das Lied an, in dessen erstem Verse es heißt:

„Vielleicht sind wir schon morgen eine Leiche“.

Es wurde sehr scharf geritten, meistens im Trab; mußten die Pferde für eine kurze Zeit im Schritt gehen, dann wurden sie geführt.

Als wir durch die deutsche Etappe Ho-tóu kamen, fanden wir sie ausgerückt; der Kommandant, Oberleutnant v. Einsiedel, hatte

alle seine verfügbaren Leute auf Wagen gesetzt und war auf das Gefechtsfeld geeilt. Die Nachrichten, welche die zurückgebliebenen Unteroffiziere uns geben konnten, bestätigten aber die Annahme von der Gegenwart der internationalen Räuberbande.

Man verstand hierunter eine Bande, die sich aus Deserteuren der verbündeten Armeen zusammengetan hatte und das Land unsicher machte. Ob jemals eine größere derartige Bande bestanden hat, ist mir sehr zweifelhaft; einzelne oder mehrere derartige räuberische Deserteurs sind aber in der Tat die Geißeln einiger Distrikte gewesen.

Nun ging es weiter, immer im scharfen Tempo, über Min-tschang, Wöng-tsching-tóu, Tai-ping-tschwang und Tsun-kia-kóu; die Zugpferde der Artillerie begannen müde zu werden, und die Fahrer fingen an ihre Peitschen zu gebrauchen. Leutnant v. Buch sagte mir, daß die Batterie am Morgen scharf exerziert habe, und bat mich, hierauf Rücksicht zu nehmen und, so weit angängig, zu verhalten. Ich versprach dies, ersuchte ihn aber, doch am besten dem Detachements-Führer über den Zustand seiner Pferde zu melden. Dies wollte er aber aus leicht begreiflichen Gründen vermeiden. Er hoffte, daß der Marsch sich seinem Ende nahe, und wollte den Detachements-Führer, der noch dazu von seiner Waffe war, nicht durch eine Meldung über das Versagen der Artillerie in seinen Plänen beeinflussen. Nach einiger Zeit schickte Leutnant v. Buch einen Unteroffizier nach vorn zu mir, und ließ mich wieder dringend ersuchen, zu verhalten. Ich mußte aber dem Detachements-Führer, der vor mir ritt, folgen und konnte nur bis zu einem gewissen Grade dem Wunsche nachgeben. Da Leutnant v. Buch immer noch vermeiden wollte, über den Zustand seiner Pferde zu melden, wir zugleich aber an den brennenden Dörfern vor uns erkannten, daß der Marsch sich seinem Ende näherte, so versuchten wir uns noch einmal zu behelfen. Wir ließen den Abstand zwischen Kompagnie und Artillerie nach und nach größer werden und schoben von der Kompagnie nach rückwärts und vom Artillerie-Zuge nach vorwärts Verbindungsleute ein. Es konnte dies ohne große Gefahr geschehen, da sich als Schutz unmittelbar hinter der Artillerie noch die beiden berittenen Züge unter Leutnant Seutter v. Lötzen befanden. Als sich aber der Abstand immer mehr vergrößerte, wurden einige Artilleristen nervös, und beim Reiten durch das verlassene und dunkle Dorf Li-liang-tschang schoß ein Artillerie-Unteroffizier auf einen meiner Verbindungs-Reiter, welchen er für einen Chinesen gehalten hatte. Zum Glück war die Hand dieses Unteroffiziers ebenso unsicher wie sein Auge, denn der Revolverschuß ging vorbei. So ging die Sache nun nicht mehr

weiter, und wenn der Marsch jetzt wirklich nicht zu Ende gegangen wäre, hätte Leutnant v. Buch trotz aller Anstrengungen und andauernder hervorragender, energischer persönlicher Tätigkeit, seine Geschütze nicht mehr fortbekommen.

Gegen $7^1/_4$ Uhr abends traf die Spitze der Kolonne in Fu-tschang ein, welches mit dem dicht daneben liegenden Sa-hó und den umliegenden Dörfern in Flammen stand. Das festungsartige Gebäude in Fu-tschang brannte ebenfalls, aber von der Kolonne Danner war keine Spur zu entdecken. Sämtliche Dörfer waren verlassen, und aus einem aufgegriffenen marodierenden Kuli war nichts herauszubekommen. Unter diesen Umständen beschloß Major Zielke nach Li-liang-tschang zurück ins Nachtquartier zu gehen und den Morgen abzuwarten. Gegen $8^1/_4$ Uhr abends trafen wir hier ein. Den ganzen Nachmittag hatte ein heftiger Sandsturm geweht, der gegen Abend zum Orkan wurde. Das Dorf war gänzlich verlassen, und die meist verrammelten Türen mußten gewaltsam geöffnet werden. Abend und Nacht waren daher wenig angenehm.

Die uns zur Verfügung stehenden Karten versagten in dieser Gegend gänzlich, und auch in später angefertigten habe ich nur ganz ungenügende Angaben gefunden. Der Marsch ist auf 58 km berechnet worden, und ich glaube, dies stimmt ungefähr. Vom Sammelplatz an sind wir 6 Stunden unterwegs gewesen und mit ganz geringen Pausen immer scharf geritten. 9 km auf die Stunde ist sicherlich nicht zu viel gerechnet. Nimmt man hierzu noch den Anmarsch zum Sammelplatz und „die kleine Schleife“ am Morgen, so hatte die Kompagnie eine Tagesleistung von 70 km zu verzeichnen. Die Artillerie hat sicherlich noch mehr gehabt, und ihre Protzen waren scharf geladen.

Bald nach dem Einrücken fand ein Kriegsrat im Yamen des Detachements-Führers statt. Das Zimmer war so klein, daß wir fünf Personen kaum Platz fanden; aber es war gemütlich warm, und eine Tasse heißen Tees und eine Zigarre taten das ihrige.

Ich erhielt den Befehl, am nächsten Morgen 7 Uhr eine stärkere Patrouille auszusenden, welche die Verbindung mit der Kolonne Danner aufsuchen sollte. Der Major selbst wollte dann mit dem Detachement um 8 Uhr folgen.

Ich bestimmte meinen ältesten Offizier, Oberleutnant v. Bassewitz, zur Führung dieser Patrouille, welcher auch der Dolmetscher Teng und mein Hornist zugeteilt wurden.

Nachdem dies erledigt, und die Wachen für die Nacht eingeteilt waren, kroch ich in meine elende Kuli-Wohnung, die ich, Gott sei Dank, nur im Dunkeln gesehen habe.

In der Nacht nahte sich ein verdächtiger Trupp von etwa 15—20 Mann und schien in das Dorf einschleichen zu wollen. Der Doppelposten der Kompagnie rief an, worauf die Gelben auseinander stoben und das Weite suchten. Der Posten gab Feuer, und drei Chinesen blieben auf der Strecke.

Um 8 Uhr morgens brach die Kolonne Zielke von Li-liang-tschang auf, erreichte Fu-tschang und setzte dort das zum teil nicht geglückte Zerstörungswerk an den festen Gebäuden fort. Ich selbst ging mit Leutnant Plewig und einer Sektion seines Zuges in das festungsartige Gebäude. Es ist das Landschloß der Familie Fu, massiv gebaut, mit Rampen, Schützen-Auftritten, Zinnen und Schieß-scharten versehen und innen mit Vorräten und Munition wohl versorgt. Es sollte auch eine Kanone darin sein, von der wir trotz eifrigen Forschens nichts gefunden haben; das Vorhandensein von Munition wurde aber durch die häufigen Explosionen beim Niederbrennen des Gebäudes bezeugt.

Ein gewisses Knallen ist übrigens vielfach beim Verbrennen chinesischer Häuser bemerkt worden, es fragt sich aber sehr, ob es sich hierbei immer um versteckte Munition gehandelt hat. Man weiß, welchen ausgedehnten Gebrauch die Chinesen in ihrem Hause und überhaupt in ihrem Leben vom Bambus machen; er ist ihnen ebenso unentbehrlich wie Reis und Tee. Fortune versucht aufzuzählen, zu was allem die Chinesen Bambus verwenden, und kommt zu dem Schluß, daß es fast ebenso schwer sein möchte, zu sagen, „wozu er nicht gebraucht, als wozu er gebraucht wird“.[38])

Es ist nun eine vielfach bemerkte, im übrigen aber ganz natürliche Erscheinung, daß Bambus unter starkem Krachen verbrennt. Die starken Knoten und Seitenwände der Bambusrohre setzen der in ihnen befindlichen, durch die Hitze ausgedehnten Luft einen ziemlichen Widerstand entgegen, bis sie schließlich unter heftigem Krachen gesprengt werden. Je stärker die Bambusrohre, je dicker also auch die Wände und Knoten und je größer die Menge der eingepferchten Luft, desto stärker wird auch die Explosion sein. Marco Polo erzählt, daß man das Krachen der brennenden Bambus-Dschungel in Tibet zehn Meilen weit hörte, daß Menschen, die hieran nicht gewöhnt waren, sich die Ohren verstopften, daß die Haustiere ihre Halfter und Geschirre zerrissen und in wilder Panik die Flucht ergriffen und daß es die wilden Tiere nicht wagten, sich solchem brennenden Bambus zu nähern.[39]) Auch ein neuerer Reisender, Sir Joseph Hooker, vergleicht das Bersten der brennenden Bambusriesen in den Tälern des Himalaya mit den Salven von Artillerie.[40]) Nun können natürlich die dünneren Bambusstangen, welche die Chinesen zu

Möbeln verwenden, nicht einen Lärm wie Kanonenschläge verursachen, aber ich bin sicher, daß ein Teil der Explosionen, die man verborgener Infanterie-Munition zuschrieb, diesem Bambus angerechnet werden muß.

Was mir beim Brande des Hauses der Fu von Herzen leid tat, war die Vernichtung der durch Generationen vererbten Familien-Bibliothek. Es war eine schöne, offenbar sorgsam gehaltene Büchersammlung. Die Bücher standen genau in Reih und Glied, und vor den Regalen waren Zeug-Vorhänge. Die eine Hälfte dieser Bibliothek hatte man schon als Feuerungs-Material benutzt, und der Rest ist auch wohl sicherem Verderben anheimgefallen. Mitzunehmen oder zu retten war nicht möglich, denn wir hatten keine Wagen und besaßen auch keine Kenntnisse, um einige seltene Werke herauszusuchen.

Ein anderer Raum von Interesse für mich war das Kinder-Spielzimmer. Unter den vielen niedlichen Spielsachen fiel mir besonders ein kleiner Mandarinen-Wagen auf, in allen seinen Einzelheiten so sauber und sorgsam ausgeführt, wie es nur in einem Lande geschehen kann, wo Zeit kein Geld kostet, wo die Industrie Handarbeit ist, und wo kein Mensch nervös ist. Ein Mann meiner Kompagnie mochte wohl meine Freude an diesem reizenden Spielzeug bemerkt haben, denn als wir wieder zu Pferde stiegen, hatte er den Wagen in der Hand und fragte an, ob er ihn für mich mitnehmen solle; er wolle ihn auch immer vorsichtig zwischen den Packtaschen halten. Ich ließ ihn aber das Ding wegsetzen und nahm nur eine große Wandkarte als Andenken aus der Bibliothek mit. Es war ein gutes europäisches Machwerk in Globular-Projektion und enthielt — wie Afrika bewies — die neuesten geographischen Errungenschaften; nur die Beschreibung war vollständig chinesisch. Ich habe nur noch ein Exemplar von dieser Karte gesehen, und zwar in den Privatgemächern des Kaisers in der violetten Stadt. Im Tsungli-Yamen zu Peking soll auch ein Exemplar gewesen sein. Unsere Karte wurde zusammengerollt, von einem Mann wie eine Lanze getragen und dann in der Kantine der Berittenen Kompagnie neben anderem Wandschmuck und Karten aufgehängt.

Inzwischen hatte Oberleutnant von Bassewitz seinen Auftrag schnell und gut ausgeführt; nach einem Ritt von etwa 8 km war er in San-möng-ho auf den Oberleutnant Danner gestoßen, welcher hier mit seinen beiden Zügen und der fahrenden Infanterie des Oberleutnants v. Einsiedel übernachtet hatte. Er brachte sie nun mit zurück, und so waren denn in Fu-tschang alle Truppen um Major Zielke versammelt.

Wie wir nun erfuhren, hatte sich am 25. Februar nach dem Abzuge des Oberleutnants Danner die Sache so entwickelt, daß die Insassen von Fu-tschang während der Nacht und am frühen Morgen abgezogen waren, ohne daß dies verhindert werden konnte. Zwar waren am Morgen noch die letzten Fliehenden von Oberleutnant Danner scharf beschossen worden, aber es war doch schade, daß die Leute, welche deutschen Truppen erfolgreich ein vorüber-



Wandschmuck in der Kantine der Berittenen Kompagnie

gehendes Halt geboten hatten, im allgemeinen unbestraft entkommen waren.

Weitere Erkundigungen ergaben auch, daß es sich nicht um die „internationale Räuberbande" gehandelt hatte, sondern um eine Bande, deren Kern die verwilderte Leibgarde des Schloßherrn von Fu-tschang bildete. Letzterer selbst hatte sich in diesen unruhigen Zeiten an einen sicheren Ort begeben, und seine herrenlosen Diener hatten Kulis in ihren Dienst gepreßt und bewaffnet und terrorisierten die Umgegend. Danner sagte mir, daß ihn zum Rückzuge beson-

13*

ders das Flankenfeuer und der Verlust der dicht hinter der Schützenlinie befindlichen Pferde veranlaßt habe, und dieser Rückzug unter den nun einmal gegebenen Umständen war sicherlich das einzig Richtige. Denn diesen massiven Gebäudekomplex bei hereinbrechender Nacht mit Infanterie stürmen zu wollen, wäre Wahnsinn gewesen. Schade war nur, daß es nicht gelungen war, die Verteidiger solange zu blockieren, bis die erbetene Hilfe heran war.

Unter den französischen Kommandos, welche man bei den Verteidigern von Fu-tschang gehört haben wollte, hatten alle 3 Offiziere nur „donnez feu!" verstanden. Nun, dies ist ein erheblicher Germanismus. Ich machte gleich in Fu-tschang hierauf aufmerksam, als es mir erzählt wurde, aber man blieb dabei, dies Kommando deutlich gehört zu haben. Man mag hieraus Schlüsse ziehen, welche man will, das eine ist sicher: ein Franzose hat ein solches Kommando nicht abgegeben.

Einen recht fremdartigen Eindruck machte die fahrende Infanterie des Oberleutnants v. Einsiedel. Auf verschiedenen Sorten von chinesischen Karren, mit Maultieren und Ponies bespannt, hockten teils in den Wagenkästen, teils auf den Deichseln die braven Musketiere. Es sah mehr aus wie ein Zug fahrenden Volks als wie deutsche Infanterie. Aber sie waren sehr schnell herangekommen und verdienten hohe Anerkennung.[41])

Da der Feind einen Vorsprung von mehr als 24 Stunden besaß und sich sicherlich zerstreut hatte, so war hiermit die Aufgabe des Detachemements erfüllt, und Major Zielke trat unverzüglich den Rückmarsch auf demselben Wege an. In Ho-tóu, der Etappe des Oberleutnants v. Einsiedel, wurde Mittagspause gemacht. Die Mannschaften erhielten eine sehr gute Reissuppe mit Rindfleisch, und für uns Offiziere war in der Messe ebenfalls gut gesorgt. Oberleutnant Danner bezog mit seinen beiden Zügen Nachtquartier in Ho-tóu, während Major Zilke nach dem Essen sofort wieder aufbrach.

Gegen 6 Uhr abends traf die Kompagnie wieder in ihren Quartieren ein; sie war 29 Stunden unterwegs gewesen und hatte in dieser Zeit 115 km, die Patrouille v. Bassewitz sogar 130 km zurückgelegt. Diese Leistung war sehr gut überstanden worden, denn von den 131 Pferden, welche mitgewesen waren, kamen nur 4 lahm und eins gedrückt ein.

Es war eine sachgemäß, ruhig und forsch geleitete Expedition gewesen, und wir bedauerten nur umsomehr, daß es nicht zu dem Gefecht gekommen war, welches wir während mehrerer Stunden mit Sicherheit erwarteten, und welches zweifellos ebenso gut geleitet worden wäre wie der ganze Zug.

Unter den 4 Pferden, welche lahm eingekommen waren, befand sich auch der Schimmelhengst „Emigrant". Während er sich durchaus friedlich verhalten hatte, so lange er neben meinen beiden Maultier-Stuten in Yang-tsun stand, war er ganz aus dem Häuschen geraten, seitdem er mit meiner Schimmelstute „Tschang-gaudi" zusammen in einem Stalle stand. Ich hatte ihn daher zu meinem größten Leidwesen in die Kompagnie geben und in einen Hengst-Stall stellen müssen, und da er sonst ein ausgezeichnetes und sehr schnelles Pferd war, hatte ich ihn dem Feldwebel Voigt auf seinen Wunsch zugeteilt. Als Feldwebel-Pferd war er nun infolge des besonderen Dienstes seines Herrn nicht so im Training wie die übrigen Pferde. Als ihn daher der Feldwebel bei dieser Expedition auf seinem Platze hinter der Kompagnie ritt, hatte sich das etwas aufgeregte Tier hinter den anderen Pferden so abgerackert, daß es zum Schluß total lahm war. Es hat sich aber bald wieder erholt, hat bei der Kompagnie bis zum Schluß Dienste getan und ist dann zur Besatzungs-Brigade übergegangen.

Ich möchte bei dieser Gelegenheit einiges über die chinesischen Pferde und ihre Leistungsfähigkeit sagen. Ueber Asiens Pferdezucht und Pferdehandel im Altertum und im Mittelalter sind wir genügend unterrichtet. Arabien, Persien, Turkestan und die Mongolei waren die Pferde züchtenden Länder; China war pferdearm, und Vorder-Indien und die Sunda-Inseln hatten gar keine oder minderwertige Pferde. Diese letzteren, besonders aber auch Indien, waren daher auf Einfuhr angewiesen. Von Arabien und Persien fand andauernd ein lebhafter und einträglicher Pferdehandel nach Indien statt; Aden, Mirbât, Maskât, Khorfakkân, Ormuz, Kìsch, Bahraïn waren Haupt-Ausfuhrplätze.[42]) Die Sprachvergleichung zeigt, daß die Sunda-Inseln ihre ersten Pferde aus Indien erhalten haben, aber auch Ausfuhr von chinesischen Pferden nach dort wird mehrfach erwähnt.[43])

China selbst hatte ursprünglich nur Pferde von geringer Art, und diese waren nicht zahlreich. Aber von Westen und Norden, aus Turkestan, der Mongolei und Mandschurei strömten zu Zeiten große Massen von Pferden hinein und besserten den Schlag auf. Schon um 1975 v. Chr. werden chinesische Streitwagen erwähnt,[44]) Reiterei aber erst viel später. Aus den Einzelheiten der chinesischen Klassiker kann man schließen, daß schon in früheren Zeiten Sinn für Pferdezucht und Veredelung in China herrschte.[45]) Es werden auch einige Kaiser genannt, die großes Interesse für die Pferdezucht hatten und viel taten, um die Tiere zu vermehren und veredeln. So sagt Gützlaff vom Kaiser Hiao, 909 v. Chr. „Hiao's Ruhm bestand in der großen Pferdekenntnis, die er sich zu eigen gemacht hatte, und

wäre er ein Stallknecht gewesen, so würde er seine Stelle sehr gut versehen haben, als Regent jedoch war er ein Stümper."[46]) Um 120 v. Chr. ließ man Zuchtpferde aus Ferghânâ kommen. „Die Nachfrage des chinesischen Hofes richtete sich besonders nach einer damals berühmten Turkomannen-Rasse, die am besten in der Stadt Èrh-shih, dem heutigen Uratube, zu finden waren."[47])

Der Kaiser Huenti um 160 n. Chr. hatte „1000 Weiber im Harem und 10000 Pferde im Stalle",[48]) und 150 Jahre später brachen die wohlberittenen Hunnen in das Land, eroberten einen großen Teil des Reiches und machten Lo-Yang zu ihrer Hauptstadt. Diese Hunnen und Tataren aus dem Norden, welche von nun an häufig große Teile Chinas eroberten und für längere Zeit behaupteten, brachten viele gute Pferde und mit ihnen den Sinn für Pferdezucht und Sport in das nördliche China. Von einem ihrer Khane wird berichtet, daß er ein Kavallerie-Regiment hatte, „welches ganz aus tatarischen Töchtern von prächtigem Wuchse bestand". „Sie waren seine Garden und Begleiter, ihm treu ergeben bis zum Tode", fügt Gützlaff hinzu.[49])

Edle Pferde waren auch eine in China gern gesehene Gabe von abhängigen oder unterworfenen Mongolen-Fürsten, und diese Geschenke waren so häufig und zum Teil von solchem Umfange, daß sie nicht ohne Einfluß auf die einheimische Pferdezucht geblieben sein können. So sandte 630 n. Chr. ein Tataren-Khan dem Kaiser Taitsong der Tang-Dynastie 3000 seiner besten Pferde.[50]) Zur Zeit der Tang, als die Araber sich erobernd und Geschäfte treibend über den Orient ausbreiteten, und der Handel in China blühte, scheint es überhaupt dort mit Pferden nicht schlecht bestellt gewesen zu sein.[51])

Im zwölften und bis in das dreizehnte Jahrhundert hinein besaß das Reitervolk der Kin den ganzen Norden von China, und auf sie folgten die Scharen von Dschingis-Khan und die Eroberung von ganz China durch Kubilai-Kháan. Von der Masse der Pferde, welche durch die Mongolen nach China kamen, gibt uns Marco Polo einen Begriff, wenn er erzählt, daß Kubilai-Kháan allein für den täglichen Milchbedarf seines Hofhaltes 2000 weiße Stuten besaß und daß am Neujahrstage als Geschenk für den Kaiser 100000 Schimmel aus allen Teilen des Reiches in Peking zusammenkamen.[52])

Auf die Mongolen folgte die nationale Dynastie der Ming, deren Herrschaft sich auf das eigentliche China der 18 — oder 15, wie die alten Berichterstatter immer sagen — Provinzen beschränkte, und die ihr Reich nach Westen und Norden durch die Große Mauer und durch Gesetze mehr oder weniger abschlossen. In diesem China

ist jedes Stück bestellbaren Landes angebaut, Weideland für Pferde würde zu kostspielig sein, und frisches Blut aus der Mongolei und Mandschurei kam verhältnismäßig nur wenig hinein. Die Folge hiervon scheint gewesen zu sein, daß in den 250 Jahren dieser Abgeschlossenheit die immer nur zum Arbeitsdienst gezüchteten, nie eine Freiheit genießenden, und wenig aufgefrischten Pferde zwar in großer Zahl vorhanden, aber degeneriert waren. „Sie sind so degeneriert und feig," sagt P. Trigautius, „daß sie nicht einmal das Wiehern der tatarischen Pferde hören können, ohne davonzulaufen."[53])

Diese Neigung zum Degenerieren der Pferde im eigentlichen China ist noch heute bemerkbar, wird aber aufgehoben durch den immerwährenden Zufluß von frischem Blut. Denn das Reich der Mandschu-Kaiser hat ganz andere Grenzen als das der Ming, und aus Turkestan, der Mongolei, und der Mandschurei strömen andauernd große Pferdemengen hinein. Das südliche China ist daher verhältnismäßig arm an Pferden und der Schlag ist minderwertig und bedarf andauernder Zufuhr und Auffrischung vom Norden. In den Nord- und Nordwest-Provinzen sind aber reichlich Pferde vorhanden.[54])

Jedoch auch von anderer Seite kam Auffrischung und Veredelung der chinesischen Pferde, und zwar einmal wieder durch Geschenke fremder Fürsten und durch Tribut. So berichtet Odoric von der unglaublichen Zahl von weißen Pferden, welche Kubilai-Kháan als Geschenk oder Tribut erhielt, und als Marignolli, der Gesandte des Papstes, große Pferde als Gabe seines Herrn nach Peking brachte, herrschte große Freude am Hofe. Sie machten einen gewaltigen Eindruck, und Schun-ti, der letzte Mongolen-Kaiser, ließ sich auf einem großen Pferde abmalen. Weiterhin haben dann seit 1840 die Einfälle der europäischen Mächte manches gute ausländische Pferd ins Land gebracht. Interessant ist in dieser Hinsicht, was Exzellenz v. Brandt aus dem Jahre 1860 über die Auflösung eines englischen Kavallerie-Regiments, „Fane's Horse" erzählt. Wenn nun aber diese ausländischen Pferde den chinesischen Pony hie und da verändert und veredelt haben, so haben sie auf seine Größe einen dauernden Einfluß nicht auszuüben vermocht. Es gilt hier dieselbe Erfahrung wie auf den Sunda Inseln: von Geschlecht zu Geschlecht werden die Pferde wieder kleiner, bis sie die Durchschnittsgröße der einheimischen Tiere erlangt haben. [55])

In China unterschied man im allgemeinen zwei Schläge von Ponies, den chinesischen und den mongolischen. Aus dem vorstehenden dürfte aber klar geworden sein, daß sie alle von einem Schlage sind,

nur daß der chinesische durch Generationen hindurch wenig durch freies Steppenblut aufgefrischt worden ist, während der mongolische in Herden oder, wenn man so sagen will, Gestüten gezüchtet und überwacht, mancherlei Veredelung von außen erfahren hat. Von einem Gestüt des chinesischen Schlages im Innern des Landes oder von einem Versuch, einen solchen Schlag rein zu erhalten, habe ich nie etwas gehört. Was in Schang-hai als „chinesische Renn-Ponies" über die Bahn geht, das sind alles Pferde, die aus dem Norden stammen und meist schon auf den Rennplätzen von Peking und Tien-tsin eine Probe ihres Könnens abgelegt haben. Und wer in einer berittenen Kompagnie gestanden hat, wo man 200 Pferde, auf die verschiedenste Weise zusammengebracht, übersah, der wird mir Recht geben, daß zwischen den beiden sogenannten Schlägen, dem häßlichen, aber kräftigen Chinesen mit dicken Beinen und dickem kurzen Hals, und dem mehr eleganten Mongolen mit dünneren Beinen aus Stahl, schlankem Körper und zuweilen edel gebogenem Hals — daß zwischen diesen beiden Grenzen eine solche Menge von Uebergängen, Blendungen und Schattierungen zu sehen waren, daß es gar nicht zu sagen ist. Frisches Blut floß aber in allen diesen Tieren; degenerierte brachen bald zusammen und verschwanden. Meistens wurden hässliche und minderwertige Pferde einfach als zum chinesischen Schlag gehörig bezeichnet, während man die guten Pferde „Mongolen" nannte, und dies Alles bestätigt, dass es überhaupt nur einen Schlag gibt.

In ähnlicher Form wie in Europa hatten einige Pferde einen Gestüts- oder Herden-Brand. Unsere Annahme aber, daß dieses Zeichen eine Gewähr für besonders hohe Leistungsfähigkeit liefere, erwies sich als irrig; ebenso wie manche guten Pferde hatten auch ganz minderwertige einen solchen Brand.

Durch die vielen Streifzüge und langen Märsche wurde manches Pferd verbraucht und mußte als nicht mehr genügend leistungsfähig ausrangiert werden; der „Umsatz" war ziemlich groß. Von den Pferden aber, die vom Zusammentritt der Kompagnie an bis zur Auflösung durchgehalten haben und bis zum Schluß leistungsfähig geblieben sind, neigen mehr dem kräftigen chinesischen Schlag zu als dem eleganten, veredelten, sogenannten mongolischen, und was ihnen diese Ueberlegenheit gibt, ist ihre größere Ausdauer. Als Typus dieses Schlages möchte ich einen Schecken bezeichnen, der auf mehreren Bildern erscheint. Dieses kleine Tier war mein ganzer Liebling; es hat der Kompagnie von Anfang bis zu Ende angehört und hat auch nicht einen Tag ausgespannt. Sein Reiter, der Musketier Herwig, hing sehr an ihm und pflegte es gut, aber er brachte auch ein feldmarschmäßiges Gewicht von 314 Pfund in den Sattel.

Viel ist über die Leistungsfähigkeit der chinesischen Pferde gesprochen und geschrieben worden, und manches nicht gute darunter.

Zunächst Barrow, dessen Buch über China einen gewissen Ruf hatte. „In Tschili", sagt er, „sind Pferde selten und von einem kleinen elenden Schlag, und unfähig viel Arbeit zu tun; eine Bemerkung, welche im übrigen auf alle Provinzen des Reichs zutrifft". Er spricht dann von den tatarischen Pferden des Kaisers, von denen er gehört hat, daß sie größer, schöner und feuriger seien als die übrigen.[56]) Nun, Barrow ist einer von den „Chinakennern", welche einmal nach



Der Kompagnie-Stab

Peking hinein und dann wieder hinausgeführt worden sind, und weiter nichts gesehen haben, als was ihnen gezeigt wurde und was ihnen auf der großen Straße begegnete. Vor hundert Jahren waren eher noch mehr Pferde in der Haupt-Provinz der Mandschus als jetzt, und heute sind sie hier durchaus nicht selten. Daß die Pferde klein sind, damals noch weniger veredelt als jetzt und häßlicher waren, stimmt, aber ihre Leistungsfähigkeit zu beurteilen hat Barrow keine Gelegenheit gehabt.

Oberstleutnant v. Haine fällt ein sehr ungünstiges Urteil über die chinesischen Ponies, die er als Bataillons-Kommandeur und Detachements-Führer in ihrer Leistungsfähigkeit zu beobachten Gelegenheit gehabt hat. „Die kleinen in der Provinz Petschili heimischen

Ponies verdienen das große ihnen vielseitig gespendete Lob nicht. Es ist ja richtig, daß sie keine Pflege bedürfen und mit dem jämmerlichsten Futter zufrieden sind. Dafür leisten sie aber auch wenig, und mehr als 30 km legen sie nur unwillig und unter äußerstem Zwange zurück. Dabei sind sie störrisch und häufig Beißer und Schläger." [57])

Oberstleutnant v. Haine hat nur den ersten Teil des Feldzuges mitgemacht, als man offenbar noch nicht verstand die Ponies zu behandeln und richtig zu verwenden. Als man anfing ihren Wert zu erkennen, verließ er den Kriegsschauplatz, und von den vielfach hervorragenden Leistungen der vier berittenen Kompagnien des Ostasiatischen Expeditions-Korps hat er offenbar nichts gehört. Daß diese Auffassung richtig ist, bestätigt der Kriegs-Korrespondent Zabel, welcher die Expedition v. Haine mitmachte und auch nicht günstig über die damaligen Leistungen der Ponies denkt. [58]) Später aber, als die berittenen Kompagnien organisiert waren, als man die guten Seiten der chinesischen Pferde erkannt und gelernt hatte, sie nutzbar zu machen, urteilt Herr Zabel ganz anders. Er spendet ihnen das größte Lob, und alles was an dieser Stelle in jenem guten und gesunden Buch über chinesische Ponies und berittene Infanterie gesagt ist, kann nur unterschrieben werden. [59])

Am Schluß des Feldzuges haben sich wohl alle, die befu sind mitzureden, zu der Ansicht bekannt, daß im chinesischen Pony ein außerordentlich brauchbares Pferdematerial für den Krieg steckt. Voraussetzung aber ist immer, daß man ihn nicht zu schlecht füttert, reichlich tränkt und von ihm keine Schnelligkeit, sondern Ausdauer verlangt. Er ist kein „Flieger", aber ein eminenter „Steher".

Vernünftige Detachements-Führer sahen daher auch ein, daß in einer Marsch-Kolonne, in der sich große Australier und Amerikaner mit chinesischen Ponies zusammen befanden, nicht jeder Zeit der vorgeschriebene Zusammenhang verlangt werden konnte. Die Amerikaner haben einen langen, geräumigen Trab, und wenn sie andauernd verhalten werden, so ermüdet sie dies vorzeitig und beeinträchtigt ihre Leistungsfähigkeit. Umgekehrt ist den kleinen Ponies ein sehr kurzer Trabschritt eigen, und wenn man sie andauernd zu einem scharfen Tempo anhält, so sind sie vorzeitig abgetrieben und ihre sonst so ungeheure Ausdauer versiegt überraschend schnell. Trabte also eine geschlossene Kolonne an, so erweiterte sich z. B. der Abstand zwischen vorn befindlichen Reitern und berittener Infanterie immer mehr und mehr; fielen aber dann die Reiter in den Schritt, so trabte die Kompagnie erst ruhig heran und fiel erst dann

gleichfalls in den Schritt. Waren die großen Pferde hinten, so ließen sie entsprechend beim Antraben den kleineren einen Vorsprung.

Von der allergrößten Wichtigkeit war es, daß der Offizier an der Spitze der berittenen Infanterie das erforderliche Tempo genau kannte und durchhielt, daß ihm nicht sein eigenes ausgesuchtes und rund gefüttertes Pferd maßgebend war, sondern die minderwertigen Pferde der Kompagnie, die ein ganz anderes Gewicht zu tragen hatten als das seinige. Offiziere, die gewohnheitsmäßig naßforsch im wüstesten Tempo durch die Straßen zu jagen pflegten, waren daher für berittene Infanterie unbrauchbar. Auch Jagden auf Dienstpferden zu reiten, hatte ich meinen Offizieren verboten, und für ihre eigenen Pferde, die sie im Dienste ritten, war dies sicherlich kein Vorteil.

Ein anderer Punkt von allergrößter Wichtigkeit für die Erhaltung uud Erhöhung der Leistungsfähigkeit der Pferde war das Führen. Bei langen und anstrengenden Märschen wurde überhaupt nur getrabt und im Schritt geführt. Nur beim Passieren von Städten und größeren Orten ließ ich auch im Schritt reiten. Das Führen hat drei große Vorteile: es erleichtert den so schwer beladenen Rücken der kleinen Ponies; es bringt Bewegung in die steif werdenden Beine der Reiter; es gewöhnt die Pferde spielend an das für das Gefecht der berittenen Infanterie so wichtige Geführtwerden nach dem Ausschwärmen der abgesessenen Reiter.

Die Chinesen sind große Freunde vom Führen der Pferde. Ich habe später, als wir mit chinesischer Kavallerie zusammen marschierten, beobachtet, daß sie immer führten wenn wir dies taten; nach dem Einrücken ließ der chinesische Offizier seine Pferde vor dem Absatteln immer noch eine halbe Stunde unter persönlicher Aufsicht im Hof des Quartiers umherführen. „Bei langen, anstrengenden Märschen", sagt der Militär-Klassiker Ou-tse, „ist es angezeigt, daß alles absteigt und die Pferde am Zügel führt; denn je mehr ihr sie schont, je besser werden sie euch dienen, wenn es zum Kampf kommt. Wenn ihr beachtet was ich euch gesagt habe, dann werdet ihr mit ein und denselben Pferden die ganze Welt durchziehen können, wenn es nötig ist."[60])

Als der Kaiser Kang-hi während seiner Manöver durch eine wüste, unbewohnte Gegend marschierte, ließ er seine Begleitung zur Erleichterung der Pferde absitzen und 4 Tage lang die Tiere führen. Der Kaiser selbst ging zu Fuß und vergnügte sich im Gehen damit, Hasen zu schießen, die in der Gegend sehr zahlreich waren.[61])

Hierin liegt auch zum Teil das Geheimnis für die außerordentlichen Marschleistungen der Kosaken; v. Prokesch-Osten gibt hier-

über höchst interessante Beispiele aus den napoleonischen Kriegen. „Der fortwährenden Fütterung," sagt er, „und der großen Sorgfalt, welche der Mann auf sein Pferd verwendet, ist auch zum Teile die Ausdauer desselben zuzuschreiben. Der Kosak steigt ab und geht neben seinem Pferde her, so oft dies die Umstände nur immer erlauben."[62]) Ein trefflicher Satz, den sich jene „Chinakenner" und Sachverständigen merken sollten, die den Ponies kein Futter und keine Pflege geben wollen und dabei immer im wüsten Tempo durch die Straßen von Peking und Tien-tsin sausen.

In Tschili war inzwischen immer noch Winter. Der Pei-ho und die anderen Wasserstraßen waren noch zugefroren, und die Verbindung mit der Heimat war durch die Eisverhältnisse an der Küste unterbrochen oder doch wenigstens sehr schwierig. Die Folge hiervon war nun auch, daß doch einige für des europäischen Leibes Notdurft, Nahrung und Schmuck ungern entbehrte Gegenstände anfingen auszugehen. Mancher, der sich nicht gehörig vorgesehen, der keine „große Kiste" mitgenommen hatte, mußte sich hier und da an Entsagungen gewöhnen oder tief in den Geldbeutel greifen. Spaßige Sachen konnte man in dieser Hinsicht beobachten. So bemerkte man plötzlich bei einigen älteren Semestern graue und immer gräulichere Haare, die früher nie aufgefallen waren. Die Chinesen besitzen zwar auch Haarfärbemittel, aber man traute ihnen wohl nicht recht oder kannte nicht die richtigen Quellen. Die eigene erprobte Marke war ausgegangen, und der Nachschub aus der Heimat befand sich auf der Reede von Taku oder in Schang-hai. Ein rechtzeitiger guter Rat eines wirklichen Chinakenners wäre hier sicherlich Manchem willkommen gewesen.

Im Kompagnie-Revier wurde sofort nach Rückkehr von Fu-tschang mit Bauen, Einrichten und Verbessern fortgefahren, und bis zu den letzten Tagen des Bestehens der Kompagnie haben wir nicht aufgehört, unsere Räumlichkeiten zu erweitern, auszubauen, bequemer und angenehmer zu machen.

Jetzt wurde eine neue Stallwache gebaut und ein Eiskeller angelegt. Es ist merkwürdig, daß sich bei den Chinesen schon in den ältesten Zeiten, 1000 Jahre vor unserer Zeitrechnung, der Gebrauch findet, das Eis in Kellern oder Gruben für die heiße Jahreszeit aufzubewahren.[63]) Auf Expeditionen haben wir uns selbst in minderwertigen Dörfern meistens durch den Dolmetscher Eis verschaffen können.

In einem Lande, wo dem Barbier selbst die Abfälle von Bart- und Haupthaar seiner Kunden abgekauft werden, um als Düngemittel Verwendung zu finden, hatte ich mit meinem Feldwebel eine hübsche Einnahme für die Kompagnie aus dem Verkauf des Pferdedüngers erhofft. Aber wir sahen uns arg enttäuscht. Die Landwirtschaft in der

ganzen Umgegend von Tien-tsin lag derartig darnieder und schien den Chinesen auch für die nächste Zukunft so wenig versprechend zu sein, daß Niemand unseren schönen Dünger kaufen wollte. Ja sogar, als ich ihn umsonst ausbot nur unter der Bedingung des Fortschaffens aus den Ställen, ließ sich Niemand bereit finden. Wir hatten daher zu der sehr lästigen Fouragierung in Tien-tsin-Stadt auch diese Arbeit mit unseren chinesischen Karren zu besorgen.

In Tien-tsin-Dorf herrschte Rotz, oder wie man euphonistisch zu sagen pflegte „Maligne Druse". Besonders war dies bei der Proviant-Kolonne der Fall, mit welcher ich einen gemeinsamen Roßarzt hatte.



Die Korporalschaft des Gefreiten Genschur

Es war daher gar nicht verwunderlich, dass sich bei der Kompagnie wieder einige Fälle von Rotz-Verdacht einstellten. Jetzt machte ich kurzen Prozess: ich ließ eines Mittags sämtliche Pferde aus dem Krankenstall und alle nur im geringsten verdächtigen Tiere durch den Feldwebel hinausführen, totschießen und eingraben. Den Chinesen der Nachbarschaft hatte ich durch Teng sagen lassen, daß es vergiftete und ungenießbare Tiere seien. Wie mir hinterbracht wurde, sollen sie die Kadaver aber doch wieder ausgegraben und verzehrt haben. Ich glaube es, denn was soll man schließlich von Leuten erwarten, die selbst die Hunde aufessen, die sie eigenhändig mit Strychnin vergiftet haben.

Nach diesem summarischen Verfahren wurden sämtliche Ställe gründlich gereinigt, die Plätze der verdächtigen Pferde mit einer Chlorkalk-Mischung abgetüncht und ebenso der Krankenstall behandelt. Letzterer wurde für vier Wochen zugenagelt und alles, was aus ihm herausgeschafft worden war, auf dem Hofe verbrannt. Dasselbe geschah mit der Bekleidung der beiden Leute, welche diese Arbeit verrichtet hatten. Der Roßarzt aber durfte nie wieder auf den Stallhof kommen, sondern ich erbat mir seine Rezepte schriftlich. Die Kompagnie hatte Glück, und von dem Augenblick an ist nie wieder ein verdächtiger Fall von Rotz oder „Maligner Druse" vorgekommen.

Diese Rotz-Krankheit brachte unter Umständen das Dasein der Kompagnie in Gefahr und war die größte Sorge, die ich um sie gehabt habe; sie hat mir manchen stillen Kummer bereitet.

Ein Leiden anderer Art verursachte vielen Pferden eine widerliche Sorte von Darmwürmern, deren Entstehung wir nur auf das Pei-ho-Wasser zurückführen konnten. Der Roßarzt verabreichte dagegen ohne durchgreifenden Erfolg 5—7 gr Brechweinstein.

Für die Erledigung des schmutzigen Arbeitsdienstes standen der Kompagnie vier ständige Kulis zur Verfügung. Außerdem hatte ich aber gestattet, daß jede Unteroffizier-Stube und jede Korporalschaft sich einen eigenen Kuli halten durfte. Diese trugen am Arm Erkennungszeichen der Kompagnie und Nummern und durften nur zwischen Wecken und Zapfenstreich in der Kaserne sein. Es waren durchweg Jungens, die gegen kleines Entgelt und Verabreichung der Reste vom Mittagessen den Unteroffizieren und Mannschaften die kleinen Dienste besorgten und die sicherlich noch oft an die schönen Zeiten bei der Berittenen Kompagnie zurückdenken werden. Es war streng verboten, daß diese Jungens irgend etwas an den Pferden, am Sattelzeug, an den Waffen und Patronen der Leute schafften. Dagegen durften sie Stiefel und Knöpfe putzen, Wasser holen, ausfegen und ähnlichen Arbeitsdienst verrichten. Auch in den Stuben durften sie sich nur vorübergehend aufhalten.

Sie hatten einen heillosen Respekt und machten tadellose Ehrenbezeugungen. Meistens hatten diese kleinen Lümmels ein böses Gewissen wegen irgend einer Ungehörigkeit, und wenn ich auf den Mannschaftshof kam, dann war diese Nachricht im Nu bekannt, und gewöhnlich sah ich noch, wie einer oder der andere in wilder Hast die Flucht ergriff. Sehr spaßig waren die Kuli-Appells, die ich zuweilen mit diesen Jungens abhielt. Ich sah sie mir hierbei auf Sauberkeit und auf ihre Abzeichen an, und die Gefreiten der Korporalschaften mußten zugegen sein. Wenn ich kam, standen sie mit Augen rechts



Die Berittene Kompagnie 5. Regiments (grösserer Teil)

oder links wie eine Abteilung Rekruten, nur ihre Augen rollten andauernd hin und her, von mir zum Gefreiten und vom Gefreiten zu mir, als wollten sie ängstlich fragen: „Es ist doch alles in Ordnung?" Auf Expeditionen gingen bei der Bagage auch immer einige Kulis mit, aber hier mußte auf sie aufgepaßt werden; denn auf die Macht der Truppe hin bestahlen sie ihre Landsleute und erpreßten auch wohl, und mancher Boy, der mit einem dürftigen Rock auszog, hatte bei der Heimkehr drei oder vier gute übereinander an.

Die Kompagnie war gerade erst wieder drei Tage von der Expedition Zielke zurück, als sie am 2. März den Befehl erhielt,



Die Berittene Kompagnie auf dem Offizier-Hof (kleinerer Teil)

sich für den nächsten Morgen zu einer längeren Expedition bereit zu machen.

Am 3. März, 7 Uhr 30 Minuten vormittags, stand die Kompagnie in einer Stärke von 5 Offizieren, 118 Unteroffizieren und Mannschaften, 133 Pferden und 8 Karren südlich der bekannten Brücke von Pa-li-tai dem Detachements-Führer, Rittmeister v. Fritsche, zur Verfügung. Beim Stabe ritt zu unserer Freude unser alter „Chef" von der Expedition de la Terrasse, der Oberleutnant v. Beczwarzowsky. Außerdem gehörten noch zum Detachement 2 Unteroffiziere und 17 Reiter von der 4. Eskadron unter Leutnant Freiherr v. Gaisberg, und ein Zug der aus genommenen chinesischen Geschützen gebildeten reitenden

Batterie unter Oberleutnant Rosenbaum. Es sind dies Schnellfeuer-Geschütze, aber von nur mäßiger ballistischer Leistungsfähigkeit und ziemlich unbrauchbar, glaube ich, gegen Erdwerke.

An diesem Tage marschierten wir die bekannte Straße über Liang-wang-tschwang in unser altes Quartier in Tsing-hai und am nächsten Tage weiter bis Tan-kwan-tun. Unterwegs trafen wir große Massen von Chinesen, die nach dem Norden wanderten. Jeder hatte eine zusammengerollte Schlafdecke unter dem Arm, und alle marschierten ausnahmslos im Gänsemarsch, wie es ja auch Javaner und Indianer zu tun pflegen.

Wir kamen früh in Tan-kwan-tun an, und für den Nachmittag wurde die Besitznahme des großen chinesischen Truppenlagers südlich Ma-tschang von dem Detachements-Führer in Aussicht genommen. Die Kompagnie hatte hierzu 3 Offizier-Patrouillen zu stellen und Leutnant v. Gaisberg eine, während der Rittmeister die Führung über alle vier übernahm.

Das Lager liegt etwa 7 km südsüdwestlich von Tan-kwan-tun am Kaiser-Kanal. Es hat viel Aehnlichkeit mit einem deutschen Truppen-Uebungsplatz, nur daß der ganze große Raum durch einen hohen Erdwall mit Toren eingeschlossen ist. In dieser Umwallung befindet sich ein Dorf mit Kantinen, Kaufläden und Wohnungen für Verheiratete, ferner fünf befestigte Lager und eine Art von Zitadelle. Es sind kleine Waldungen vorhanden und fließende Wässer, im übrigen ist der ganze Platz Steppe. Ich hatte je eine Patrouille dem Oberleutnant v. Bassewitz und Leutnant Plewig gegeben, während ich die dritte selbst führte. Wir erhielten nun vom Rittmeister v. Fritsche unsere Aufträge, um den ganzen Truppen-Uebungsplatz zu rekognoszieren. Von den fünf Lagern war das mittelste, das Generals-Lager, in der besten Verfassung. Hier befanden sich auch noch einige bessere militärische Stücke, z. B. eine schöne Pauke und ein paar Fahnen, auf die ich aber keinen Wert legte.

Rittmeister v. Fritsche nahm von dem Platz mit Lagern und Vorräten für Deutschland Besitz, denn es war beim Korps-Kommando der Plan in Erwägung gezogen worden, vielleicht im Sommer hier Truppen unterzubringen. Gegen 4 Uhr waren wir wieder in Tan-kwan-tun.

Hier hatten inzwischen Richrath und Jobst Vorbereitungen zu einem Dîner getroffen, bei welchem Oberleutnant v. Beczwarzowsky unser Gast sein wollte. Im unteren Leihhaus am Kaiser-Kanal, wo die beiden Offiziere im Quartier lagen, war ein sehr schönes Kasino eingerichtet worden, und während Hornig in der Küche unter Leitung von Richrath briet und schmorte, hatte Jobst die Festräume ein-

gerichtet. Hierin bekam er allmählich eine große Gewandtheit. War das Zimmer nicht ganz sauber, so wurden ein paar „Glaser“ besorgt, und in zehn Minuten war der Raum mit schneeweißem Papier neu tapeziert. Um dann eine europäischen Ansprüchen einigermaßen genügende Beleuchtung herzustellen, wurden chinesische Lichter in geschmackvoller Anordnung an die Wände geklebt. Dies geht sehr gut, denn die chinesischen Kerzen sind aus weichem tierischen oder vegetabilischen Talg hergestellt und nur mit einer roten, grünen oder blauen Wachshaut überzogen, um ihnen Festigkeit zu geben.[61])

Als Tischtücher wurden große Bogen koreanischen Fenster-Papiers benutzt und Tisch-Porzellan war bald besorgt. Für flüssige Speisen genügten die kleinen chinesischen Porzellan-Löffel von verdächtiger Form, und nur Messer und Gabel mußte sich ein Jeder mitbringen. Heute hatte es sich zur Feier des Tages die Polizei-Wache des Leihhauses nicht nehmen lassen, beim Essen aufzuwarten. Sie hatte sich in ihre erste Garnitur geworfen und hinter die Stühle der Speisenden verteilt. Hier taten sie nun allerdings weiter nichts, als daß sie den bedienenden Ordonnanzen im Wege waren und sehr aufmerksam und mit ernster Miene die Lichter mit ihren Fingern putzten. Die Stimmung war ausgezeichnet, und das vorzügliche Essen schloß wie gewöhnlich mit Hornig's berühmten Eierkuchen.

Es war uns sehr bald klar geworden, daß bei diesem anstrengenden und aller Annehmlichkeiten baren Leben unter allen Umständen eine gute Küche gesichert sein mußte. Sonst war es auf die Dauer nicht auszuhalten. Für die Unteroffiziere und Mannschaften galt dasselbe, und der gute Gesundheits-Zustand der Kompagnie ist in erster Linie dem zuzuschreiben, daß das Essen immer reichlich und häufig mehr wie reichlich war.

Am 5. März marschierte das Detachement im scharfen Tempo bis Tsang durch. Leutnant Plewig hatte mit einigen Leuten seines Zuges, denen ich auch meinen Hornisten Roszinski und Burschen Sodemann angeschlossen hatte, die Spitze und trabte von Hsing-tsi bis Tsang fast ohne Pause durch, um hier Quartier zu machen. Die Bewohner von Tsang hatten sich durch den Verlauf aller früheren Expeditionen daran gewöhnt, daß die anmarschierenden Truppen frühestens am vierten Tage bei ihnen eintrafen. Hierdurch erklärte es sich, daß Leutnant Plewig bereits dicht hinter Hsing-tsi merkte, daß bei den Chinesen nicht alles richtig war. Mehrfach tauchten Reiter vor ihm auf, die dann in der Richtung auf Tsang fortjagten und ihn wiederum veranlaßten, sein Tempo zu beschleunigen.

Als sich die Truppe der Stadt näherte, fielen einzelne Schüsse; man beachtete sie aber in der Eile des Vorreitens nicht weiter und hielt

14*

sie für Alarmschüsse. In Tsang selbst herrschte die größte Ueberraschung und Aufregung. Kurz vor dem Nordtor setzte sich Leutnant Plewig, gefolgt von Roszinski, Ewald, Sodemann und den übrigen Leuten in Galopp und sprengte die Hauptstraße herunter. Eine große Menschenmenge stob in die Seitenstraßen auseinander, und kurz vor dem Südtor stieß er auf eine Abteilung von etwa zwanzig regulären chinesischen Kavalleristen, die beim plötzlichen Erscheinen der berittenen Infanteristen in wilder Flucht auseinander jagten. Plewig sprengte auf seinem braven Falben hinterher, dicht gefolgt von Roszinski, der einen sehr guten Schimmel ritt, und den übrigen Leuten. Sie holten die letzten der Chinesen ein und Plewig wollte einen derselben gerade packen, als dieser mit plötzlicher Wendung rechts in eine Quergasse abbog. Hierbei fiel er infolge des Beharrungsvermögens mitsamt seinem offenbar in der Eile nicht gut gegurteten Sattel nach links herunter und kam unter das Pferd zu liegen. Ehe aber Leutnant Plewig, der an der Straßenecke vorbeigeschossen war, parieren und wenden konnte, hatte sich der gestürzte Kavallerist losgemacht, warf Uniformrock und Leibriemen mit Seitengewehr fort und verschwand im nächsten Hause. Leutnant Plewig fing das Pferd und übergab es dem Ewald, während er selbst mit Roszinski weiterjagte. Der Rest war etwas zurückgeblieben.



Leutnant Plewig auf seinem Falben

Aber so kurz auch der Halt gewesen war, so hatte er doch den übrigen chinesischen Kavalleristen, die von Anfang an einen weiteren Vorsprung hatten, genügt, um nach Süden zu entkommen. Plewig konnte nicht einmal einige noch sichtbare Reiter durch Feuer verfolgen, denn weder er noch der Hornist Roszinski hatten ein Gewehr. Eine weitere

Verfolgung war ebenfalls ausgeschlossen, denn die Chinesen hatten frische Pferde, während die unsrigen bereits einen Tagesmarsch von 45 km hinter sich hatten. Noch ein zweites Pferd war aber gefangen worden, dessen Reiter wahrscheinlich auf dieselbe Weise entkommen war, wie der erste. Es trug volle Ausrüstung und ein Gewehr im Lederschuh am Sattel. Außerdem hatte ihnen Roszinski noch in dem kurzen Zusammenprall ein Handpferd abgenommen, hatte aber bei dieser Gelegenheit von einem Chinesen eine leichte Hiebwunde über die Hand erhalten.

Hierauf ließ Plewig die Stadt abpatrouillieren, aber ohne Erfolg.

Das zuerst genommene Pferd war ein ziemlich großer Falbe. Am Sattel befand sich rechts ein geladenes Manlicher-Gewehr und links ein Säbel. In den Patronentaschen des Reiters befanden sich 30 Manlicher-Patronen. Da ich bisher noch kein Dienstpferd von der Kompagnie hatte, sondern nur auf eigenen Pferden ritt, so nahm ich ihn mir. Auf Vorschlag von Bassewitz erhielt er den Namen „General Meï", und ist mein einziges Dienstpferd gewesen.

Diese Ueberraschung von General Meï's Vorposten durch Leutnant Plewig läßt es nicht unmöglich erscheinen, daß wir auch bei der Expedition de la Terrasse Erfolg gehabt hätten, wenn wir gleich bis Tsang durchgetrabt wären, anstatt 12 km davor in Hsing-tsi Halt zu machen.

In Tsang bezogen wir unsere alten Quartiere und marschierten am nächsten Tage nach Li-tsun-tschönn weiter. Ich ritt heute zum ersten Mal meinen „General Meï" und bemerkte mit geringer Freude, daß er ein Paßgänger war, oder vielmehr nicht ein Paßgänger, sondern das, was die Nordamerikaner einen „racker" nennen.[65]) Diese Pferde gehen vorne Trab und hinten Galopp. In China ist diese Gangart sehr angesehen, die Pferde des Kaisers müssen so gehen, und ein guter „racker" erzielt den dreifachen Preis eines Trabers. Für unser Gefühl ist diese Gangart aber sehr unangenehm, und es hat mir viel Mühe gekostet, meinem „General Meï" einen vernünftigen Trab anzugewöhnen.

In Li-tsun-schönn bezogen wir unsere bekannten Quartiere und marschierten am 7. März direkt nach Norden in eine Gegend, die bisher noch wenig oder gar nicht fremde Truppen gesehen hatte. Die Einwohner standen in großen Massen am Wege und sahen uns mit erstaunten Gesichtern vorbeiziehen. Der Boden war gut angebaut und die Landschaft zum Teil recht hübsch. Besonders war dies am Tschi-ho-Kanal der Fall, den wir eine große Strecke entlang reiten mußten. Das Land war hier vielfach überschwemmt und Wasservögel tummelten sich in Mengen auf den Gewässern. Auf den Karten ist

diese ganze Gegend ein großer weißer Fleck. Am Nachmittage kamen wir über eine ausgedehnte Steppe, wo man selbst bei der klaren Luft und großen Fernsicht des nördlichen China nur ganz vereinzelt in der Ferne die Umrisse eines Dorfes erkennen konnte. Die ersten Anzeichen des kommenden Frühlings zeigten sich jetzt, die Luft war mild und warm, alles war in guter Stimmung, und die Kompagnie sang Lieder.

Unter Leitung des Vize-Feldwebels ließ ich nachmittags zuweilen Gesangstunde abhalten, und die Kompagnie sang recht gut, besonders die Rheinländer im dritten Zuge. „Drei Lilien, drei Lilien", die Gloria-Variation vom „Guten Kameraden" und „Das Lied der berittenen Infanterie" waren am beliebtesten.



Chinesen am Wege beim Vorbeireiten der Truppen

Es ist während des Feldzuges in China so manches hübsche Lied entstanden, und besonders die Zeit der Besatzungsbrigade scheint sehr fruchtbar gewesen zu sein.

Wie die meisten derartigen Lieder ist „Das Lied der berittenen Infanterie" in der Truppe entstanden, hie und da ist daran gedichtet und zugedichtet worden; ein erheblicher Anteil ist aber immer dem Leutnant Plewig nachgesagt worden. Es enthält einige recht hübsche Stellen, und ich möchte es darum hier folgen lassen; schließlich ist es ebenso gut wie manches andere, das ich in Sammlungen von Kriegsliedern gelesen habe:

Das Lied von der berittenen Infanterie.

Melodie: „Ich bin ein Preuße."

Wir sind zu Pferde, kennt ihr uns, ihr Brüder?
Wir eilen mutig in die Schlacht hinein,

Wir werfen jeden Feind bald vor uns nieder
Und sausen wie der Sturmwind hinterdrein.
:,: Beritt'ne Infanteristen, der Schrecken der Chinisten!
Was der Ulan in Frankreich siebzig war,
Sind wir in China heute ganz und gar. :,:

Wir fürchten nicht den Donner der Kanonen,
Wir fürchten Gott, doch nicht den gelben Mann.
„Nur immer vorwärts!" das ist unsre Losung,
Solang der Pony nur noch laufen kann.
:,: Beritt'ne Infanteristen etc. :,:

Sind wir am Feinde dann herangekommen,
Tönt das Kommando: „Fertig zum Gefecht!"
Die Pferde rasch den Schützen abgenommen!
Die stellen sich zehn Schritt davor zurecht.
:,: Beritt'ne Infanteristen etc. :,:

Da steht der Feind, den sollen wir vertreiben!
Die Kompagnie schwärmt aus und stürmt voran.
Die Ponies aber müssen abseits bleiben,
Damit der Feind sie ja nicht treffen kann.
:,: Beritt'ne Infanteristen etc. :,:

Weit voran stürmen uns're Offiziere,
Und wir, wir folgen mutig hinterdrein;
Doch ach! die Gelben greifen zum Paniere
Der Hasen, und verduften querfeldein.
:,: Beritt'ne Infanteristen etc. :,:

Doch auch hierfür sind wir am rechten Flecke:
Schnell „An die Pferde!" heißt's, und eh's gedacht,
Sitzt jeder fest auf seiner Satteldecke,
Und jetzt geht los die wilde Boxerjagd.
:,: Beritt'ne Infanteristen etc. :,:

Und auch die Boxer sehen es mit Schrecken,
Daß wir sie haben bald am Zopfe fest;
Geschütz, Gewehre, Wagen bleiben stecken
Sie reißen aus und laufen wie die Pest.
:,: Beritt'ne Infanteristen etc. :,:

Und ist die wilde Boxerjagd beendet,
So mancher Sattel, ach, ist leer gemacht,
So mancher Brave, Tapf're liegt verendet,
Besteigt sein Roß wohl nimmermehr zur Schlacht.
:,: Beritt'ne Infanteristen etc. :,:

Man gräbt ein Grab den tapf'ren Kameraden,
Drei Ehrensalven krachen d'rüber hin:
„Lebt wohl, lebt wohl, ihr braven deutschen Brüder,
Wir müssen weiter nach dem Feinde ziehn."
:,: Beritt'ne Infanteristen etc. :,:

Und sind die Wirren wieder hier beendet,
Und herrscht in China Ruhe, Frieden, Glück,
Dann kehr'n wir heim zum lieben Vaterlande
Und denken an die schöne Zeit zurück.
:,: Beritt'ne Infanteristen etc. :,:

Unser Nachtquartier war in Da-bei, einem wohlhabenden Dorfe im Ueberschwemmungsgebiet. Auf den Karten ist in dieser Gegend entweder ein weißer Fleck oder ein großer See.

Der Rückmarsch am 8. März nach Tien-tsin war nur kurz. An den Reishäusern rückten wir noch einmal in Parade an unserem Führer, Rittmeister v. Fritsche, vorbei und zogen dann über die Deutsche Brücke, an der Militärschule und am Bahnhof vorbei in Tien-tsin-Dorf ein.

Alle drei Waffengattungen trafen äußerst frisch ein; wir hatten sechs Tage hinter einander täglich im Durchschnitt 40 km gemacht,



Rennplatz-Bild

und haben noch oft an diese gut geführte Expedition zurückgedacht.

Am Abend nach dem Einrücken von einer Expedition setzten wir Offiziere der Kompagnie uns regelmäßig im Kasino zusammen. Wir rückten dann an eine Ecke des Tisches, der brave Jobst hatte dafür gesorgt, daß der „Mumm" richtig temperiert und auch sonst vielleicht eine kleine Ueberraschung da war, und dann unterhielten wir uns über die Erlebnisse der vergangenen Tage und stärkten uns nach den überstandenen Anstrengungen und Entbehrungen.

Sechs Tage war die Kompagnie von der letzten Expedition zurück, als sie den Befehl erhielt, sich für die Nacht vom 15. zum 16. März zum Ausrücken für längere Zeit bereit zu halten. Diese

Expedition sollte Oberstleutnant Petzel führen, sie wurde aber kurz vorher wieder abbestellt.

Mitte März fand die feierliche Beisetzung der in den Kämpfen um Tien-tsin gefallenen Deutschen statt. Man hatte die Reste dieser Braven nicht ohne Mühe von den verschiedenen Gefechtsfeldern gesammelt, um ihnen auf dem Kirchhof in Tien-tsin eine ungestörte Ruhe zu verschaffen. Die meisten waren verstümmelt und unkenntlich, und nur soweit man die den rachsüchtigen Chinesen gegenüber gebotene Vorsicht gebraucht hatte, sie unter dem be-



Rennplatz-Bild
Oberleutnant v. Bassewitz gibt dem Vize-Feldwebel Anweisungen

fahrenen Wege zu beerdigen, waren sie erhalten. Leutnant Friedrich war an seinen hohen Stiefeln gut zu erkennen. Hohe Stiefel halten offenbar gut aus: als man die Leiche des am oberen Nil von den Bari ermordeten Leutnants Linant de Bellefonds auffand, war von ihm eigentlich auch nicht viel mehr erhalten als die hohen Stiefel, aber zwischen einem Stiefelschaft und dem in ihm steckenden Knochen entdeckte man den Brief Stanley's, welchen der Ermordete vom Ukerewe nach Europa hatte bringen sollen.

Am Sonntag den 17. März fand das erste Rennen der Kompagnie auf dem Platz am Ost-Arsenal statt. Die ganze Kompagnie ritt hierzu

am Nachmittage hinaus, aus der Garnison waren viele Zuschauer gekommen, und die Belustigung fand allseitigen Beifall. Es wurden drei Rennen über 1500 m abgehalten, eines für Unteroffiziere und zwei für Mannschaften. Den Schluß machte ein Offizier-Rennen auf großen Pferden. Für Unteroffiziere und Mannschaften waren kleine Preise ausgesetzt, die ich den Aeltesten der Anwesenden, Hauptmann Beyer, den Siegern zu überreichen bat.

Die unmittelbare Sicherung des Geländes um Tien-tsin war den einzelnen Truppenteilen übertragen worden, und der Kompagnie war das wenig angenehme Dreieck Tien-tsin — Ueberschwemmungsgebiet Ta-ho-tiën — Pei-ho zugefallen. Offizier-Patrouillen mußten daher zu verschiedenen Zeiten dieses Gebiet absuchen. Am 19. März führte ich selbst eine größere Patrouille und nahm, da sie für den ganzen Tag berechnet war, meinen Wagen mit Frühstück und Bier für mich und meine Leute mit. Wir ritten über Liu-tschwang-tse, Hsiau-tiën-tse nach Hsiau-tschwang-tse und von dort nach Osten in die Gegend, wo wir uns am ersten Tage der Expedition Hoffmann verirrt hatten. Hier sah es jetzt ganz anders aus: anstatt des Eises erblickte man große Wasserflächen, auf denen sich Tausende von Vögeln umhertummelten. Die Luft war ebenso bevölkert, denn unzählbare Mengen von Gänsen strichen in ihrer charakteristischen Winkel-Ordnung über die Gegend hinweg. Frühstückspause machten wir in einem Dorfe, welches nach Teng's Angabe Nan-má-ga-ta hieß. Die Ehrenbezeugungen des Ortes erwies ein junger Schriftgelehrter, aber auch die Alten des Dorfes waren erschienen, und als sie sahen, daß wir ungefährlich waren, stand wohl die ganze Gemeinde um uns herum und sah zu, wie uns das Frühstück schmeckte. Bei solchen Gelegenheiten wurde meistens ein Scherz gemacht, der immer wieder Veranlassung zum Lachen gab. Einer der Leute gab dem Schulzen oder einem anderen alten Mann feierlich seinen Zigarrenstummel. Nachdem dieser unter allgemeiner Spannung, Neugierde und Bewunderung ein paar Züge gethan und durch „chau!" sein Wohlgefallen zu erkennen gegeben hat, fängt er an zu husten und gibt den Stummel dem Nächsten. So wandert er von einem zum andern, bis er schließlich unter den Knaben eine Schlägerei herbeizuführen droht.

Von hier ritten wir in südwestlicher Richtung, kreuzten die unholde Ebene von Pei-tsang, passierten das Feld der erfolgreichen Tätigkeit der Umgehungs-Kolonne des Generals Frey in der Schlacht vom 5. August, gingen beim öden Bahnhof über den Bahnkörper und ritten nach Pei-tsang hinein. An meiner Wagenachse war durch den Schmied eine kleine Reparatur vorzunehmen, und wir hatten daher Muße, uns zu überzeugen, daß sich Pei-tsang noch gar nicht

von seiner Zerstörung und Plünderung im Sommer erholt hatte. Den übrigen Orten zwischen Yang-tsun und Tien-tsin ging es im übrigen ebenso.

Schon während unseres Ritts über die Ebene war ein leichter Sandsturm aufgekommen, der sich bald zum Orkan entwickelte und uns den etwa 14 km langen Weg bis Tien-tsin höchst unbequem machte. Zum Glück hatten wir ihn im Rücken; ich glaube, es wäre unmöglich gewesen, ein Pferd gegen diesen Sturm vorzubringen.

Mitte März ließ ich eine Pferde-Stammrolle aufnehmen, die über das Pferdematerial der Kompagnie gute Aufschlüsse gibt. Zunächst die Farbe: unter 178 etatsmäßigen Pferden waren 93 Schimmel aller Schattierungen, sowie 18 Falben und Schecken; dazu kamen noch fünf eigene helle Offizier-Pferde, so daß $^{3}/_{5}$ aller Pferde der Kompagnie hell waren.

Ein Lied des „Schī-kīng" über Pferdezucht,[66]) führt 16 verschiedene Pferde-Farben an, von denen 13 in der Kompagnie vorhanden waren. „Mohrenköpfe" hatten wir nicht, und was unter „Porzellanschecke" und „Glasgeaugten" gemeint ist, weiß ich nicht. Dagegen vermisse ich in der Liste des Liedes den mehrfach bei uns vertretenen Blauschimmel, der sich unverkennbar vom Eisenschimmel unterscheidet. Auch ein paar Mausgraue waren vorhanden; die Falben hatten meistens einen dunklen Aalstrich und einige von ihnen hatten Ansatz von zebraartiger Streifung der Beine.

Wallache und Stuten waren ziemlich zu gleichen Teilen in der Kompagnie vorhanden; es war das Bestreben, die wenigen Hengste nach und nach verschwinden zu lassen, denn sie wurden lästig als der Frühling ins Land zog.

Ueber die Größenverhältnisse geben folgende Zahlen einen Anhalt. Wir hatten je ein Pferd von 1,47 m und 1,46 m; 5 Pferde mit 1,45 m; im ganzen nicht sehr viele über 1,40 m. Dagegen: 3 Pferde mit 1,24 m, je 1 Pferd mit 1,25 m und 1,26 m; unter 1,30 m waren aber im ganzen nur wenige Pferde vorhannden.

Das Durchschnittsalter haben wir auf 7—8 Jahre geschätzt; etwa 25 Ponies waren 13 Jahre und älter; etwa 16 dagegen $4^{1}/_{2}$ Jahre und jünger. Aelter als 18 Jahre war kein Pferd.

Jeder Mann mußte sich für sein Pferd einen Namen auswählen; dieser Name blieb dann dem Pferde dienstlich und wurde auf einem kleinen Schilde über dem Stallplatz ersichtlich gemacht. Im allgemeinen waren es menschliche Vornamen; wer einen Wallach hatte, gab ihm den Namen eines guten Freundes oder Bruders, und die Besitzer einer Stute haben ihr Tier wohl zumeist durch den Namen ihres „Schatzes" in der Heimat ausgezeichnet. Auf diese Weise

kamen natürlich viele Wiederholungen vor, aber das machte nichts aus, da ja jedes Pferd seine eingebrannte Nummer hatte. So waren „Fritz" elf Mal, „Hans" neun Mal und „Max" sieben Mal vertreten; „Liese" oder „Lieschen" acht Mal, „Lotte" sieben Mal und „Frieda" sechs Mal. Aber auch Namen von etwas höheren Ansprüchen fehlten nicht, so „Imperator", „Seydlitz", „Zieten", „Blücher", „Gneisenau", „Scharnhorst", der Burengeneral „Joubert" und der Assyrerkönig „Sardanapal". Chinesische Namen waren nur in meinem Stall zu finden, wo neben „General Meï" zwei Stuten „Tschang-gaudi" und „Meóla" standen.



Leutnant Jobst mit „Prinz Tuan" und den beiden Ziegen

Es war streng verboten, Mähnen und Schweif zu beschneiden; hierdurch unterschieden wir uns äußerlich von der Berittenen Kompagnie Danner, wo beides kurz geschnitten war.

Das Sattelzeug der Mannschaften trug die Nummer ihres Pferdes; es mußte nach dem Absatteln sofort ins Quartier gebracht werden, wo es seinen Platz hatte, und kam erst kurz vor dem Satteln wieder in den Stall.

Außer unseren Pferden und Maultieren hatten wir noch einige andere Wesen, die uns lieb geworden waren, und die uns sozusagen wichtige Mitglieder der Kompagnie wurden. Da waren zuerst „Prinz Tuan",[67]) ein kleiner Esel, der aus Da-bei mitgekommen war, und seine beiden unzertrennlichen Gefährten, der Ziegenbock „Hänsel" oder „Li-Hung-Tschang" und die Ziege „Grethel" oder auch „Mietze" genannt. Dann die Gans „Quai-quai-la", die sich uns auf der Expedition Zielke angeschlossen hatte, und eine wilde Gans, welche Leutnant Richrath geschenkt hatte. Als im Frühjahr die Scharen der wilden Gänse über Tient-sin flogen, da machte dieses arme Tier immer ver-

zweifelte Versuche sich mit seinen beschnittenen Flügeln zu erheben und den Gefährten in die Freiheit nachzueilen.

Endlich waren noch drei weiße Enteriche da, die von meinem Hühnerhof in Yang-tsun stammten, die ich aber im Frühjahre wegen schlechter Führung aus meinem Stall hatte entfernen müssen; viel anständiger benahmen sie sich auf dem Stallhof aber auch nicht. Alle diese Tier liefen auf den Höfen herum, und zuweilen fand sich auch mein Pinscher „Hunibald" ein, um die Ställe auf Ratten zu revidieren.

Bestimmten Klassen von Chinesen war dann und wann der Eintritt in die Kaserne gestattet. Vogelhändler, Zauberkünstler, Gaukler,



Wandschmuck in der Kantine der Berittenen Kompagnie

durften zuweilen, Hühneraugen-Doktoren und Barbiere aber immer hinein, denn auf guten Haarschnitt und Rasieren wurde in der Kompagnie scharf gehalten. Wenn die Messer in der vorgeschriebenen Weise rein gehalten wurden, war nichts zu befürchten, und in der Tat ist auch bei der Kompagnie kein Fall von Haut- oder Haarkrankheit vorgekommen.

Zur Unterhaltung hatte ich für die Leute eine kleinere und zwei große Ziehharmonikas angeschafft, und in der Kantine lagen Zeitschriften aus, so viel nur zu erlangen waren. Die Preise in der Kantine waren so niedrig, wie es irgend anging; einzelne Dinge, wie Mineralwasser und Strümpfe wurden zum Einkaufspreis abgegeben. Und doch war alles teuer, sehr teuer, verglichen mit den Preisen in der Heimat: eine Flasche Bier kostete 70 Pf., eine große Flasche

Mineralwasser 50 Pf., eine Zigarre $5^1/_2$ und 6 Pf., ein Paar Strümpfe 50 Pfennige.

Aber vernünftige Leute haben doch ziemlich viel gespart; ihre Gelder konnten sie bei der Kompagnie verwalten lassen, und häufig haben sie angesammelte Summen von mehr als 60 M. nach Hause geschickt.

Meistens kam von den Expeditionen etwas übergespartes Vieh mit; dann klapperten die Hackemesser in der Küche und lieferten uns ausgezeichnete Wurst. Die jedem Mann täglich zustehende Wein-Ration von $^1/_4$ Liter habe ich meistens in Gestalt von Tee-Punsch abends nach dem Dienst ausgeben lassen. Tee mit Wein schmeckt ausgezeichnet, und die Leute mochten dieses gesunde Getränk sehr gern; nur gehörig süß mußte es sein, so daß der gelieferte Zucker nicht ausreichte und von der Kompagnie gekauft werden mußte.

Mitte März überreichten mir die Einwohner unseres Viertels einen großen rotseidenen Ehrenschirm mit zwei Fahnen und einer Ehrentafel, aus „Anerkennung für die gute Führung der Kompagnie". Sie zogen mit einem Heidenspektakel und Musik vor meine Wohnung, und hier hielt der älteste Stadtrat eine feierliche Ansprache, die mir Teng übersetzte. Dieser hatte als moderner Chinese auch gleich für die Anwesenheit eines Photographen gesorgt, welcher nach Beendigung der Feier in Tätigkeit trat.

Die vor einigen Tagen verschobene Expedition sollte nun doch vor sich gehen, und der 24. März, ein Sonntag, fand uns tätig, um die Kompagnie zum Ausrücken für die nächste Nacht bereit zu machen. Zu unserem Bedauern traf aber am Nachmittag die Nachricht ein, daß die Kompagnie zwei Züge zurückzulassen habe. Ich bestimmte hierzu den 1. und 2. Zug unter Führung von Oberleutnant v. Bassewitz.

Schon am Tage vorher hatte ich je eine Offizier-Patrouille unter den Leutnants Richrath und Jobst nach Yang-tsun und Tang-ku schicken müssen, welche die spätere Verbindung mit den von hier kommenden Kolonnen sicher stellen sollten.

Ich war daher zunächst gänzlich ohne Offiziere, und es war mir sehr angenehm, als noch am Abend der Oberleutnant Freiherr v. Schleinitz der Kompagnie für die Dauer der Expedition zugeteilt wurde.

Das Detachement wurde vom Oberstleutnant Petzel geführt, zu dessen Stabe außer einigen Adjutanten der Hauptmann Eckermann gehörte.



Die Ueberreichung des Ehrenschirms

Es bestand aus folgenden Truppen:

1. 4. Kompagnie 5. Regiments, Oberleutnant Rogge.
2. 6. Kompagnie 6. Regiments, Hauptmann Kast.
3. $^1/_2$ Berittene Kompagnie 5. Regiments, Oberleutnant Friederici.
4. Berittene Kompagnie 6. Regiments, Oberleutnant Danner.
5. 3 Züge 3. Eskadron, Rittmeister v. Kaehne.
   1 Zug 4. Eskadron, Leutnant Freiherr v. Gaisberg.
6. 1 Zug der reitenden „chinesischen" Schnellfeuer-Batterie, Leutnant v. Ondarza.
7. 1 Zug berittener Fuß-Artilleristen, Leutnant Ritter und Edler v. Rogister.

Am 25. März, 1 Uhr 30 Minuten nachts, marschierte die Kompagnie nach dem Sammelplatz des Detachements ab, welcher da war, wo der Weg dicht südlich des Lutai-Kanals unter dem Eisenbahndamm hindurchgeht. Die Berittene Kompagnie Danner verlor bei diesem Anmarsch einen ihrer Leute, der beim Kreuzen der französischen Brücke mit dem Pferde in den Pei-ho fiel und ertrank. Auch sonst wurden wir etwas aufgehalten, so daß der Abmarsch verspätet erfolgte.

Der Zweck der Expedition war, mit den Räuberbanden, die sich in unangenehmer Weise und in großer Anzahl in dem Gelände nordöstlich von Tien-tsin bemerkbar machten, einmal gründlich aufzuräumen. Uebereinstimmende Angaben der Einwohner bestätigten die Beobachtung, daß als Haupt-Räubernester anzusehen waren: Tschönn-tan, Tschi-tsiën-tang (Tschi-tschöng-tan), Sa-lin-tse und Hwai-yü-tiën. Auf die ersten beiden zielte Oberstleutnant Petzel in dieser Nacht; alle seine Truppen, aus Yang-tsun, Tang-ku und Tien-tsin kommend, waren hierauf angesetzt und sollten gleichzeitig um 5 Uhr morgens vor diesen Dörfern eintreffen. Es war ein guter Plan und er wurde gut angesetzt und gut durchgeführt; es fragt sich nur, ob bei der Vielseitigkeit der Truppen auch überall die genügende Vorsicht gebraucht worden ist, um den Plan geheim zu halten. Ich hatte meinem Dolmetscher Teng am Nachmittag eröffnet, daß wir in der Nacht ausrücken würden, und von diesem Augenblick an hat er nicht mehr die Kaserne verlassen dürfen; weder er noch die Kompagnie wußte, in welche Richtung der Marsch ging.

Die Eskadron v. Kaehne, welche Leutnant Richrath mit einer Patrouille begleitete, und der Fußartillerie-Zug, mit welchem Leutnant Jobst ritt, hatten von Yang-tsun und Tang-ku aus sehr beschwerliche Nachtritte von etwa 45 km. Richrath verlor unterwegs ein Pferd mit vollständiger Ausrüstung; in der Dunkelheit waren Roß

und Reiter über einen Graben gestürzt, das Pferd lief fort und war nicht wiederzufinden.

Der Leutnant v. Rogister, bei welchem Jobst ritt, war schon Sonntag abends um 10 Uhr aus Tang-ku ausgerückt, hatte also annähernd sieben Stunden gebraucht, bis er am befohlenen Platze eintraf.

Der Hauptteil des Detachements in Tien-tsin marschierte ebenfalls in mehreren Kolonnen getrennt. Nach dem ursprünglich ausgegebenen Befehl sollte ich die rechte Kolonne führen und hatte noch am Sonntag Nachmittag persönlich den Anfang des Weges rekognosziert. Jetzt an Ort und Stelle wurde ihr noch der Artillerie-Zug des Leutnants v. Ondarza zugeteilt, und Hauptmann Eckermann nun zum Führer dieser Kolonne bestimmt.

Ein Nachtmarsch ist immer eine eigene Sache, schon im Manöver, und wenn der Feind, den wir erhofften, auch keineswegs im Rufe der Gefährlichkeit stand — wer konnte wissen was uns bevorstand? Ist doch China das Land der Ueberraschungen! Es war sternenklar, und auch der Mond schien, aber die öde Landschaft gewann dadurch sehr wenig. Es ist wahr, es gibt Gegenden, deren Naturschönheit erst in der feierlichen Stille einer klaren Mond- oder Sternennacht die richtige Weihe erhält. Bernardin de Saint-Pierre vergleicht die Natur mit einem herrlichen Weibe, welches dem Beschauer am Tage nur die Schönheit seines Antlitzes zeigt, bei Nacht aber dem Geliebten seine geheimen Reize enthüllt.[68]) Tschili gehört nicht zu diesen bevorzugten Gegenden, und man müßte ein wunderlicher Liebhaber sein, um zu finden, daß die spärlichen Reize der Ebenen am Pei-ho durch die Nacht gewinnen. Bald merkten wir, daß auch in der Dunkelheit dem bewunderungswürdigen chinesischen Nachrichtenwesen nur wenig verborgen bleibt; in der Stille der Nacht ertönten die dumpfen, feierlichen Töne des Lo, des Gongs, von Dorf zu Dorf: unser Anmarsch war erkannt, wenn man auch vielleicht unser Ziel nicht wußte.

Sonst ging im Anfang des Marsches alles gut, allmählich aber wurde unser Kolonnen-Führer unruhig wegen des Weges. Er vertraute seinem Dolmetscher nicht ganz, und glaubte, wir kämen zu weit nach links. Ich hatte aber mit meinem Dolmetscher Teng die Sache genau besprochen, und wußte, daß alles in Ordnung war. Er hatte mir auf der japanischen Karte, welche die Namen in lateinischer und chinesischer Schrift trägt, das Dorf Tschi-tsiën-tang richtig vorgelesen und hatte dann bei Chinesen festgestellt, daß wir uns auf dem richtigen Wege befanden.

Hauptmann Eckermann zweifelte aber, zwei-, dreimal wurde Halt gemacht, ich mußte meinen Teng das schon mehrfach Ge-

fragte immer noch einmal fragen, und wäre ich seiner nicht so sicher gewesen, hätte ich mich nicht für ihn beinahe verbürgt, Hauptmann Eckermann wäre unzweifelhaft nach rechts abgebogen, und das Detachement wäre in die Wüste von Kün-liang-tschöng geraten. Als nun aber gar die Kompagnie Danner, welcher ein Marschziel mehr nördlich von dem unsrigen angewiesen war, sich von links her kommend auch auf unsere Marschstraße setzte und behauptete, auf dem richtigen Wege zu sein, da war das Vertrauen unseres Führers in meinen Teng gänzlich erschüttert. Und doch war er es, welcher Hilfe brachte.

Wir hielten in einem Dorf, um einen einheimischen Führer zu suchen; aber kein lebendes Wesen ließ sich blicken, die Häuser waren von innen verriegelt, und es wäre vergeblich gewesen, durch gewaltsames Einbrechen die Hausbewohner fangen zu wollen. Da erblickte Teng einen schwachen Lichtschimmer, und sogleich kletterte ich mit ihm und ein paar Leuten über die Hofmauer. Als wir näher traten, konnten wir gerade sehen, wie sich hinter dem von innen erleuchteten Papierfenster ein Schatten vom Lager erhob. Beim Eintreten fand ich wieder bestätigt, was ich schon wußte, daß sich die Chinesen nämlich vollständig nackt zu Bett legen. Wir hatten Glück, denn es war ein Polizist des Dorfes, welcher seine Lampe auf der Polizeistube für die Sicherheit des Dorfes wachen ließ, und welchen das Geräusch beim Ersteigen der Mauer erweckt hatte. Er mußte sich anziehen und wurde zum Hauptmann Eckermann gebracht, welcher noch keinen Führer gefunden hatte. Unser Polizist bestätigte, daß wir auf dem richtigen Wege waren, und mußte nunmehr als Wegweiser dienen. Wie aber die beiden Kolonnen auf demselben Wege sein konnten, obwohl sie verschiedene Marschziele hatten, war immer noch nicht aufgeklärt. Erst als wir gegen 5 Uhr morgens an Ort und Stelle waren, stellte es sich heraus, daß die beiden Dörfer Tschönn-tan und Tschi-tsiën-tang, welche nach der Karte gut 2 km auseinander liegen sollten, ein und dasselbe Dorf sind.

Die Bewegung auf Tschi-tsiën-tang klappte ausgezeichnet: Kaehne, Gaisberg, Danner, Eckermann, Rogister, alle waren sie pünktlich da und hatten das Nest umschlossen. Man muß diese nächtliche Operation als auffallend gut gelungen bezeichnen, wenn man die mangelhaften Karten und teilweise schlechten Wege in Rechnung zieht und wenn man nicht vergißt, daß Kaehne und Rogister von Punkten losritten, die 70 km in der Luftlinie auseinander liegen.

Auch der Detachements-Führer selbst sollte die Schwierigkeiten eines Nachtmarsches kennen lernen; denn durch ein Versehen seines

15*

Dolmetschers verfehlte er mit seinem Gros bei Ho-kia-tse den Weg und traf erst mit starker Verspätung vor Tschi-tsiën-tang ein.

Wie alle Dörfer dieser Gegend, und wie es ja leider auch Plewig im Scharmützel bei der ganz in der Nähe liegenden Wu-tau-kiau hatte erfahren müssen, war Tschi-tsiën-tang völlig mit Gräben umgeben und nur von den paar Eingängen aus zu betreten. Wir stießen aber gleich auf einen solchen Eingang und ritten hinein, während ein großer Teil der übrigen Truppen zunächst noch draußen bleiben mußte. Ich ließ mich sofort zum Hause des Orts-Vorstehers führen und fand nach einigem Klopfen Einlaß. Seine Gnaden waren gerade dabei, sich eilig anzuziehen, und ich habe den Eindruck gehabt, daß es uns doch gelungen ist, überraschend zu kommen. Dies scheinen auch einige vorgefundene unzweifelhafte Reitpferde zu bestätigen, deren Vorhandensein in einem Dorf doch immerhin einen gewissen Verdacht auf Beteiligung am Räuberhandwerk aufkommen lässt, und welche die Chinesen leicht hätten entfernen können, wenn sie benachrichtigt gewesen wären. Sie beweisen schließlich aber nichts, und andere Anzeichen, besonders Waffen, sind trotz eingehenden Suchens nicht gefunden worden.

Nach Ankunft des Detachements-Führers wurden die Quartiere verteilt, und den Berittenen Kompagnien das einige Kilometer entfernt liegende Sa-lin-tse zugeteilt. Zu den erwähnten Gräben gesellen sich hier auch häufig Dämme, und die ganze Gegend ist für Truppenbewegungen äußerst schwierig, dagegen wie geschaffen für Räuberbanden, die das Gelände kennen. Der Weg nach Sa-lin-tse schien ganz wo anders hinzuführen, und ich ließ mich wieder verleiten, abschneiden zu wollen, obwohl ich mir nach einer bösen Erfahrung heilig und fest vorgenommen hatte, dies nie wieder zu tun. Die Kompagnie gelangte in ein ganz wüstes Gelände voller Gräben und Dämme, und kam erst nach einem beschwerlichen Marsch in ihr Quartier. Ich habe im ganzen drei Mal ein solches Versehen gemacht, jedes Mal mehr oder weniger durch die Gegend oder durch vormarschierende Abteilungen verführt. Wenn es schon in unseren heimatlichen Manövern häufig gefährlich ist, abzuschneiden, weil eine ganz geringe Verkürzung gewöhnlich auf Kosten der Beine der Mannschaften erlangt wird, so ist es in der Tat geradezu ein Vergehen, in China vom betretenen Wege herunterzugehen.

In Sa-lin-tse lag ich wieder in einer Kauliang-Schnapskneipe, deren Wirt einen ganz verbotenen Eindruck machte; er schien mir durchaus fähig, über Nacht seinen Gästen die Hälse abzuschneiden. Dabei zeigte er noch eine Dickfälligkeit, die an Frechheit grenzte

und die ihm einen offenbar wenig erwarteten Denkzettel von seinen Gästen eintrug.

Sa-lin-tse entsprach in der Tat in jeder Hinsicht seinem Ruf; es war sicherlich ein Räuber- und Hehlernest erster Klasse, aber Waffen waren auch hier nicht zu finden. Im übrigen war es so überlegt und wurde so wenig rücksichtsvoll behandelt, daß dieser Tag den Einwohnern wohl eine kleine Lehre gewesen sein wird.

Am nächsten Morgen maschierten wir zunächst wieder nach Tschi-tsiën-tang und erfuhren, daß eine Teilung des Detachements vorgenommen werden mußte. Es hatte sich nämlich herausgestellt, daß es unmöglich war, die berittenen Waffen und die Bagage auf direktem Wege nach dem nur etwa 12 km entfernten Hwai-yü-tiën, unserem nächsten Marschziel, hinzubringen. Denn die Brücke von Wu-tau befand sich noch in demselben Zustande der Zersörung wie zur Zeit von Plewig's Scharmützel, und es war kein Material vorhanden, um über den breiten und tiefen Kanal eine für Pferde und Karren ausreichende Brücke oder Fähre zu bauen. Für Infanterie aber gelang dies, und während jene auf dem direkten Wege nach Hwai-yü-tiën marschierte, setzte sich der Detachements-Führer an die Spitze der berittenen Waffen, um auf dem großen Umwege über Hsi-ti-tóu und Ti-tóu-tiën dasselbe Marschziel zu erreichen. Zur Deckung der Bagage hatte ich einen Zug zu kommandieren und befahl hierzu den Leutnant Jobst mit seinen Leuten.

Gegen Schluß dieses Marsches übernahm der Rittmeister v. Kaehne die Führung der berittenen Infanterie und Kavallerie, um diese von drei Seiten auf Hwai-yü-tiën anzusetzen. Denn man wußte nicht, ob unsere Infanterie dort schon eingetroffen war, und ob man dort vielleicht feindliche Banden überraschen konnte.

Aber jetzt kam wieder ein Wasserlauf, der einen gewissen Aufenthalt bereitete. Man hatte große Massen von Kauliang-Stroh in das Wasser werfen lassen, und Oberstleutnant Petzel beaufsichtigte persönlich das Uebersetzen der einzelnen Truppenteile. Ich folgte der Kavallerie und trabte am anderen Ufer sofort wieder an, denn wir waren ja auf Hwai-yü-tiën angesetzt und losgelassen, und ich konnte um so weniger Zweifel haben, als mir auf etwa 800 m der berittene Fußartillerie-Zug folgte. So trabten wir über diese weite Ebene; vor mir die vier Kavallerie-Züge, zwischen einem jeden ein Abstand von 2—300 m, dann 1000 m dahinter mein Häuflein, und hinter mir der Leutnannt v. Rogister. Plötzlich kam von hinten im wilden Galopp ein Reiter angesprengt, welcher den Befehl vom Detachements-Führer brachte umzukehren, weil wir „falsch" seien. Dies rief er mir im Vorbeireiten zu und sauste dann nach vorn weiter. Ich ließ halten und absitzen,

aber ich machte zunächst nicht Kehrt, weil mir die Sache zu wunderbar vorkam und weil ich auch den Zug der Fußartilleristen ruhig weiter traben sah. Leutnant v. Rogister erklärte mir, er habe einen so unverständlichen Befehl erhalten, daß er weiterreiten werde; ich sagte ihm, was ich gehört hatte, aber er meinte, dies sei Alles höchst unklar, er werde den deutlichen Befehl ausführen und weiter traben. Als ich noch schwankte, was zu tun sei, sahen wir ganz in der Ferne zwei Punkte, die man mit dem Glase als Oberstleutnant Petzel und seinen Adjutanten erkennen konnte.

Ich galoppierte den schnell Heraneilenden entgegen und erhielt die Bestätigung, daß wir fälschlich weitergeritten seien und wieder zurück müßten. Wodurch dies Versehen hervorgerufen worden war, ist immer etwas unklar gelassen worden; die einfachste Lösung dürfte aber wohl die sein, daß bei den Anordnungen über die Einzelheiten des letzten Kanal-Ueberganges vergessen worden war, „Halt“ zu befehlen.

Blickt man von dem Ort, wo ich jetzt war und den Befehl für die Nacht erhielt, nach rückwärts in die Gegend, aus der wir kamen, so sieht man drei Dörfer nebeneinander liegen, die von links nach rechts mit 1, 2, 3 bezeichnet werden mögen. Hinter Nr. 1 lagen aber noch zwei andere Dörfer, 4 und 5, so, daß sie von Nr. 1 verdeckt waren, also von vorn nicht gesehen werden konnten. Die fünf Dörfer bildeten also etwa einen rechten Winkel, mit Nr. 1 im Scheitelpunkt. In letzterem Orte lag Leutnant v. Ondarza mit seinem Schnellfeuer-Zuge, in Nr. 2 lag ich mit meiner halben Kompagnie und in Nr. 3 Leutnant v. Rogister. In Nr. 4 und 5 endlich lagen Oberleutnant Danner mit seiner Kompagnie und Leutnant v. Gaisberg mit seinem Zuge. Unser Dorf, Fu-kia-tai, war klein und ärmlich, reichte aber für die beiden Züge aus. Leutnant Jobst mit seinem Zuge und der Bagage traf zum Glück erst ein, als wir von unserem Abstecher nach Hwai-yü-tiën bereits zurück waren.

Gegen Abend ertönte plötzlich Gewehrfeuer aus der Gegend von Föng-kia-tai, dem Quartier der Kompagnie Danner; sehr bald wurde es heftig, man hörte deutlich die Kommandos zu Salven und lebhaftem Schützenfeuer herüberschallen. Ich ließ sofort alarmieren und rückte mit dem größten Teil der beiden Züge aus. Im Eifer, schnell heranzukommen, schnitt ich wieder ab und geriet wieder in schwer gangbares Gelände, diesmal zum Glück aber nicht derart, daß wir dadurch aufgehalten wurden. Am Dorfrand von Föng-kia-tai fand ich den Leutnant v. Holleben mit seinem Zuge ausgeschwärmt liegen, und erfuhr von ihm, daß Oberleutnant Danner mit drei Zügen zu Fuß und Leutnant v. Gaisberg mit seinem Zuge zu Pferde ausgerückt seien. Ueber die Art und den Aufenthalt des Feindes war nichts zu erfahren, und so

beschloß ich denn auf gut Glück in die Gegend hineinzureiten, wo vorher gefeuert worden war und wohin auch die übrigen Truppen abgerückt waren. Die Nacht war stockfinster, und die Gefahr lag nahe, daß man sich gegenseitig beschoß. Nicht ein Laut war aus der Gegend zu hören, in welche Danner und Gaisberg ausgerückt waren. So machte ich denn nach einem etwa halbstündigen Ritt wieder Kehrt, beruhigte beim Durchreiten durch Dorf 1 den Leutnant v. Ondarza, welcher seine beiden Geschütze gefechtsbereit aufgestellt hatte, und ritt in unser Quartier zurück. Später in der Nacht kam dann die Mitteilung von Oberleutnant Danner, daß der Alarm ein falscher gewesen war und einige, allerdings sehr verdächtige Kulis die Veranlassung gegeben hatten.

Die Kompagnie Danner schied übrigens am nächsten Morgen aus dem Detachement aus und kehrte nach Tien-tsin zurück.

Die nächsten beiden Marschtage waren nur merkwürdig durch zwei beschwerliche Uebergänge, einmal bei Pei-hwai-yü-tiën über einen breiten Verbindungs-Kanal, und dann über den Lutai-Kanal. Am Nachmittage dieses Tages kamen wir nach Tsching-kia-to ins Quartier. Der Artillerie-Zug v. Ondarza lag ebenfalls hier, und deswegen erhielten wir einen besonderen Orts-Kommandanten, Hauptmann Eckermann.

Auch hier war die ganze Gegend mit Gräben und Kanälen durchzogen, und die Einwohner waren bei unserer Ankunft eifrig damit beschäftigt, Weiber, Kinder und Vieh mittels flacher Boote auf die andere Seite eines breiten Wasserlaufs zu bringen.

In diesem Dorfe wurden zwei meiner Kulis verklagt, einen Dorfbewohner bestohlen zu haben. Der eine war ein Junge, ein ständiger Kuli der Kompagnie, der andere ein Aushilfe-Kuli, ein kräftiger junger Bursche. Ich ließ mir die beiden Angeschuldigten bringen, die natürlich alles leugneten, obwohl man den Bengeln von vornherein das Schuldbewußtsein und die Angst vor Strafe ansah. Beim älteren fand sich ein dem Bestohlenen gehöriges Tuch vor, und es wurde festgestellt, daß der Kleine mit ihm zusammen gewesen war. Strafe mußte sein, und so erhielt der Junge 10 und der Aeltere 15 Hiebe. Sie hatten Glück, denn hätte man sie ihren eigenen Behörden ausgeliefert, so hätten sie neben einer längeren Untersuchungshaft schon allein hierbei das Doppelte und Dreifache der Prügel erhalten. Jetzt hatten sie noch sogar die Ehre, die Peitsche zu kosten; denn ,,das Ding, das die chinesische Gesellschaft zusammenhält", wie Professor Hirth sagt, der Bambus, ist für die Chinesen, während die ehrenvollere Peitsche nur für die Mandschus ist. „Zwanzig oder dreißig Bambushiebe auf das Gesäß," sagt P. Prémare, ,,ist, so zu sagen, das

tägliche Brot der Chinesen. Es ist eine väterliche Ermahnung der Mandarinen, welche nichts Ehrenrühriges an sich hat.“ Bambus-tschau-tschau, wie wir es nannten, ist da für alle, ob reich, ob arm, nur Beamte in Stellung und selbst schon der siu-tsai, der Baccalaureus, sind ausgenommen.

Das Handwerkszeug zur Vollziehung dieser Strafe ist ein breites und langes, gespaltenes Bambusrohr, und nicht etwa das bei uns in den Schulen wohl zu diesem Zweck verwendete dünne Stöckchen, welches man in der Handelssprache Pfefferrohr nennt und welches eine braune Sorte von Bambus ist.

Bambushiebe werden für alle möglichen Arten von Versehen und Vergehen verordnet: für Stehlen von Kleinigkeiten, für Beleidigungen und Schlägereien; für Schuldenmachen ohne Bezahlen zu können und das Einschlagen eines falschen Beschwerde- oder Rechtsweges; für das Heiraten zu naher Verwandten und für unsittlichen Lebenswandel. „Dann und wann,“ sagt Davis, „sehen sich die Chinesen genötigt, Redlichkeit in ihre Beamten und Tapferkeit in ihre Generäle hineinzuprügeln“; ebenso wie der buddhistische oder taoistische Geistliche Bambus-tschau-tschau erhält, welcher sich eigenmächtig und ohne Weihe das Haupt hat scheeren lassen, ebenso hat man es einen General empfangen sehen, welcher bei einem Kriegszuge zu viel Leute verlor, und einen kaiserlichen Hofarzt, welcher ein ungenaues Rezept schrieb.[69]) Ein Ehrenessen, welches die Behörden von Amoy den ersten Holländern in China, den Abgesandten des Admirals Rijersen, vorsetzten, begann damit, daß man einen Chinesen hereinschleppte, ihm die Hosen herunterzog und coram publico 15 Portionen Bambus-tschau-tschau verabfolgte. Der Grund war, daß von den für die Holländer bestimmten Tafeln arg genascht worden war. Den Holländern von damals kam dies Verfahren übrigens keineswegs sonderbar vor, denn bei ihnen war die Prügelstrafe so gang und gäbe, daß zwei Drittel aller kriegsgerichtlichen Urteile, welche während dieser Reise gefällt wurden, diese Strafe verhängten.[70]) In jenen Zeiten wurden auf den deutschen Universitäten noch die Studenten mit Prügeln bestraft, die Hofdamen wurden mit Ruten gestrichen, und die Königin Katharina von Medici ließ es sich nicht nehmen, dies bei ihren Damen persönlich zu besorgen; wer in Massachusetts um 1646 seine Gattin oder Schwester auf der Straße küßte, hatte Prügelstrafe zu erwarten. Seitdem hat sich unsere Bildung gewaltig gehoben, unsere Auffassungen haben sich geändert und haben die Prügelstrafe entbehrlich erachtet. Bei den Chinesen, Negern und vielen anderen Völkern haftet sie aber jetzt noch ebenso in den Gesetzen und Auffassungen, wie bei uns vor 300 Jahren, und

diese ganzen Völker müssen erst gründlich reformiert werden, ehe sie die körperlichen Strafen, die zu ihren Fundamentalgesetzen gehören, entbehren können. Bei allem Mitgefühl für unterdrückte Völker und mißhandelte Rassen ist es unmöglich, mit Leuten zu diskutieren, die vom grünen Tisch her über Anwendung von Prügelstrafe in Asien oder Afrika wimmern.[71])

Am 29. März hatte die Infanterie Ruhetag, den berittenen Waffen jedoch war je ein Geländeabschnitt zugeteilt worden, den sie durch Patrouillen aufzuklären hatten. Die Kavallerie war nach Hause entlassen worden, falls nicht inzwischen etwas vom Feinde gemerkt werden sollte. Ich teilte 2 Patrouillen ein, eine stärkere und längere, die ich selbst führte und später zu teilen gedachte, und eine zweite, kürzere, mit der Leutnant Richrath erst am Vormittage abreiten sollte. Ein wenig wollte ich doch auch vom Ruhetag haben und ritt daher erst um 8 Uhr morgens ab; Oberleutnant Freiherr v. Schleinitz nahm ich mit mir, damit er später nach der Teilung die Führung der anderen Hälfte übernehmen könne, und auch der Feldwebel der Kompagnie begleitete mich. Wir ritten zunächst bis Pan-örr-tschwang und trafen hier eine Unteroffizier-Patrouille von der berittenen Fußartillerie, die ziemlich ratlos war. Der Führer hatte den Auftrag, den Verbleib von Rittmeister v. Kaehne festzustellen, hatte aber weder hierüber etwas erfahren können, noch wußte er, wo er sich selbst befand, denn mit den Indiern hatte er sich nicht verständigen können.

Ich nahm ihn mit nach der englischen Etappe Pan-örr-tschwang und erfuhr von einem indischen Unteroffizier, daß Rittmeister v. Kaehne hier die Nacht zugebracht habe, aber schon am frühen Morgen nach Westen, also nach Yang-tsun, aufgebrochen sei. Ich entließ die Artillerie-Patrouille, um dem Detachementsführer diese Meldung zu überbringen, und setzte meinen Weg fort. Von Sun-tschwang-tse schickte ich den Feldwebel Voigt mit einer kleinen Patrouille in südöstlicher Richtung nach Tsching-kia-to zurück, während ich selbst direkt nach Norden weiterritt. Es war ein schöner, angenehm warmer Vormittag, und die weite Ebene erfreute uns durch den Anblick vieler und auffallend schöner und hoher Sandhosen. Gleich Geistern aus Tausend und einer Nacht schwebten sie über der Ebene dahin und wirbelten mit der Schleppe ihres Gewandes den gelben Staub auf.

In Mau-tschwang, einem Dorfe etwa 4 km südlich Pai-tschwang, machte ich Halt. Der Ort lag verhältnismäßig hoch über der in der Regenzeit überschwemmten Ebene; er war ringsherum leicht befestigt und die beiden Eingänge besaßen schließbare Barrikaden. Die Bewohner schienen mir unruhig zu sein, und an der Verschanzung glaubten

wir Spuren neuer Arbeit zu entdecken, aber Teng konnte aus den Leuten nichts heraus bekommen, und das Leben und Treiben im Dorfe ging im übrigen seinen gewöhnlichen Gang. Die Bewohner abgelegener Dörfer werden von den Räubern auf das härteste terrorisiert. Sie wagen nichts Nachteiliges zu sagen, weil sie immer fürchten müssen, von den unter ihnen lebenden Gesinnungsgenossen und Anhängern der Räuber verraten zu werden, und der erbarmungslosen Rache der Räuber früher oder später anheim zu fallen. Aus-



Auf der Landstraße am Dorfeingang

reißen der Zunge, Eingießen von glühendem Oel in den Mund, lebendig Verbrennen, sind als Racheakte zu unserer Zeit in dieser Gegend vorgekommen.

Wir fütterten und tränkten hier unsere Pferde und nahmen unser Frühstück ein. Man konnte die flache Ebene auf viele Kilometer weit übersehen, besonders auch nach Norden die Gegend, welche wir bei der Expedition Hoffmann von Hwang-tsun aus durchzogen hatten. Ich nahm daher von einer Teilung der Patrouille Abstand und ritt dies Mal über Yan-kia-tiën-tse in unser Quartier zurück, wo wir um 4 Uhr 30 Minuten nachmittags eintrafen. Wir hatten 45 km zurückgelegt und waren $8^1/_2$ Stunden unterwegs gewesen. Etwa eine Stunde

nach uns kehrte Leutnant Richrath zurück, ebenfalls ohne etwas von einem Feinde gemerkt zu haben.

Wir hatten uns um 6 Uhr 30 Minuten gerade zum „lecker bereiteten" Mahle niedergesetzt, welches heute infolge des Ruhetages besonders köstlich war, als mir der Unteroffizier Bolnei angemeldet wurde. Er war als Befehlsempfänger im Stabs-Quartier gewesen und war jetzt in schnellster Gangart mit dem Befehl zurückgekommen, daß die Kompagnie sich sofort so stark wie möglich zum Detachements-Führer zu begeben habe. Wie ich zugleich in allgemeinen Umrissen erfuhr, hatte sich inzwischen folgendes ereignet. Dem Leutnant v. Ondarza war der östlich von dem unsrigen gelegene Abschnitt zur Aufklärung zugewiesen worden, und er hatte in der Nähe von Hwang-tsun Spuren von starken Räuber-Banden festgestellt, die er dann bis etwa Lin-ting-kóu hatte verfolgen können. Auf seine Meldung hierüber zog nun Oberstleutnant Petzel die ihm noch zur Verfügung stehenden berittenen Truppen zusammen. Ich muß gestehen, daß wir anfänglich wenig erbaut waren über diese Alarmierung; wir waren schon zu oft durch den Ruf „Boxer!" „Räuber!" getäuscht worden, und trauten der Nachricht nicht so recht. Zudem war ein Teil der Kompagnie erst vor zwei Stunden von einem mehr als 8stündigen Ritt zurückgekehrt, und ganz frisch war eigentlich nur Leutnant Jobst mit dem 4. Zuge.

Die Bagage sollte zurückbleiben und erst am nächsten Morgen in aller Frühe folgen. Als Bedeckung ließ ich Leutnant Richrath mit den Leuten zurück, die erst vor einer Stunde von der kleineren Patrouille zurückgekehrt waren. Von dem köstlichen Abendessen wurde so viel wie möglich in die Packtaschen gesteckt und um 7 Uhr abgerückt, um das Stabs-Quartier in schnellster Gangart zu erreichen. Die Züge der Leutnants v. Ondarza und v. Rogister schlossen sich uns hier an und ohne Aufenthalt ging es weiter nach Norden. Der bei den beiden Infanterie-Kompagnien zurückbleibende Detachements-Führer stand mit seinem Adjutanten auf der Dorfstraße und ließ uns mit seinen besten Wünschen vorbeireiten.

Das Kommando über diese so gebildete fliegende Kolonne war dem Hauptmann Eckermann übergeben worden. Wir waren noch keine 500 m vom Stabs-Quartier entfernt, als eine gewisse Unruhe begann; der Führer ritt seine Kolonne auf und ab und prüfte die Haltung der Truppe. Mich traf der Vorwurf, daß in meiner Kompagnie trotz des Verbots gesprochen werde, und daß hinten nicht angeritten worden sei, als ich „Trab" kommandierte. Nun, ich hatte das Verbot zu sprechen allerdings nicht so wörtlich aufgefaßt: wir waren von unserem Marschziel etwa 35 km in der

Luftlinie entfernt, es war Nacht und wir mußten bei der Art der gewundenen chinesischen Wege auf 4 Stunden Marsch rechnen, wenn alles gut ging. Ich hatte daher nicht einen Befehl geben wollen, dessen Durchführung ich nicht unter allen Umständen aufrecht erhalten und kontrollieren konnte. Ich hatte daher meinen Leuten gesagt: „Es darf nur leise gesprochen werden; späterhin, wenn ich es befehlen werde, hört das Sprechen ganz und gar auf!" Selbstverständlich sprach und kommandierte ich in erster Linie leise, und hiermit und mit der Unmöglichkeit, im Dunkeln Zeichen und Winke zu sehen, hing auch das gerügte mangelhafte Anreiten des hinteren Zuges zusammen.

Die Chinesen sind große Menschenkenner und von „Humanitäts-Dusel" haben sie keine Spur. Jeder Soldat der alten Schule hatte an einer Schnur einen Knebel um den Hals hängen; in Fällen wie der unsrige wird dieser Knebel im Munde befestigt und macht mit Sicherheit unmöglich, was bei langen Nachtmärschen selbst in einer Truppe von eiserner Disziplin ein Verbot auf die Dauer nicht verhindern kann. Der gebildete Mann kann sich mit sich selbst unterhalten, der weniger gebildete kann es nicht, und über kurz oder lang geht die Zunge mit ihm durch; wer will dies kontrollieren in der Nacht, wenn die Hufe auf dem harten Boden klappern?[72])

Die etwa 20 km lange Strecke bis Hwang-tsun wurde in flottem Tempo zurückgelegt. Hier hatte Leutnant v. Ondarza die Begleitmannschaft seiner Rekognozierungs-Patrouille versteckt zurückgelassen, und hier fanden wir die Bevölkerung in heftiger Aufregung. Das ganze Dorf war auf den Beinen und baute Verschanzungen und Barrikaden. Man teilte dem Detachements-Führer mit, daß sich eine mächtige Räuberbande mit Kanonen im Anzuge befände und augenblicklich dabei beschäftigt sei, ein nur 3 Li in westlicher oder westnordwestlicher Richtung von Hwang-tsun gelegenes Dorf zu plündern. Drei Li sind nur etwa 1700 m,[73]) und das schien sicherlich übertrieben nahe, aber mein Dolmetscher Teng brachte hinten im Volk genau dasselbe heraus, und ich ritt nach vorn zum Hauptmann Eckermann, um ihm dies zu melden. Ich erlaubte mir hierbei die Bemerkung, daß wir da doch wohl hinmarschieren müßten. Ich muß gestehen, wir hatten der Meldung des Leutnants v. Ondarza nicht so recht getraut, jetzt stellte es sich aber heraus, daß er einen ganz hervorragenden Patrouillenritt gemacht hatte.

Die Chinesen sind unübertreffliche Heuchler und Schauspieler, aber an dieser Aufregung war nichts Gemachtes. Man erkannte deutlich ihre Angst vor den gefürchteten Räubern, man sah ihre Schanzarbeiten, und wenn auch die genannten Entfernungen durch

die Furcht verkürzt gewesen sein mögen, ihr Bitten und Flehen gegen die Räuber zu ziehen und sie zu retten, war sicherlich echt.

Unsere Kolonne setzte sich wieder in Bewegung, bog nach links ab und schien in der gezeigten Westrichtung abzurücken; doch plötzlich sahen Oberleutnant v. Schleinitz und ich zu unserem nicht geringen Erstaunen, wie der Detachements-Führer nach rechts herüberritt und sich wieder auf die Straße nach Norden, nach Lin-ting-kóu setzte.

Es war heller Mondenschein, und ich sehe ihn noch reiten, als wäre es gestern gewesen. Hauptmann Eckermann hatte beschlossen, dem ihm gegebenen strikten Befehle, nach Lin-ting-kóu zu marschieren, unverzüglich und unverändert nachzukommen, und schickte gegen das gewiesene Dorf eine Unteroffizier-Patrouille von der Fußartillerie, um zu rekognoszieren.

Man konnte vielleicht über die zu ergreifenden Maßnahmen verschiedener Ansicht sein, und Oberleutnant v. Schleinitz, mit dem ich es besprach, war allerdings anderer Meinung als ich. Er wollte auch unter allen Umständen an dem strikten Befehl nach Lin-ting-kóu zu marschieren, festhalten, aber er wollte eine stärkere, von einem Offizier geführte Abteilung zur Aufklärung gegen das angewiesene Dorf absenden. Ich wollte ein so kleines Detachement in der Nacht nicht teilen und war, wie schon erwähnt, für unverzüglichen Vormarsch mit allen Kräften gegen den westlich gemeldeten Feind. Wurden auch wirklich aus den genannten 3 Li, oder 1700 m, 5 Kilometer, was machte dies schließlich aus für eine fliegende Kolonne? Vielleicht war auch dieser Plan falsch, und der der beste, welcher bei einer späteren Besprechung als der richtige hingestellt wurde: mit dem Detachement nämlich am Nordausgang von Hwang-tsun stehen zu bleiben, und durch einen Offizier mit einer kleineren Abteilung erst aufklären zu lassen.

Was im übrigen die Angabe der Bewohner von „3 Li Entfernung" betrifft, so scheint mir eine Bemerkung nicht ohne Interesse, welche sich in dem wohlbekannten Buch von Arthur H. Smith, „Chinese Characteristics" findet. Dort heißt es: „Von verschiedenen Dörfern, welche 1 bis 6 Li von der Stadt entfernt auf dem Lande zerstreut liegen, kann ein jedes ‚das 3 Li-Dorf' heißen."[74]) Soweit es späterhin klar geworden ist, hat das geplünderte Dorf allerdings 6 Li oder etwa $3^1/_2$ km von Hwang-tsun entfernt gelegen.

Die Kolonne Eckermann mochte etwa eine Stunde in nördlicher Richtung weiter geritten sein, als von links rückwärts die ausgesandte Unteroffizier-Patrouille herangaloppiert kam. Ich ritt sofort nach vorn und erhielt hier auf meine Frage, was der Unteroffizier melde, die

Antwort: „Er sagt, sie sengen und brennen in einem Dorf.“ Mir blieben diese Worte wörtlich in der Erinnerung, weil ich mir im ersten Augenblick durch eine wunderliche Gedankenverbindung eine Art Plünderszene aus dem 30 jährigen Kriege vorstellte und „er sagt, sie sängen und brennen“ verstand.

Jetzt wurde Leutnant v. Rogister mit seinem ganzen Zuge ausgesandt, um unter Führung dieses Unteroffiziers das genannte Dorf aufzusuchen. Hauptmann Eckermann aber rückte mit dem Rest seiner Kolonne nach Norden weiter. Wir waren wieder eine längere Zeit geritten und mußten nach meiner Berechnung bald an Lin-ting-kóu heran sein, als sich von links rückwärts starkes Pferdegetrappel vernehmen ließ, verbunden mit einem Geschnatter von Menschenstimmen, als wäre eine Herde Gänse losgelassen. Kein Zweifel, es waren die Räuber, welche vom Leutnant v. Rogister gefaßt, in wilder Flucht auf die Brücke von Lin-ting-kóu zurückgingen. Sie ritten offenbar auf einer Straße, die von rückwärts her im spitzen Winkel auf unseren Weg einmündete; sehen konnte man nichts und auch einzelne Laute waren unverständlich, aber das Durcheinanderschreien der Stimmen ließ in uns keinen Zweifel aufkommen, daß es wirklich die Chinesen waren. Ich bereitete meine Leute rasch vor, und als der Gegner dicht heran war, ließ ich mit Abmärschen nach der linken Flanke einschwenken, absitzen und fertig machen. Ich wartete nur noch einige Augenblicke, daß meine Leute sich besser ordneten und der Feind noch näher herankam, um dann auf kurzer Entfernung ein tödliches Schnellfeuer in ihn hineinzusenden. Da ertönte von vorn der Ruf: „Es sind Unsere! Es sind Unsere!“ Es war in der Tat der Leutnant v. Rogister mit seinem Zuge. Nur ein einziger unruhiger Mann in der Kompagnie, nur einer, der in der Aufregung vorgemuckt hätte, und die Größe des Unglücks war gar nicht abzusehen! Das Herankommen dieses Reitertrupps war so verdächtig, daß er auch ohne das strenge Verbot, zu sprechen, in die Gefahr gekommen wäre, für einen chinesischen gehalten zu werden.

Auch Leutnant v. Rogister hatte die Räuber entdeckt, und nun machte das ganze Detachement Eckermann Kehrt, um sie unter Führung des Leutnants aufzusuchen und ihnen einen gründlichen Denkzettel zu erteilen. Es war der Beginn einer Odyssee, die bis zum nächsten Morgen um 5 Uhr dauern sollte.

Daß Räuber da waren und daß sie uns bemerkt hatten, war aus den großen Signalfeuern ersichtlich, die am südlichen und südwestlichen Himmel aufleuchteten.[75])

Auf eines dieser Signalfeuer, wahrscheinlich ein großer Haufen brennenden Kauliang- oder Bohnenstrohs, marschierten wir zu, als

wir aber in die Nähe kamen, war es erloschen, und die Brandstelle konnte nicht entdeckt werden. Auch das geplünderte Dorf konnte nicht wiedergefunden werden, und nirgends haben wir ein Anzeichen entdeckt, welches auf die Anwesenheit von Räubern schließen ließ. So irrten wir umher, bis der Detachements-Führer eine halbe Stunde halten ließ, um dann wieder den Marsch nach Norden anzutreten. Inzwischen war die beste und schönste Zeit der Nacht verstrichen, der Mond, der uns bisher freundlich mit seinem milden Schein geleuchtet hatte, war traurig untergegangen, und die Nachtluft wurde unangenehm kalt. Zuletzt wurde nur noch im Schritt marschiert, und ich ritt nach vorn, um mich beim Hauptmann Eckermann zu erkundigen, ob dies einen besonderen Grund habe. Da ich aus seinen Bemerkungen zu entnehmen glaubte, daß es aus Rücksicht auf den Zustand der Truppe geschähe, meldete ich dienstlich, daß die Berittene Kompagnie noch 40 Kilometer marschieren könne, wenn es sein müsse. Später wurde gesagt, der Führer hätte nicht vor Anbruch der Dämmerung in Lin-ting-kóu eintreffen wollen, ob dies aber wirklich so ist, weiß ich nicht.

Tatsächlich sind wir die letzten drei Stunden nur im Schritt marschiert. Ein Teil der Kompagnie war nunmehr, mit Ausnahme von zwei Stunden Ruhe in Tsching-kia-to, 18 Stunden im Sattel, und manchen Kilometer hatten wir zurückgelegt. Ein flotter Trab ist immer geeignet, auch müde Geister hochzuhalten, aber dieser stundenlange Schritt war entsetzlich. Durch abwechselndes Führen und Aufsitzen suchte ich meiner Kompagnie etwas Erleichterung zu verschaffen; ich gab das Zeichen hierzu, und bei mir selbst meldete sich der Wink zum Wechseln nur zu häufig. Merkte ich an einem plötzlichen Ruck nach rechts oder links, daß ich einschlief, dann stieg ich ab und führte, und wenn die Beine schwer wurden, dann wußte ich, daß es wieder Zeit zum Aufsitzen war.

Gegen 5 Uhr morgens trafen wir vor Lin-ting-kóu ein, und jeder Truppenteil hatte zur Aufklärung eine Offizier-Patrouille zu stellen. Ich schickte meinen „Chef des Stabes", wie ich ihn scherzend nannte, Oberleutnant Freiherr v. Schleinitz, dessen Schimmel noch ganz wunderbar frisch war. Die Kolonne marschierte inzwischen nach Lin-ting-kóu hinein. Vom Feinde war nicht die geringste Spur zu entdecken, und aus den festgenommenen Orts-Beamten war nichts herauszubekommen.

Ich glaube, hier wäre es an der Zeit gewesen, etwas schärfere Maßregeln zu ergreifen, denn daß sie mehr wußten, als sie sagten, war durch den Leutnant v. Ondarza bewiesen.

Hauptmann Eckermann verlangte Auskunft über den Zustand der Kompagnie, und ich meldete, daß sie völlig in Ordnung sei, aber notwendig einiger Stunden Ruhe bedürfe. Die anderen Führer haben wohl ähnlich berichtet, und so bezog denn gegen 7 Uhr morgens des 30. März die „fliegende“, nunmehr aber etwas flügellahme Kolonne Eckermann Ortsunterkunft in Lin-ting-kóu. Die Ruhe, die wir eigentlich nur für den Vormittag erwartet hatten, wurde auch auf den Nachmittag und die Nacht ausgedehnt.

Diejenigen Leute der Kompagnie, welche mit mir und Oberleutnant v. Schleinitz die Patrouille nach Mau-tschwang mitgeritten hatten, waren in 21 Stunden 18 Stunden im Sattel oder auf dem Marsche gewesen und hatten in dieser Zeit etwa 110 km zurückgelegt. Die meisten von ihnen, wie besonders mein Hornist Roszinski und Dolmetscher Teng, hatten diese Leistung auf ein und demselben Pferde gemacht.

Das erste, was ich in Lin-ting-kóu tat, war, daß ich mit dem Orts-Zahlmeister ins Leihhaus ging, und mir für jeden meiner Leute und für die Offiziere Decken geben ließ; denn daß wir die Bagage erhalten würden, erschien mir sehr zweifelhaft. Den Leuten hatte ich befohlen, jedes Pferd, das sie vielleicht in ihrem Quartier finden würden, vorläufig für die Kompagnie in Beschlag zu nehmen. Aber auch nicht ein einziges Pferd scheint im ganzen Ort mehr vorhanden gewesen zu sein. Entweder hatten sie die Räuber mitgenommen, oder aber — was wahrscheinlicher ist — die Einwohner hatten sie während der sieben Stunden in Sicherheit gebracht, die wir vor ihren Toren herumritten. Dagegen kam Leutnant Jobst zu mir mit der Meldung, daß sich in seinem Quartier ein tadelloser Mandarinen-Wagen befände. Ich begleitete ihn, und wir kamen gerade noch zur rechten Zeit, um zu verhindern, daß auch dieser Wagen versteckt wurde. Es war das Haus eines offenbar sehr wohlhabenden Mannes, und ich nahm seine Kutsche daher ohne weiteres als Krankenwagen für alle Fälle in Beschlag.

Dann ging es zu Bett, und wohl war der Schlaf verdient.

Gegen 10 Uhr weckte mich die Stimme von Leutnant Richrath, welcher auf meinen Hof kam, um sein Eintreffen zu melden. Der Bursche nahm die Meldung entgegen und, da sie weiter nichts Wichtiges enthielt, ließ ich mich als schlafend verleugnen und war auch gleich wieder entschlummert.

Leutnant Richrath brachte 15 Mann mit; er war am Morgen in aller Frühe mit der Bagage von unserem Dorf aufgebrochen und im Stabs-Quartier vom Oberstleutnant Petzel mit den Worten: „Eilen Sie Ihren bedrängten Kameraden zu Hilfe!“ sofort wieder weiter-

geschickt worden. Er bestätigte, daß wir die Bagage nicht erhalten würden; bei ihr befanden sich jetzt nur der Unteroffizier Bolnei und zwei Mann.

Leutnant Richrath hatte mit seinen Leuten eine schöne Nachtruhe gehabt, war dann zehn Stunden nach uns abmarschiert, traf mit völlig frischen Pferden und Leuten ein und kam nur drei Stunden nach uns wieder zur Ruhe.

Am Nachmittag hielt ich eine Pferdemusterung ab und fand sämtliche Tiere gesund und marschfähig.

Als es sich herausstellte, daß die Kolonne auch am Nachmittage und für die Nacht in Lin-ting-kóu blieb, richtete uns Richrath eine kleine Messe ein, in welcher wir Dank seiner Kochkunst auch ohne Bagage ausgezeichnet aßen.

Eür den 31. März war Abmarsch in aller Frühe befohlen, zunächst entstand jedoch ein kleiner Aufenthalt dadurch, daß bei dem Zuge Ondarza ein Mann heftig erkrankt war, und daß es nicht möglich gewesen war, einen Wagen zu seinem Transport zu erhalten. Als ich dies hörte, stellte ich sofort unseren gestern beschlagnahmten Wagen zur Verfügung, denn bei uns war Alles gesund. Assistenzarzt Dr. Herbert erhielt eine kleine Begleitung und hat den Kranken langsam nach Tien-tsin gebracht.

Als wir einige Zeit geritten waren, kam uns der Oberleutnant Weeber entgegen und brachte eine höchst erstaunliche Mitteilung vom Detachements-Führer. Am Tage vorher, als wir uns in Lin-ting-kóu von unserem Nachtmarsch ausruhten, hatte das Gros des Detachements das Glück gehabt, mit der uns entschlüpften Bande Fühlung zu bekommen. Da sie mit der Infanterie nicht mehr zu erreichen waren, so hatte der Detachements-Führer beritten gemacht, was nur beritten zu machen war; auch unsere beiden bei der Bagage befindlichen Leute, Stammer und Bohr, stießen zu diesem improvisierten Trupp. So trabten denn unter Führung des Adjutanten des 5. Regiments, Oberleutnants Fabricius, 10 bis 12 Mann gegen den Feind. Die Räuber waren in der Nacht vorher durch uns schon mehr wie genug geängstigt worden, und als sie das Häuflein kommen sahen, dachten sie: Feind von allen Seiten, und rissen aus. Es sollen 1200 Mann gewesen sein, mit zwei kleinen Kanonen und 200 mit Beute gefüllten Wagen. Mit einer Kanone haben sie einmal auf die Patrouille Fabricius geschossen, aber verwundet worden ist niemand von dieser, ebenso wie sie ja selbst ihrer geringen Zahl wegen leider nicht viel Schaden anrichten konnten. Eine Kanone und etwa 30 mit Raub beladene Wagen ließen sie im Stich; als man aber später die Beute bergen wollte, hatte sie sich stark vermindert.

Wir erhielten nun den Befehl, so schnell wie möglich heranzukommen, um uns noch an der Verfolgung zu beteiligen. Es wurde daher scharf geritten, bei einem höchst unangenehmen Staub. Als wir 5 bis 6 Stunden getrabt waren, da zeigte sich, was wir schon leise unter uns als wahrscheinlich bezeichnet hatten: die Kräfte der Artillerie-Pferde fingen an nachzulassen. Von Pan-örr-tschwang an war ein vermehrter Gebrauch der Peitschen durch die Fahrer zu bemerken, und wir wußten aus Erfahrung, was das zu bedeuten hat. In Ti-tóu-tiën wurde eine halbstündige Futterpause gemacht. Unsere Pferde waren noch durchweg frisch, nur Wasser mußten sie ab und zu haben. Es war ein heisser, staubiger Tag, und der Saft einer Schantung-Birne tat mir in Ti-tóu-tiën sehr wohl.

Nach einem weiteren Marsch von 4 bis 5 km war der vielgerühmte Australier von Hauptmann Eckermann vollkommen fertig und mußte auf der Etappenstraße direkt nach Tien-tsin geführt werden. Als wir nach Tschi-tsiën-tang kamen, hatten wir rund 55 km gemacht, und jetzt war die Artillerie ausgepumpt und mußte hier zurückbleiben.

Mit dem Rest seiner Kolonne marschierte Hauptmann Eckermann auf Sa-lin-tse weiter. Auf dem Wege dorthin trafen wir den Detachements-Führer, Oberstleutnant Petzel, welcher einer weiteren Vorwärts-Bewegung als zwecklos ein Ende machte.

Die Kompagnie erhielt Tuan-tschwang als Quartier angewiesen und zugleich den Befehl, am nächsten Tage selbständig in die Garnison abzurücken, falls nicht inzwischen anders verfügt werde.

So ging denn das Detachement Petzel auseinander. Es war vielleicht die stärkste berittene Kolonne, die von deutscher Seite während dieses ganzen Feldzuges entsandt worden ist, aber ein unverkennbares Mißgeschick hat ihr übel mitgespielt: von sechs Zügen berittener Infanterie, vier Zügen Kavallerie, einem Zuge reitender Artillerie und einem Zuge berittener Fuß-Artilleristen mit Karabinern, war allmälich alles abgebröckelt oder ausgespielt; und als sich dann wirklich einmal die Gelegenheit bot, den chinesischen Banden einen vernichtenden Schlag auszuteilen, da hatte der Detachements-Führer nichts mehr in der Hand als ein schlecht gemischtes Dutzend Berittener, Offiziere, Schreiber, Burschen.

Unsere Bagage war bei Sa-lin-tse wieder zu uns gestoßen, und so rückte ich denn mit meiner versammelten Truppe in das neue Quartier ab.

Es mußte entschieden zum Denken Veranlassung geben, daß die Trümmer der zersprengten Räuberbande grade hier in der Gegend der notorischen Räubernester Tschi-tsiën-tang und Sa-lin-tse spurlos verschwunden waren. Man wußte nicht, wo sie geblieben waren,

weder die 1200 Menschen noch die 150—170 Wagen. Man hatte jede Fühlung mit ihnen verloren. Ich glaube die Lösung des Rätsels ist nicht allzu schwer. Die Räuber selbst hatten sich hier in ihre heimatlichen oder ihnen wenigstens wohlwollenden Dörfer zerstreut und verkrümelt und traten uns jetzt als friedliche Kulis entgegen, und die große Wagen-Karawane hatte sich in einzelne kleine Züge aufgelöst. Ein Teil der letzteren ist an der Nase einiger unserer Truppen vorbei mit eiserner Stirn unter der Firma eines friedlichen Kaufmannszuges in Tien-tsin eingezogen, und andere Teile hatten sich ebenfalls in die Dörfer zerstreut, um hier Deckung zu finden. In unserem Dorfe Tuan-tschwang standen mindestens 20 Wagen, deren Zugtiere ausgespannt und in die Felder gezogen waren, oder auf denen die Chinesen das Weite gesucht hatten. Sämtliche Wagen waren mit Salz beladen, aber wie kam eine gesetzmäßige Salz-Karawane in ein so weit von der großen Straße gelegenes Dorf wie Tuan-tschwang? Salz ist in China Monopol und ein wertvoller Handelsartikel, und ich habe darüber keinen Zweifel, daß diese Salzwagen gestohlen und ein Teil der Räuber-Karawane gewesen waren. Es war auch niemand da, der sich zu den Wagen bekannte, oder Auskunft über ihre rechtmäßige Zugehörigkeit geben konnte. Ich habe daher auch keinen Augenblick geschwankt, einige brauchbare Pferde, deren wir draußen auf dem Felde noch habhaft werden konnten, in Beschlag zu nehmen. Im übrigen wimmelte das Dorf von verdächtigen Erscheinungen und Dunkelmännern, man wußte nur nicht, ob sie zu den Dorfbewohnern, zu den Räubern oder zur Bagage der jetzt aus Tien-tsin anlangenden deutschen Truppen gehörten.

Auf die Nachricht von den Ereignissen beim Detachement Petzel war nämlich die deutsche Garnison Tien-tsin alarmiert und herausgeschickt worden. Hier in Tuan-tschwang traf unsere alte Bekannte, die 7. Kompagnie unter meinem Freunde Kraehe ein, und bald darauf auch die 2. Kompagnie. Befehl über diese kleine Kolonne führte Oberstleutnant v. Bosse, bei welchem sich auch Regiments-Arzt und -Zahlmeister befanden. Auch Major v. Glasenapp vom Stabe des Oberst v. Rohrscheidt hatte sich eingefunden. Da der Zug Rogister auch noch hier untergebracht war, so herrschte ein nettes Gedränge in dem kleinen Orte.

Gleich nach unserem Einrücken kam eine Deputation von Bürgern zu mir und bat mich, ihre Frauen und Kinder unter meinen Schutz zu nehmen. Ich ließ mir ein geeignetes Haus von ihnen vorschlagen, wo sie in der früher beschriebenen Weise untergebracht und von einem Posten bewacht wurden. Es war ein interessanter Zug, und ich stand am Eingang und nahm diese Parade ab. Alte

16*

Mütterchen mit greisem Haar, auf die Schultern eines Enkelkindes gestützt; niedliche junge Mädchen oder Frauen mit rotgefärbten Lippen und Wangen schwankten unsicher auf ihren „goldenen Lilien" daher; alle hatten die Augen niedergeschlagen. Dazwischen liefen kleine Knaben nur mit ihrer Unschuld bekleidet, oder höchstens mit einem kleinen Amulett um den Hals, oder einer kleinen Glocke oder Blume an Stelle des klassischen Feigenblatts. Auch ein paar sehr zärtliche oder sehr eifersüchtige Ehegatten waren im Zuge, und eine



Die 7. Kompagnie des 5. Regiments

Menge kleiner Kinder an der Mutter Brust. Alles war schweigend, niemand sprach, niemand weinte, kein Kind schrie.

Richrath und Jobst hatten wieder ein kleines Kasino hergestellt, und am Abend hatten wir die große Freude, Major v. Glasenapp als unseren Gast bei uns zu sehen. „Willkommen im Grünen!" war sein Beiname, weil er mit dieser Begrüßung die ihn Aufsuchenden zu empfangen pflegte. Nicht viele Stabsoffiziere erfreuten sich einer so allgemeinen Verehrung und Beliebtheit wie Major v. Glasenapp.

Ich befand mich auf dem Wege nach meinem Quartier, um mich zur Ruhe zu begeben, als mich der Leutnant v. Prondzynski ereilte und mir einen Befehl vom Oberstleutnant Petzel überreichte. Hier-

nach sollte ich mit meinen beiden Zügen und dem Zuge des Leutnants v. Rogister am nächsten Morgen 5 Uhr 30 Minuten nach Künliang-tschöng abrücken, um mir Befehle von dem dort erwarteten Brigade-Kommandeur Oberst v. Rohrscheidt zu holen.

Da wir im Frühaufstehen genügend Uebung hatten, so war der Abmarsch nach Tien-tsin von mir verhältnismäßig spät angesetzt worden. Der Feldwebel Voigt mußte also, ohne die Kompagnie zu alarmieren oder erheblich in der Ruhe zu stören, die Uebermittelung des umgeänderten Befehls veranlassen. Ich selbst suchte den Leutnant v. Rogister auf, welchen ich im Quartier des Oberstleutnants v. Bosse traf.

In der Nacht hatte Oberleutnant v. Schleinitz ein Abenteuer, welches unangenehm hätte ablaufen können, und welches nebenbei zeigte, welche Art von Gesindel sich z. Z. in Tuan-tschwang aufhielt.

Mitten in der Nacht wurde er plötzlich durch den Ruf seines Burschen geweckt: „Herr Oberleutnant, sie stehlen uns die Pferde!“ Schleinitz stürzte heraus wie er war, und sah auf der Straße in einiger Entfernung vom Haus ein paar Chinesen mit den Pferden. Es glückte den beiden, die Pferde wieder zu erlangen und zwei der Chinesen festzunehmen, während die übrigen entkamen.

Der Bursche brachte die Pferde wieder in den Stall und sollte sich anziehen, und Oberleutnant v. Schleinitz nahm inzwischen die beiden Gefangenen mit in seine Stube. Während er sich nun selbst die Stiefel anzog, ergriff der jüngere der beiden Chinesen den in der Ecke stehenden Säbel und zog ihn aus der Scheide. Schleinitz sah es und stürzte sich sofort auf ihn, gab dem seinem Genossen zu Hilfe eilenden älteren Chinesen einen Stoß, daß er zur Erde taumelte, und rief nach seinem Burschen. Mit dem kräftigen jüngeren Chinesen kam es einen Augenblick zum Handgemenge, wobei sich Schleinitz arg die Hand zerschnitt, dann aber gelang es ihm, dem Räuber die Waffe zu entwinden und ihm einen Hieb über den Schädel zu geben, daß er niedersank. In diesem Augenblick stürzte der Bursche hinein; die beiden Chinesen wurden unschädlich gemacht und auf unsere Wache gebracht, wo man sie gründlich fesselte.

Am nächsten Morgen wurden mir die beiden Verbrecher übergeben; der jüngere war übel zugerichtet, aber auch wenn der Hieb besser gekommen wäre, als er im Handgemenge wirklich gekommen war, den Stierschädel und Stiernacken dieses Menschen hätte er, glaube ich, nicht durchschlagen. Der Mann hatte geraubt und sich an einem Europäer mit der Waffe vergriffen, und war daher unrettbar dem Tode verfallen. Ich hätte ihn daher sogleich erschießen lassen können. Aber einmal fühlte ich mich schon gewissermaßen unmittel-

bar unter dem Oberst v. Rohrscheidt stehend, und schließlich war ja auch nicht ausgeschlossen, daß durch eine Gerichtsverhandlung etwas über seine Mitschuldigen herauskam. Ich schleppte also die beiden Gefangenen bis Kün-liang-tschöng mit, und habe sie später auf Befehl des Oberst v. Rohrscheidt der provisorischen Regierung zur Aburteilung übergeben lassen.

Wie sich nun herausstellte, waren auch am Zuge der Fuß-Artillerie die Märsche der Kolonne Eckermann nicht spurlos vorübergegangen. Denn wie Leutnannt v. Rogister mir beim Antreten meldete, mußte er mehrere Pferde als gänzlich dienstunfähig zurücklassen. Der Marsch über die wüste Ebene von Kün-liang-tschöng verlief ohne Zwischenfall. In diesem Ruinen-Dorf fristete eine französische Etappe ein wenig beneidenswertes Dasein, und auch ein deutscher Polizei-Posten wurde später hierher verlegt. Wir glaubten, Oberst v. Rohrscheidt würde der Schnelligkeit wegen mit dem um diese Zeit von Tien-tsin ankommenden Zuge eintreffen, und ich ritt daher zum Empfange nach dem etwa 1 km entfernten Bahnhofe, während die Kompagnie im Dorfe verblieb. Auch Major v. Glasenapp fand sich hier ein. Aber der Oberst kam nicht mit dem Zuge, und als wir ins Dorf zurückkehrten, fanden wir ihn bei der Truppe vor.

Aus den nun von allen Seiten hier auf der Zentral-Stelle einlaufenden Meldungen ergab sich, daß die Räuber gänzlich zerstreut und zersprengt waren, und Oberst v. Rohrscheidt befahl daher für alle Truppenteile das Einrücken in ihre Garnisonen. Gegen 1 Uhr nachmittags trafen wir wieder auf unserem Stallhof ein.

An den nächsten beiden Tagen, am 2. und 3. April, trat ein merkwürdiger Wetterumschlag ein. Während es in den letzten Tagen so warm gewesen war, daß wir auf Expedition recht hübsch geschwitzt hatten, und in Tien-tsin die meisten Offiziere ihre Khaki-Anzüge trugen, kam gegen Mittag des 2. April ein kalter und dichter Sandsturm auf. Es wurde dunkel wie bei einer Sonnenfinsternis, die Luft war gelb, und man konnte ohne Schmerzen nicht die Augen offen halten. In diesen Sandsturm mischte sich bald ein kalter Regen, und es kam eine Flüssigkeit vom Himmel, wie Pei-ho-Wasser aus einer Gießkanne gegossen. Gegen Abend wurde dieser Regen Schnee, und man kann wohl sagen, es schneite Schlamm. Während dann der Sandsturm nachließ, blieb der Schnee, und am Morgen des 3. April war die Erde so weiß, wie wir sie uns zu Weihnachten nicht schöner hätten wünschen können. Aber vor den Strahlen der steigenden Sonne konnte diese Schneedecke nicht lange bestehen, und gegen Mittag waren wir wieder im Frühling.

Am 4. April hatte die Kompagnie Besichtigung in Freiübungen und Ehrenbezeugungen durch Oberstleutnant Petzel, und am 6. April im Unterricht.

An dem dazwischen liegenden 5. April, am Karfreitag, ritt ich mit der Kompagnie am Nachmittage zum Ostarsenal hinaus, um die Anordnungen für ein Rennen vorzuüben, das ich für den Oster-Sonntag geplant hatte.

Seitdem der Eisenbahnschutz in die englischen Hände übergegangen war, hatte die Kompagnie die beiden täglichen Patrouillen nicht mehr zu stellen, dafür war aber den Anforderungen der Bataillone auf Begleitmannschaften für eine gewisse Zahl von Offizier-Patrouillen im Sicherungsgelände und zur Verproviantierung der Etappen-Kompagnie in Pau-ti-hsiën Genüge zu leisten. Dies war manchmal sehr störend, besonders wenn, wie oft, die für die Rückkehr angegebenen Zeiten nicht stimmten, so daß Mann und Pferd um ihre regelmäßige Nahrung kamen.

Diese Patrouillen wurden von jüngeren Offizieren geführt, die nur selten herauskamen und dann in ihrem löblichen Eifer, etwas Besonderes zu unternehmen, nicht bedachten, daß für unsere immer tätigen und vielangestrengten Tiere derartige kleinen Extrascherze nicht erwünscht waren. Ich habe es erlebt, daß die 4 Begleitleute einer solchen Patrouille in 3 Teile geteilt zu ganz verschiedenen Zeiten im Laufe des Nachmittags müde und abgetrieben bei der Kompagnie eintrafen.

War es die Jagd nach Auszeichnungen und Beförderung? War es Ehrgeiz oder das, was Clausewitz so schön den „Seelendurst nach Ruhm und Ehre“ nennt? Wenn auch das geringste dieser Gefühle die treibende Kraft gewesen sein sollte, so waren diese kleinen Unternehmungen doch immer forsch und schnittig ausgeführt, und sind nicht zu verdammen, so lange es nicht gegen friedliche Landarbeiter oder harmlose Kulis ging.

Es ist eine allgemeine Ansicht, daß der Leutnant des Ostasiatischen und des Marine-Expeditionskorps gut war und seinen Posten in jeder Hinsicht ausgefüllt hat; im 5. Regiment, das ich ja nur genauer kenne, hatte sich zum Teil eine Rasse von jüngeren Offizieren zusammengefunden, wie sie auch 1870 nicht besser gewesen sein kann und wie sie hoffentlich der deutschen Armee immer erhalten bleiben wird. Ueber ältere Offiziere lautete dagegen die allgemeine Ansicht ganz anders. Es ist geschrieben und gedruckt worden, und es war in der Tat in Ostasien unter Leuten, die beobachten, nachdenken und sich ein selbständiges Urteil bilden können, häufig Gegenstand der Unterhaltung, daß man in der Wahl der Offiziere in verantwort-

lichen Stellungen nicht durchweg glücklich gewesen sei. Viel könnte hierüber gesagt werden, aber dieses Buch ist nicht der Ort dazu; und schlimmer vielleicht als hier und da eine falsche Wahl, ist die Tatsache, daß man Fehlgriffe und verfehlte Leute nicht einmal erkannt hat.

„Am Biwaksfeuer der Soldaten, am Vorabend einer Schlacht, auf Vorposten und Feldwachen, auf Märschen und Expeditionen —, da kann man hören, was ein Jeder wert ist; es gibt keine besseren Richter." Und treffend kennzeichnet derselbe gute und ehrliche Soldat, Fürst von Ligne, zwei Klassen von Regiments-Kommandeuren, wenn er sagt: „Dem einen gelingt es, das Vertrauen seiner Untergebenen zu gewinnen, der andere besitzt das seiner Vorgesetzten."[76])

Es ist zuweilen entschuldigend gesagt worden, der Feldzug in China sei nicht geeignet gewesen, soldatische Eigenschaften und militärisches Können im richtigen Licht zu zeigen. Da könnte man eher im Gegenteil sagen: „wer hier versagt hat, hätte es wo anders noch mehr getan."

Wer das Zeug zum Soldaten, zum Feldsoldaten in sich hat, der hat es auch in China gezeigt, ebenso wie er es auch auf jedem anderen Kriegsschauplatze bewiesen haben würde. Im übrigen aber habe ich nicht gehört, daß in Ostasien besondere Ausnahmen von der Regel aufgefallen wären, welche ein alter deutscher Spruch nach der Altvorderen Art in derber und treffender Form also gibt:

„kumt ein ohse in fremedin lant,
er wirt doch für ein rint erkant"[77])

Am Abend nach der Besichtigung im Unterricht saßen wir im Kasino gemütlich beisammen, und die Leutnants feierten ihre Triumphe bei einer guten Flasche, da rief mich gegen 8 Uhr 30 Minuten der mit uns speisende Regiments-Führer Oberstleutnant Petzel bei Seite und befahl mir, sofort einen Zug auszusenden, um den im Ueberschwemmungsgebiet von Ta-ho-tiën verloren gemeldeten Leutnant Meyer in Gemeinschaft mit der 7. Kompagnie zu suchen.

Ein Blick auf meine Offiziere zeigte mir, daß sie höchst vergnügt und ahnungslos bei einer schwarzköpfigen Pulle saßen, und da ich doch die Absicht gehabt hatte, früh nach Hause zu gehen, so übernahm ich selbst die Mission. Ich verabredete mich mit Oberleutnant Kraehe, dem Führer der 7. Kompagnie, und eilte dann in die Kaserne, um den 1. Zug zu alarmieren.

Etwas nach 9 Uhr ritt ich mit dem Zuge ab, durch die engen Straßen von Tien-tsin-Dorf, über den Lutai-Kanal und weiter in der Richtung auf I-hsing-fu. Es war stockfinstere Nacht, und der Weg

wäre nicht zu finden gewesen, hätten wir ihn nicht ziemlich genau gekannt. Einmal verritt ich mich jedoch, wenn auch nur unbedeutend.

In I-hsing-fu herrschte tiefer Friede und ich erkannte sofort, daß Leutnant Meyer nicht in Gefahr war. Einige Buden waren noch auf und erleuchtet, und ein paar späte Kunden standen davor und unterhielten sich mit den Besitzern; einige Bewohner ergingen sich bei der warmen Abendluft in der Straße und sogar eine Rickscha mit brennender Laterne stand vor einer Haustür. Von alledem wäre nichts zu sehen gewesen, wenn dem Leutnant Meyer ein Leid geschehen wäre. Ein Teil der Bewohner wäre geflohen und der Rest hätte sich in den Häusern eingeschlossen; auf der Straße wäre auch nicht eine Seele zu finden gewesen.

Leutnant Meyer hatte sich auf einer Erkundigungs-Patrouille befunden und hatte nach Entlassung eines Teils seiner Begleitmannschaften noch einen kleinen Abstecher gemacht. Der Knall von Flintenschüssen hatte ihn in dieses von Gräben und Wasserläufen durchschnittene Gebiet gelockt.

Als er zu Pferd nicht mehr weiter kam, war er abgestiegen, hatte einen Mann bei den Pferden zurückgelassen und hatte sich zu Fuß weiter vorgearbeitet. Es wurde immer später und dunkler, dem Pferdehalter war kein Befehl hinterlassen worden, und als sein Herr gar nicht zurückkam, eilte er mit den Pferden nach Tien-tsin zurück, um Meldung zu machen. Diesen Mann hatte ich nun bei mir, um die Gegend zu zeigen, wo er Leutnant Meyer verloren hatte, aber er vermochte in der Dunkelheit sehr natürlich den Ort auch nicht annähernd wiederzufinden.

Ich hatte in I-hsing-fu nach dem Ortsältesten gefragt, und er war mit einem Manne gekommen, welcher ein besseres English sprach wie mein Teng. Ueber einen deutschen Offizier vermochten sie aber absolut nichts anzugeben, und aus der Art und Bereitwilligkeit, mit der sie helfen wollten, war klar zu ersehen, daß sie in der Tat nichts wußten.

Wir ritten eine Strecke über den Ort hinaus, und Roszinski mußte „7. Kompagnie“ und „Sammeln“ blasen.

Da ein weiteres Suchen aussichtslos war, und Leutnant Meyer in dieser Gegend wenigstens in keiner Gefahr schwebte, so ritt ich nach einer Weile zurück. Mit der 7. Kompagnie war ein Signal verabredet worden, und ich schickte an der bestimmten Stelle Roszinski an den Lutai-Kanal hinunter, um zu blasen. Als keine Antwort erfolgte, ritt ich nach Hause und traf hier um 11 Uhr 45 Minuten abends wieder ein. Im Regimentshause fand ich noch den Ober-

leutnant Weeber, Adjutanten vom II. Bataillon, und übergab ihm meine Meldung. Dann ging ich ins Bett.

Der Ritt war für mich insofern recht unangenehm, als sich mein Pferd „General Meï“ schon auf dem Ausritt in den ausgefahrenen schlechten Wegen den Fuß vertrat. Er hat sich von diesem Schaden nie wieder ganz erholen können.

Ich hatte einige Stunden geschlafen, als Oberleutnant Kraehe in mein Zimmer kam und mich weckte. Er hatte viel länger gesucht als ich, aber auch keine Spur von dem Vermißten gefunden. Die Verlorenen gehörten zu seiner Kompagnie und er war daher sehr in



Der Musikwagen auf dem Rennplatz

Sorge; ich beruhigte ihn aber, und auch er ging dann nach Hause und zu Bett.

Ein paar Stunden weiter, und ich wurde wieder geweckt, diesmal durch einen Befehl des Bataillons-Kommandeurs von Leutnant Meyer, Major Auwärter. Er ordnete im Namen des Regiments-Kommandeurs an, daß die Berittene Kompagnie sofort eine stärkere Patrouille auszusenden habe, um den vermißten Offizier zu suchen. Es tat mir dies im Stillen leid für die Leute; denn heute Nachmittag war das große Rennen, und dieser Oster-Sonntag sollte endlich einmal ein Ruhe- und Freudentag für die Kompagnie sein.

Ich schickte den Unteroffizier Mielke mit seiner ganzen Korporalschaft, der nach einem 6stündigen Ritt ohne Erfolg wieder eintraf. Denn Leutnant Meyer war inzwischen gegen 8 Uhr morgens wohlbehalten in Tien-tsin-Dorf eingetroffen. Meyer hatte nicht ruhen

wollen, bis er die Schützen festgestellt hatte, und hierbei überraschte ihn die Nacht. Es waren Entenjäger gewesen, aber bis dies klar war, hatte er sich in ein unbekanntes, grabendurchzogenes Gelände soweit vorarbeiten müssen, daß in der Dunkelheit sowohl ein Rückmarsch zu den Pferden als auch direkt nach Tien-tsin äußerst schwierig geworden war. Beherzt und kurz entschlossen hatte er sich daher in einer Kuli-Wohnung einquartiert, um den Morgen abzuwarten.

Um 3 Uhr 30 Minuten nachmittags begann das Rennen unter großer Beteiligung der Garnison. Die Rennbahn war am Ost-Arsenal



Zuschauer auf dem Rennplatz der Berittenen Kompagnie

auf dem Platz abgesteckt, über den am 27. Juni der Angriff der Kompagnien Gené und Knobelsdorff ging. Bassewitz hatte die Oberaufsicht über den Rennplatz und nahm die Nennungen entgegen, zur Unterstützung war ihm der Vize-Feldwebel Magath zugeteilt. Jobst war Starter und Plewig Richter. Die Kapelle des II. Bataillons war auf einem festlich geschmückten Musikwagen herausgefahren, und durch meinen Mandarinen-Karren hatte ich Erfrischungen herausbringen lassen. Es war ein Rennplatzbild fast wie in der Heimat, nur der Damenflor wurde vermißt; Frau v. Seebach, die Gemahlin des Intendanten, war die einzige Vertreterin.

Es fanden sechs Rennen auf chinesischen Pferden statt, zwei für Offiziere, je eines für Unteroffiziere und Mannschaften und zwei für Unteroffiziere und Mannschaften gemeinsam. Im großen Offizier-

Rennen, dem „Großen Preis vom Ost-Arsenal", kam Oberleutnant v. Thauvenay auf Oberst von Rohrscheidt's Schimmel als Erster ein, und das „Rennen der besten Reiter", ausgesuchte Reiter auf ausgesuchten Pferden nach Wahl der Korporalschaften, holte sich der berittene Musketier Staßak der 4. Korporalschaft auf Hornig's Braunen. Die chinesischen Ponies mit ihren kleinen, flinken Beinen laufen nicht so schnell wie es aussieht, aber doch legen Renn-Ponies das „3 engl. Meilen-Rennen" (4828 m) in 7 Minuten 40 Sekunden zurück, also den Kilometer in 95 Sekunden.

Für die Herren-Reiten war ein Einsatz von 2 Dollars verlangt worden, und hierfür hatten wir kleine Preise angeschafft. Die Unteroffiziere und Mannschaften erhielten neben kleinen Ehrenpreisen Ge-



An der „Bar" des Rennplatzes

schenke mehr praktischer Art, Kisten mit Zigarren, Büchsen mit Sardinen, Früchten und sogar — Käse. Frau v. Seebach war so liebenswürdig, die Preise zu überreichen, und Oberst v. Rohrscheidt gab jedem Sieger die Hand und belobte ihn wegen seines gewandten Reitens. Oberst v. Rohrscheidt ist bei der Berittenen Kompagnie immer sehr beliebt gewesen; er war streng und verlangte viel, aber mit ernster und überlegener Ruhe verband er sichtliches Wohlwollen und Interesse für seine Untergebenen, und Untergebene haben ein feines Gefühl.

Nach dem Rennen vereinigten sich die Offiziere im Kasino des II. Bataillons, für die Kompagnie aber war Wurst gemacht, und dazu gab es Bier und Zigarren.

So war seit Rückkehr der Expedition kein Tag der Osterwoche ohne besondere Begebenheit, ohne besonderen Dienst für die Kompagnie vergangen, und dabei sollte in drei Tagen Kompagnie-Besichtigung sein. Aber ehe es hierzu kam, mußte die Kompagnie

wieder heraus. Am Dienstag den 9. April war die Kompagnie vom Exerzieren eingerückt, als ich ans Telephon berufen und die Kompagnie alarmiert wurde. Diesmal allerdings nur mit zwei Zügen, welche um 1 Uhr 30 Minuten auf der Straße nach Taku in Höhe des Zündholz-Dorfes zur Verfügung des Hauptmanns Freiherrn Treusch von Buttlar-Brandenfels stehen sollten. Bis zum Sammelplatz hatte die Kompagnie 7 Kilometer zu marschieren, und es war wegen



Drei Rennsieger

Vize-Feldwebel Magath (I), Unteroffizier Jägeler (II), Sergeant Fruth (III)

mangelnder Zeit nicht möglich, die gesetzte Zeit einzuhalten. Mit einer halben Stunde Verspätung trafen wir ein, und dann ging es sogleich weiter nach Süden. Auch Oberleutnant Danner mit zwei Zügen seiner Kompagnie gehörte zum Detachement.

Die Expedition war durch die, wie es hieß, aus sicherer Quelle stammende Nachricht veranlaßt, daß chinesische Banden sich in der Gegend von Ta-tschan aufhielten und daß sie geraubte Güter und Schätze in den dort befindlichen chinesischen Soldaten-Lagern untergebracht hätten.

Es ist ein auffallender Unterschied zwischen der Straße nach Tang-ku auf der Nordseite des Pei-ho und der südlichen, sogenannten Taku-Straße, welche wir jetzt verfolgten. Während nördlich alles Wüste und Zerstörung ist, passiert man hier Dörfer an Dörfer, die durch den Krieg so gut wie gar nicht gelitten hatten. Es war warm, und hätten wir es nicht selbst empfunden, so hätten es uns die kleinen Knaben gesagt, die sich im paradiesischen Gewande in ganzen Scharen im Schmutz herumtrieben.

Es ist sicherlich nicht durchaus empfehlenswert, die Kinder als Genossen der Schweine im Kot herumtummeln zu lassen, und doch habe ich es immer urwüchsig und nett gefunden, wenn sich Negerkinder oder hier die kleinen Gelben in gesunder Nacktheit durch die Sonne bescheinen lassen. Missionäre sollten etwas besseres tun, als sich hierüber aufzuregen und über Unmoralität zu jammern, wenn Kinder unter zehn Jahren nackend auf der Straße umherlaufen.[78])

Der Marsch ging über Hsiën-schui-ku, Hsiau-tschan nach Tatschan und betrug für die Kompagnie im ganzen etwa 42 km. Die Lager wurden durch Offizier-Patrouillen abgesucht, aber von Schätzen und Raub wurde nichts gefunden. Die Patrouillen waren noch nicht zurück, als uns ein Lager angewiesen und Einrücken befohlen wurde. Es war die höchste Zeit oder vielmehr, es war schon zu spät. Vom nordwestlichen Himmel nahte sich mit unheimlicher Schnelle eine gelbbraune Wolke, ein Sandsturm. Als sie uns noch nicht ganz erreicht hatte, und man das großartige Schauspiel noch übersehen konnte, war es, als wenn die Himmels-Halbkugel scharf in zwei Teile geteilt sei, ein Drittel braun, zwei Drittel blau. Die braune Wolke kam heran, geschlossen wie eine Schlachtordnung, aus der ab und zu wie Vorkämpfer kleine Wolken hervorschossen, um dann von der dicken Masse wieder aufgenommen zu werden.

Man sah hier deutlich den Unterschied zwischen einem lokalen Sandsturm und einem Sand-Orkan, der hoch in der Luft aus der Wüste Gobi kommt. Ehe wir es uns versahen, waren wir darin, aber im Quartier waren wir noch nicht. Nachdem ein Lager mit Mühe und Gewalt geöffnet worden war, zeigte es sich, daß es gänzlich ungeeignet zur Unterkunft war. Ich zog daher in ein benachbartes, in welchem sich auch der Stab und der Artillerie-Zug einfanden. Es war das ehemalige Lager von Yuan-schi-kai, gut und neu gebaut, aber vollständig ausgeräumt bis auf den fingerdicken Staub. Jeder Schritt hallte auf den hohlen Dielen des öden Gebäudes, als wenn eine Korporalschaft anmarschiert käme, ein kalter Hauch von Verlassenheit schien über den Höfen zu schweben und in den Sälen zu hausen, und durch die papierlosen Fenster fegte der

gelbe Sandsturm. Es war ein höchst unerfreulicher Aufenthalt, und eine schmutzige Kuli-Wohnung wäre einem Jeden von uns lieber gewesen; man konnte sie sich wenigstens einrichten und gemütlich machen. Dazu kam, daß es für Tier und Mensch nichts zu essen gab; der sonst so energische Kiekhöfer versagte hier vollständig. Spät abends langten Lebensmittel und Futter an, aber in so geringen Mengen, daß es der reine Hohn war. Da ich selbst machtlos war und nichts zu sagen hatte, so gab ich alle weiteren Versuche in dieser Hinsicht auf, ließ meine Kompagnie zur Ruhe gehen und bat Danner, mir für den nächsten Morgen Futter bereit zu stellen.

Oberleutnant Danner lag nämlich in dem benachbarten Dorf, hatte tadellose Unterkunft und war mit Lebensmitteln und Futter überreichlich versehen. Wie mir Danner am nächsten Morgen sagte, war das Dorf so groß, daß es ihm mit seinen beiden Zügen schwer gefallen war, es zu bewahren und zu kontrollieren. Wir Offiziere hatten uns mit Essen leidlich gut versehen und freuten uns den Herren vom Stabe abgeben zu können, denn sie hatten so gut wie nichts. Im stillen dachte ich bei mir: wenn diese beiden Herren mehrere Expeditionen dieser Art mitmachen, wenn sie immer mehr Rücksicht nehmen auf die Chinesen als auf sich, wenn sie häufiger so kalt schlafen und schlecht essen wie heute Abend, dann kommen sie nicht wieder gesund nach Hause.

Ich schlief mit Bassewitz und Plewig zusammen, und eine üble Nacht war es! Wir lagen auf der blanken Diele und über unseren Köpfen fegte der kalte Nachtwind zum Fenster hinein.

Am nächsten Morgen rückte ich eine Stunde vor dem Abmarsch aus und fand durch die Freundlichkeit von Oberleutnant Danner reichlich Futter im Dorf bereit gestellt. Dann marschierte das Detachement auf demselben Wege wieder nach Tien-tsin. Die täglichen Marschleistungen dieser Expedition waren nur gering gewesen, etwa 42 km für die Kompagnie.

Am folgenden Tage, den 11. April fand Kompagnie-Besichtigung statt.

Die Kompagnie stand bei der ersten Aufstellung in acht geöffneten Gliedern zur Einzelbesichtigung von Mann und Pferd; die Reiter abgesessen. Dann wurde aufgesessen und Bewegungen in der Kolonne zu Zweien und in der Zug-Kolonne im Schritt und Trab gezeigt. Hierauf wurde die Kompagnie auseinander gezogen und Reiten nach Kommandos und Winken vorgeführt. In alle diese Schul-Bewegungen wurden vom Besichtigenden, Oberstleutnant Petzel, kleine Aufgaben hinein gelegt. Alles glückte recht gut, besonders ein etwa 1500 m langer Galopp der in Linie aufmarschierten Kompagnie zur

schnellen Besetzung eines vorliegenden Dammes. Plewig hatte den Richtungszug und hielt das scharfe Tempo ausgezeichnet, so daß die Kompagnie, wie später hervorgehoben wurde, in geschlossener Ordnung und wunderbar gut ausgerichtet heran kam.

Gefechts-Entwickelungen folgten und zum Schluß ein Gefecht an der deutschen Brücke, welches, wie gewöhnlich bei diesen Besichtigungen, in einem tüchtigen Sandsturm endigte. Die Kompagnie hatte Glück gehabt, und besonders freute mich für die Leute das Lob des Brigade-Kommandeurs, Oberst v. Rohrscheidt, welcher erklärte, nicht verfehlen zu wollen, Seiner Exzellenz dem Herrn Korps-Kommandeur über die gute Verfassung der Kompagnie Vortrag zu halten.

Ich möchte bei dieser Gelegenheit einige Worte über das Gefecht der berittenen Infanterie sagen. — Gemäß einer Verfüguug des Korps-Kommandos des Ostasiatischen Expeditions-Korps vom 1. Januar 1901 waren beim Absitzen zum Gefecht auf je zehn Pferde ein Pferdehalter zurückzulassen. Bleiben nun die Pferde auf dem Platz des Absitzens stehen, so genügt dies auch, müssen sie aber fortgeführt werden, besonders im schwierigen Gelände und wenn Geschosse einschlagen, so ist ein Pferdehalter für zehn Pferde zu wenig. Durch das viele Führen auf Märschen waren unsere Pferde sehr gut gewöhnt zu folgen, und da die Züge im allgemeinen nicht stärker als 25 Mann waren, so sind wir meist mit drei Pferdehaltern für den Zug ausgekommen. Die englischen „Regulations for Mounted Infantry“ sehen für je vier Pferde einen Pferdehalter vor. Das ist natürlich zu viel, und besonders General Parr hat energisch darauf hingewiesen, daß unter keinen Umständen der Feuerlinie zu viel Gewehre durch Pferdehalter entzogen werden dürfen[79]).

Zur Feier der Kompagnie-Besichtigung gab es in der Kompagnie am Abend Rindfleisch, Wurst, Bier und Zigarren, und auch wir Offiziere fanden uns am unteren Tafelende im Kasino zusammen, um die Gelegenheit festlich zu begehen. Leider war dies der letzte Abend, der uns in alter Weise so geschlossen sah; die Aufregungen, Anstrengungen und das Klima fingen an, ihre Sprache zu sprechen. Bassewitz wurde durch eine schwere Nieren-Entzündung auf das Krankenlager geworfen, und ein ganzes Jahr mit einem langen Aufenthalt in Aegypten war nötig, um ihn wieder herzustellen.

Im Kompagnie-Revier hatten sich mit dem Einzuge des Frühlings die Schwalben wieder eingefunden, aber auch Gäste anderer Art hielten ihren Einzug. Am 5. März war das erste Fohlen einpassiert und im Laufe des Frühjahrs folgten noch fünf andere nach. Leider ging das einzige hierunter, welches ein Pferd war, bei der Geburt ein; alle übrigen waren



Sergeant Voigt mit den „jungen Remonten“ der Kompagnie

Maultiere. Andererseits verletzte sich eine Mutterstute durch Zufall so gefährlich, daß sie getötet werden mußte. Aber die Schimmelstute meines Burschen Thielke war so kräftig, daß sie zwei Fohlen hochbringen konnte und nahm auch das kleine Adoptiv-Kind ohne Schwierigkeiten an. Wir haben diese niedlichen Fohlen bis zur Auflösung der Kompagnie mit durchgepflegt und haben sie dann mit ihren Müttern an die Besatzungs-Brigade abgegeben.

Einmal glaubten wir sogar die erstaunliche Entdeckung gemacht zu haben, daß eine Maultier-Stute tragend sei; dies erwies sich aber als ein Irrtum. Wie die chinesische Legende sagt, ist das Maultier nicht zeugungsfähig infolge des Fluchs von Pa-Wang, welcher bei einem Rennen um den Kaiserthron dadurch gegen den auf einem Pferde sitzenden Liu-Pang verlor, daß sein Maultier kurz vor dem Ziele fohlte.

Die Berittene Kompagnie Danner hatte etwa die gleiche Anzahl von Fohlen, nur war das Verhältnis von Pferden zu Maultieren günstiger als bei uns. Aus alledem ist zu ersehen, daß die Pferde- und Maultierzucht in Tschili gar nicht so unbeträchtlich ist.

Am 24. April besichtigte Oberst v. Rohrscheidt die Berittene Kompagnie 6. Regiments in der Gegend zwischen West-Arsenal und Pa-li-tai, und wir hatten hierbei als markierter Feind mitzuwirken.

Am nächsten Tage begab ich mich mit einer Patrouille von 2 Unteroffizieren, 12 Mann und 16 Pferden mit der Bahn nach Peking. Es waren mit diesem Ausflug dienstliche Uebungen verbunden, nebenbei aber hatte er den Zweck, den Leuten Peking mit seiner Umgebung und seinen Gefechtsfeldern zu zeigen. Alle Offiziere der Kompagnie und die ältesten Unteroffiziere sind so nach und nach, immer in Begleitung ausgesuchter Mannschaften, nach Peking gekommen. Expeditionen und später die Auflösung der Kompagnie haben es verhindert, daß nicht alle Unteroffiziere und Mannschaften von guter Führung die chinesische Kaiserstadt gesehen haben.

Unterkunft fanden wir stets in reizender Weise bei der Berittenen Kompagnie der 1. Brigade, und ihren liebenswürdigen Offizieren sind wir zu herzlichem Dank verpflichtet.

Auf dem Bahnhofe zu Peking empfing uns Leutnant Delius von der Berittenen Kompagnie und geleitete uns zu ihrem Quartier in der Nähe des Ketteler-Bogens.

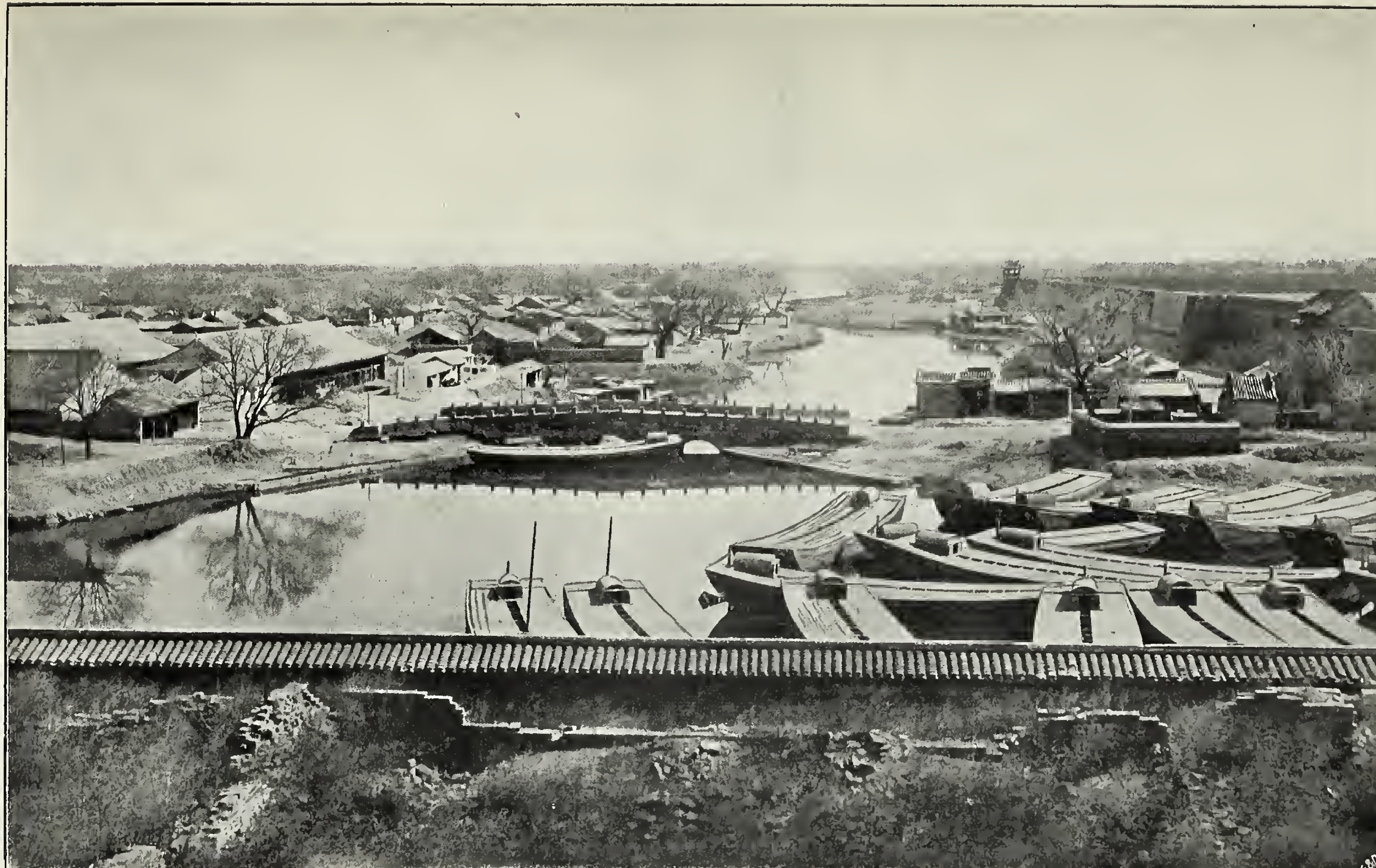
Beim Anblick der Riesen-Mauern der Tatarenstadt fühlte ich mich plötzlich in die längst vergangene Zeit zurückversetzt, wo ich als Quartaner in Weller's lateinischem Lesebuch Erzählungen aus Herodot las. So hatte ich mir die Mauern von Babylon vorgestellt, das Xerxes belagerte und so lange Zeit nicht nehmen konnte.

Im Quartier empfing mich Leutnant v. Kleist, der mit Leutnant Delius und einem Zuge nur allein daheim war. Denn mit einem anderen Zuge und dem Leutnant v.d. Marwitz befand sich der Kompagnie-Führer, Oberleutnant Quassowski, auf Expedition, und der dritte Zug der Kompagnie unter Leutnant Schaube war dauernd auf Etappe. Die Kompagnie war somit nicht so günstig gestellt wie wir, und geschlossen ist sie, wie mir gesagt wurde, nur ein einziges Mal aufgetreten. Sie wurde in Peking mehr als ein Depot für Pony-Reiter angesehen und hatte die berittene Polizei, sowie Begleit-Patrouillen für Ortsdienst und Ronde zu stellen. Sie war nur in drei Züge eingeteilt, von denen je einen das 1. Regiment, das 2. Regiment und das „See-Regiment“ gestellt hatte. Infolge dieser Zusammensetzung war auch der Anzug in der Kompagnie sehr verschieden, während die etwas abweichenden Litewken der Bayern und Sachsen in der Kompagnie Danner im allgemeinen nur wenig auffielen.

Gleich am Nachmittage machten wir unter Führung von Leutnant Delius einen interessanten Ritt. Vorbei an den großen Examinations-Hallen, deren 10 000 Zellen einen stark benutzten Steinbruch für die fremde Garnison bildeten, ging es beim Observatorium die Rampe hinauf auf die Mauer. Die Mauern der Tatarenstadt in ihrer heutigen Form stammen aus der Zeit von 1407—1437, die der Chinesenstadt aber erst aus der Mitte des 16. Jahrhunderts. Die der ersteren sind im Durchschnitt 15,25 m hoch, auf der Krone 12,20 m und am Fuß 18,30 m breit. Unsere kleine Kavalkade von 16 Pferden konnte also bequem ein kleines Exerzieren da oben abhalten. Die Mauern der Chinesenstadt haben dagegen beträchtlich geringere Abmessungen.

Vom Observatorium war nur noch der Platz zu sehen, dagegen hat man von diesem Teil der Mauer und dem Turm der Südost-Ecke eine herrliche Aussicht.

Peking — King-tscheng oder King-tu, wie die Chinesen sagen — von einer Erhöhung aus gesehen, erscheint wie ein Wald, aus welchem Tausende von Dächern emporragen. Diese Bäume waren jetzt im ersten Frühlingsgrün, und Peking zeigte sich daher von seiner besten Seite. Die hohen Etagentürme über den Toren lassen deutlich den weiten Umkreis der beiden Mauern erkennen, und während im Nordwesten die Hallendächer der roten verbotenen Stadt, der Kohlenhügel und die weiße Flaschen-Suburga ins Auge fallen, ist es im Süden der Tempel des Himmels. Sehr hübsch ist auch von diesem Teile der Mauer der Blick auf den Tung-hui-ho oder Tung-tschóu-Kanal mit der Ta-tung-Brücke, dem Tung-piën-men und dem Gefechtsfelde der Russen beim Entsatz von Peking.



Blick von der Tataren-Mauer auf den Tung-tschóu-Kanal

Wenn man sich hoch oben auf dem Kirchturm einer europäischen oder amerikanischen Stadt befindet, so hört man von unten das Rollen der Lastfuhrwerke, das Schnarren der elektrischen Wagen und das unsympathische Tuten der Radfahrer und Automobile. Nichts von alledem hier: nur das Summen von Menschenstimmen, die Reklame-Laute der Straßenhändler und ab und zu das Schreien eines Maultiers oder das Quietschen der ungeölten Handkarren-Räder tönt von unten herauf.

Wir ritten nun weiter auf der Mauer, passierten das Ha-ta-men oder „Tor des großen Wissens" und kamen auf das denkwürdige Gefechtsfeld bei der Belagerung der Gesandtschaften.

Das Verhalten der kleinen Schaar Seesoldaten unter Führung des Oberleutnants Grafen von Soden, ihre heldenmütige Tapferkeit, Gefechts-Disziplin und Unermüdlichkeit sind über alles Lob erhaben, und mit Stolz und zugleich mit Wehmut vernimmt man die einzelnen Züge des blutigen Kampfes, wie den Sturmangriff des Grafen Soden und die Taten und den Tod jenes wackeren Jungen, des Gefreiten Gölitz.[80]) Sie haben ein neues schönes Blatt zur ruhmreichen Geschichte der deutschen Armee und Marine geliefert.

„Audentes fortuna iuvat timidosque repellit." [81])

Aber schließlich hatten sie, wie alle übrigen Insassen der belagerten Gesandtschaften, keine andere Wahl, als Aufbietung aller geistigen und körperlichen Kräfte und Kampf bis zum letzten Blutstropfen in der Hoffnung auf Entsatz, oder aber qualvollen Tod unter den Händen der entfesselten gelben Teufel.

Aber nicht diese Erwägungen beschäftigen nach dem Betreten des Gefechtsfeldes auf der Mauer den Besucher, möge er auch noch so geringe Begriffe von moderner Kriegführung haben; nicht dies ist es, was dem Soldaten auffällt, ihn packt und — ich möchte sagen — ihm ins Gesicht springt. Es ist vielmehr die offenbar völlige militärische Minderwertigkeit und schamlose Feigheit der chinesischen Soldaten und Boxer. Sie waren zu Tausenden und Aber-Tausenden mit modernen Geschützen und neuesten Gewehren ausgerüstet; sie waren im Besitz der Mauer und überragenden Tore, und es gelang ihnen nicht, diese kleine Schar zu zermalmen. Sie brauchten nur auf der Mauer von beiden Türmen aus, und von unten auf den Rampen, mit aufgeschlossenen Kompagnie-Kolonnen hervorzubrechen und durch einfaches Nachdrängen von hinten die wenigen Verteidiger über den Haufen zu rennen. Es fehlten den chinesischen Generälen die Geißelträger des Königs Xerxes.

So wie gekämpft wurde, und wie es endete, glaubt man auf einem homerischen Schlachtfelde zu sein.

Meine Leute hörten schweigend und aufmerksam zu, nur dann und wann vernahm man einen leisen Laut des Staunens oder des Zweifelns. Sie führten ihre Ponies mit sich über Gräben und Barrikaden, und selbst diese, glaube ich — durch monatelangen Dienst an deutsche Taktik und Disziplin gewöhnt — selbst diese haben den Kopf geschüttelt. Leutnant Delius erklärte eingehend, wie es ihm von Augenzeugen erzählt worden war, und ich habe nicht versucht, durch weitere Erläuterungen meinen Leuten dieses sonderbare Schlachtfeld begreiflicher zu machen.

Am Abend wurde mir in der Messe der Berittenen Kompagnie die Darstellung des Leutnants Delius von einem Mitkämpfer, Herrn v. Strauch, in allen Einzelheiten bestätigt.

Das erste, was mir am Morgen beim Erwachen auffiel, war die Sphären-Musik der „singenden Tauben von Peking". Es sind kleine dünne Pfeifen, welche an den Schwanzfedern der führenden Tauben befestigt sind und diese nicht unangenehme Musik verursachen. Eine solche kleine Pfeife befestigten die Chinesen auch an ihren Depeschen-Pfeilen, um durch den Ton den Adressaten anzukündigen, daß dieser Pfeil eine Botschaft bringe.[82])

Die Berittene Kompagnie in Peking hatte ein sehr nettes und geeignetes Quartier, war aber kürzlich von dem Fluche aller Garnisonen in China heimgesucht worden, nämlich einem nicht unbeträchtlichen Brande. Auf dem ersten Blick war zu sehen, daß das Dienst-Prinzip bei der Kompagnie ein ganz anderes war wie bei uns. Es hatte nicht jedes Pferd seinen Namen, seine Nummern, seinen festen Stand, sondern sie liefen in großen Räumen oder Umfriedungen frei umher. Hier erhielten sie das Futter gemeinsam, und auch zur Tränke wurden sie herdenweise getrieben. Wurde ein Pferd gebraucht, so mußte es erst gefangen werden. Im übrigen aber hatte die Kompagnie im allgemeinen edlere und bessere Pferde wie wir; da sie aber nicht so andauernde regelmäßige Tätigkeit und scharfen Training hatte, so fragt es sich, ob die Gesamtheit so ausdauernd und leistungsfähig war wie unsere weniger schönen Tiere.

Am nächsten Vormittag besichtigten wir einen weiteren Teil der Sehenswürdigkeiten von Peking.

Die Stelle, wo der Kaiserliche Gesandte Freiherr v. Ketteler ermordert worden war, hatte für mich ein ganz besonderes Interesse. Als 1. Sekretär der Botschaft in Washington war Legationsrat von Ketteler mein unmittelbarer Vorgesetzter gewesen. Während nahezu eines Jahres gab er mir jeden Morgen meine Arbeit, über die ich ihm mittags Vortrag hielt. Daß er wieder an hervorragender Stelle diplomatische Verwendung in China finden würde, wurde schon da-

mals als wahrscheinlich bezeichnet, aber wer hätte geahnt, daß er in diesem Lande ein so trauriges, wenn auch ehrenvolles Ende finden würde?

Wir ritten auch an der Stelle der am 23. Juni niedergebrannten Hanlin-Bibliothek vorbei. Zum Glück, kann man wohl sagen, war dieser Brand durch die Boxer verursacht, so daß die Fälle nicht um einen vermehrt worden sind, wo europäische Kultur und christlicher Fanatismus die Zerstörung heidnischer Geistesschätze auf dem Gewissen haben.

Die Hallen der Verbotenen Stadt sind jetzt so bekannt wie die Alhambra in Granada oder das Schloss des Großen Königs in Sanssouci. Es gab sogar Leute in Peking, welche zum Teil aus Ueberzeugung, zum Teil aus Blasiertheit behaupteten, daß an den vielgerühmten kaiserlichen Palästen gar nichts Besonderes zu sehen sei. Nun, ich habe manche Bauten gesehen, die in der Welt als schön oder wenigstens großartig und imponierend gelten, den Kölner Dom, den Justiz-Palast in Brüssel und das Schloß zu Versailles, die St. Peterskirche und das Kolosseum in Rom, die Tempel von Paestum und Girgenti, die Alhambra, das Kapitol und den Obelisk in Washington und die Riesenhäuser der neuen Welt, und doch haben die Kaiser-Paläste in Peking auf mich einen ergreifenden Eindruck gemacht.

In die „Rote verbotene Stadt“, die mit einem tiefen und breiten Festungsgraben umgeben ist und deren Mauern mit Zinnen versehen sind, konnte ich nur allein hinein. Trotz längerer Verhandlung mit dem wachhabenden nordamerikanischen Offizier, durften meine Leute nicht hinein, und Leutnant Delius führte sie daher durch das äußere Palast-Viertel zum Kohlenhügel, wo sie mich erwarteten.

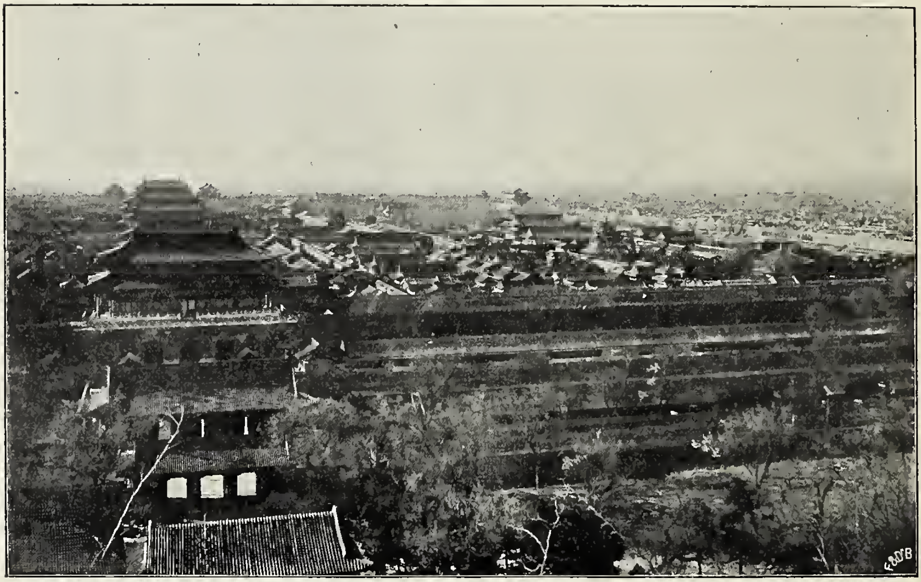
Ganz selbstverständlich benutzte ich bei meinem Gang durch die Höfe und Hallen immer die mittleren, ausschließlich für die Person des Kaisers bestimmten Tore und Treppen, und ebenso selbstverständlich war, daß ich mich ab und zu auf einen der kaiserlichen Thronsessel setzte.

Vom kaiserlichen Harem war nichts zu sehen, wohl aber waren Eunuchen genügend vorhanden. Beim Anblick dieser widerlichen Gesellen mußte ich immer an das Wort Capado denken, welches so ähnlich wie Kapaun klingt, und mit welchem die ersten portugisischen Reisenden die Beamten der Ming-Kaiser bezeichnen. Denn unter den Ming spielten die Eunuchen eine ganz andere Rolle wie unter den Mandschus.

Die weiten und schön gepflasterten Höfe sind stark mit Gras überwuchert und sehen daher etwas verwahrlost aus. Dieses Gras hängt wohl kaum mit jenem blauen Grase zusammen, welches der große Kubilai-Kháan aus den mongolischen Einöden holen und

auf den Höfen dieses Palastes pflanzen und pflegen ließ, damit er, seine Söhne und Enkel sich immer ihrer heimatlichen Steppen erinnerten und ihre bescheidene Herkunft nicht vergäßen.[83])

Als ich den Palast am Nordtor verlassen und hier meine Reiter wieder gefunden hatte, schritten wir zur Besichtigung des berühmten Kohlenhügels. Ein gutes Stück konnten wir hinaufreiten, dann aber mußten wir wegen der großen Steilheit absteigen und die Spitze zu Fuß erklimmen. Der King-schan, gewöhnlich Mei-schan, Kohlenberg, genannt, ist 60—70 m hoch, hat fünf mit schönen Pavillons und



Blick vom Kohlenhügel auf die Rote verbotene Stadt

Tempeln geschmückte Spitzen und ist mit schönen weißrindigen Kiefern und Juniper bewaldet. Marco Polo's „Grüner Berg“ ist früher stets für den heutigen Kohlenhügel gehalten worden, Bretschneider hat aber nachgewiesen, daß der Pai-ta-schan oder Kiung-hua-tao, jene Insel mit der weithin sichtbaren weißen Suburga oder Flaschen-Pagode, der „Grüne Berg“ des Venetianers ist. Als eine Folge jener früheren Verwirrung bildet Staunton im Atlas zu Lord Macartney's Reise den Pai-ta-schan mit der Flaschen-Pagode ab, und erzählt dabei, daß dies der Berg sei, auf welchem sich der letzte Ming-Kaiser erhängt habe[84]).

Dieses tragische Ereignis fand aber in der Tat auf dem Kohlenhügel statt. Als die Mandschus in das Reich eingefallen waren und

der Räuber Li-kung an der Spitze einer Rebellen-Armee 1644 seine Hauptstadt genommen hatte, ging der letzte Kaiser der Ta-Ming aus dem Nordtore seines Palastes und hing sich in seiner Verzweiflung auf dem Kohlenhügel an einem wilden Holzapfelbaum (oder, wie Martinius sagt, Pflaumenbaum) auf. Zur Strafe dafür, daß er seine Aeste zu einer so furchtbaren Tat geliehen, wurde der Baum in Ketten geschlagen und trägt sie noch heute.

Während eines anderen Rittes besuchten wir die Gegend am Lotus-Teich, die Quartiere des I. Bataillons vom 1. Regiment und des Armee-Ober-Kommandos. Hier hatte vor wenigen Tagen jener beklagenswerte Brand stattgefunden, und noch wurde unter den Trümmern nach verlorenen Wert-Gegenständen gesucht. Das Asbest-Haus war völlig mitverzehrt worden, nur der Grundriß war noch schwach zu erkennen. Das Asbest-Haus hat der Feldmarschall mit Alexander dem Großen gemein, der, wenn man Sage und Dichtung Glauben schenken will, auch mit einem Asbest-Zelt in's Feld zog.[85]) Wir ritten weiter, ließen rechts die Kaiser-Brücke mit ihren zehn schönen Bogen liegen und kamen in die Gegend des Tempels des tausendarmigen Buddha. Hier war ich Zeuge von einem erheblichen Vandalismus. In einem Gebäude war eine große Bibliothek von hölzernen mongolischen Druck-Platten etwa im Folio-Format untergebracht. Sie waren aufgestellt in der Weise wie in Ziegeleien die Dachziegel aufgestapelt werden, und ein hier liegender verbündeter Truppenteil hatte in ihnen einen sehr geeigneten Winter-Holzvorrat zum Einheizen gesehen. Die halbe Bibliothek war wohl schon verbrannt.

In dieser Gegend steht auch eine wunderbar schöne Drachenmauer, aus farbig glasierten Reliefziegeln hergestellt, die sich sicherlich mit dem Drachen am Istar-Tor von Babylon vergleichen lassen kann.

Ein anderer Ausflug galt der großen Lamaserei in der Nord-ost-Ecke der Tatarenstadt. Die hier überall dargestellten lamaistischen Lehren und Ueberlieferungen sind durchweg recht unkeusche Sachen, so daß jungen Damen der Besuch dieses Heiligtums nicht gerade zu empfehlen ist. Wir haben uns selbstverständlich immer bemüht in Tempeln und Heiligtümern ernst zu bleiben und Gefühle etwa anwesender Priester nicht zu verletzen, aber hier fiel das wirklich schwer. Meine Reiter hatten auf unseren Zügen schon so manches Fremdartige gesehen; aber diese Art von Religions-Aeußerung war ihnen doch durchaus überraschend.

Ganz in der Nähe der Lamaserei liegt der Tempelbezirk des Confucius. Umgeben von ehrwürdigen Bäumen liegen die pracht-

volle Halle Wen-Miao, der „Tempel der Wissenschaft", und die „Halle der Klassiker", Pih-Yung-Kung. Vor letzterer steht der schönste Pai-lao oder Ehrenbogen, den ich in China gesehen habe, aus Marmor und prachtvollen Majolika-Ziegeln aufgeführt.

Für den Besuch der Sommer-Paläste hatte ich einen ganzen Tag vorgesehen. Wir hatten unsere Packtaschen reichlich mit Frühstück versehen und ritten eines Morgens durch das von den Franzosen belegte Stadtviertel und durch das Ping-tse-men nach Westen hinaus.



Sommer-Palast von Wan-schóu-schan

In den Straßen der Stadt war es entsetzlich staubig gewesen, draußen aber wurde es besser; es war ein schöner Frühlingstag, und mit Vergnügen ritten wir in das Land hinein.

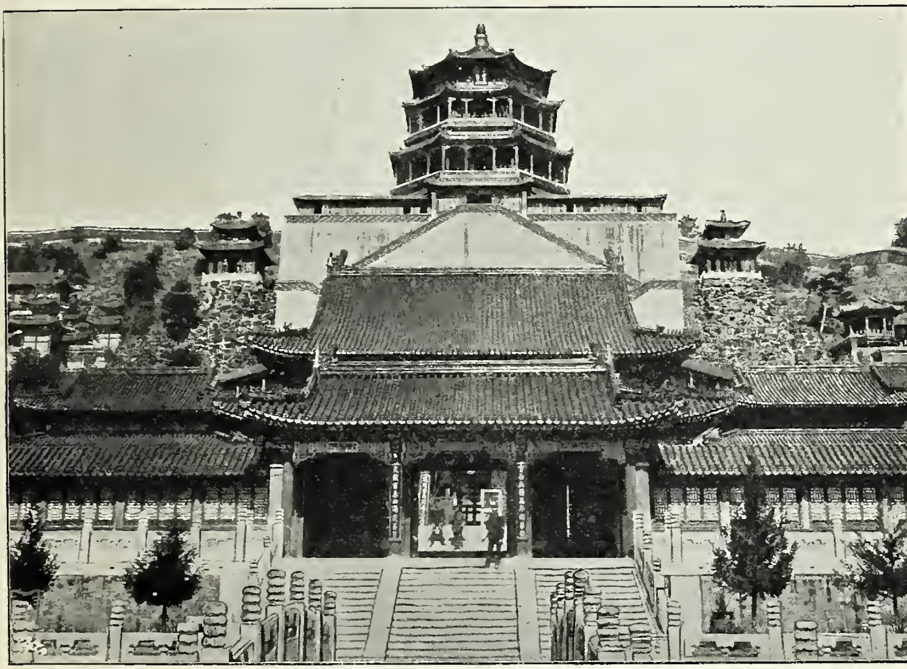
Zu jener Zeit waren in Tien-tsin und Peking viele Begräbnisse der im Sommer 1900 während der Boxer-Wirren Umgekommenen. Schon in friedlichen Zeiten belassen die Chinesen zuweilen ihre Toten Monate, ja Jahre lang in den Häusern, bis alle Vorzeichen zur Beerdigung günstig sind und so ist es natürlich, daß sie dies Mal erst wieder Ruhe und Ordnung eintreten ließen, bevor sie zum Begräbnis der Ihrigen schritten. Wir überholten zwei solcher Leichenzüge. Beim Beginn ihres Marsches halten solche feierlichen



Bronze-Tempel im Sommer-Palast

Prozessionen noch leidlich zusammen, aber wenn sie vor das Tor kommen, haben sie sich schon in einzelne Gruppen aufgelöst, jeder bummelt nach seiner eigenen Bequemlichkeit für sich dahin, und schließlich ist der Zug auf eine Entfernung von 1 km auseinander gezogen, und von Feierlichkeit nicht mehr viel zu merken.

Eine andere Art von Zügen, die uns entgegen kamen, waren die Kamel-Karawanen. Sie sind in Peking und Umgebung eine ganz alltägliche Erscheinung; sie bringen meistens Kohlen und schaffen



Sommer-Palast. Mittel-Ansicht

dafür Tee fort. Diese massigen, plumpen Tiere waren damals noch im dichten Winterhaar und sahen auffallend genug aus, so daß es kein Wunder war, daß unsere Pferde bei ihrem Anblick scheuten. Kinder und Hunde, an diese Gestalten nicht gewöhnt, würden ebenso erschreckt sein. Im übrigen waren die Pferde ohne große Mühe vorbei zu bringen, besser z. B. als unsere meisten Pferde in Deutschland an einer Dampfwalze. Die bekannte Geschichte von der Kamel-Reiterei des Kyros in der Schlacht gegen die Lyder in der Hermos-Ebene ist durchaus anekdotisch; Herodot wiederholt später [86]) jene Behauptung von der Abneigung der Pferde vor Kamelen, und Andere im Altertum haben ihm nachgeredet, aber die

Tatsachen widerlegen ihn; sowohl an das Dromedar wie an das Kamel gewöhnt sich das Pferd sehr leicht.

Ich wollte über Pa-li-tschwang, Wan-tschau-tse und Lan-tiën-tschang nach dem Sommerpalast reiten, denn diese Gegend ist besonders schön. Hier befinden sich die größten Gemüse-, Blumen- und Fruchtgärten von Peking. Hier sind auch viele wohlgepflegte Kirchhöfe, weit verschieden von den öden Erdanhäufungen der Ebene von Tien-tsin. Mauern oder Juniper-Hecken umgeben sie und herrliche Haine der chinesischen und weißrindigen Kiefer (pinus bungeana) geben ihnen Schatten. Das große Dorf Pa-li-tschwang ist berühmt durch seine schöne Pagode; sie hat 13 Etagen und ist von einer Ming-Kaiserin im 16. Jahrhundert erbaut worden. Auf dem Wege von dieser Pagode nach Wan-tschau-tse verirrte ich mich in der durchschnittenen und gartenreichen Gegend. Nach verschiedenen vergeblichen Versuchen, den Weg zu erfragen, fand ich schließlich die Marmorbrücke von San-pei-tse, und von hier war der Weg nach Hai-tiën und zur Hauptstraße bald erreicht.

Unser Frühstück nahmen wir hoch oben in der großen Pagode des Sommerpalastes ein. Der Anblick von der Höhe ist herrlich. An der einen Seite liegt der See Kun-ming mit den Palastgebäuden von Wan-schóu-schan, und im Hintergrunde die Mauern und Tore von Peking. An der anderen Seite des Bergabhanges liegen die Ruinen von Yüen-ming-yüen, und im Hintergrunde die tempel- und pagodengeschmückten Ta-hang-ling, genannten Berge und die Hügel von Pa-ta-tschóu. Die ganze Gegend hat etwas vom italienischen Charakter und erinnerte mich lebhaft an Sicilien.

Für den Heimweg wählte ich die Hauptstraße von Wan-schóu-schan nach Peking. Sie ist ebenso wie die Straßen nach Tung-tschóu und auf Liang-hsiang-hsiën mit mächtigen Steinquadern gepflastert. Aber diese Wege sind stark ausgefahren und beschädigt, so daß ein Fahren in den federlosen Mandarinen-Karren hier in der Tat eine Tortur sein muß. Für die Beine der Pferde ist ein solcher Weg natürlich auch nicht vorteilhaft, und bei Dunkelheit ist es geradezu gefährlich, hier zu reiten. Wir hielten uns immer auf einem leidlichen Sommerweg neben der gepflasterten Straße.

Einen sehr netten Nachmittag verlebte ich in der Messe des I. See-Bataillons, wo ich mit zwei alten 31ern, Hauptmann v. Schönberg und Leutnant Freiherrn v. Buttlar sehr vergnügt zusammen war. Bei dieser Gelegenheit kaufte ich von Buttlar einen kleinen Falben, „Mandschu", der mir noch gute Dienste geleistet hat. Jetzt hatte ich drei Falben und einen Schimmel im Stall.

Am Abend ritten Buttlar und ich zum Quartier des Hauptmanns v. Schönberg hinüber, verlebten ein paar nette Stunden in der Messe der 2. Kompagnie des II. See-Bataillons und kamen nicht ohne ein kleines lustiges Abenteuer beim Heimritt wieder nach Hause.

Ich hatte die Absicht, die letzten beiden uns zur Verfügung stehenden Tage zu einem Ritt nach Nan-kóu, an die große Mauer zu benutzen, zum Unglück trat aber gerade in diesen Tagen eine schwere Betriebsstörung der englischen Bahn von Tien-tsin nach Peking ein, die eine mehrtägige vollständige Unterbrechung der Verbindung zur Folge hatte. Die Entfernung von Peking bis Tien-tsin beträgt 120 km, so daß ich für den Ritt zwei Tage rechnen mußte. Es blieb also nichts weiter übrig, als den Besuch der Mauer aufzugeben und den Heimritt anzutreten.

So verließ denn am 30. April, 7 Uhr morgens, unsere kleine Kavalkade das gastliche Heim der Berittenen Kompagnie in Peking, durchritt die Ketteler- und Gesandtschafts-Straße und gelangte durch das vom Brande am 16. Juni leider arg beschädigte Tsiën-men in die Chinesenstadt. Ich hatte beschlossen, nicht die gewöhnliche Etappenstraße über Tung-tschóu zu nehmen, sondern quer durch den Kaiserlichen Wildpark direkt auf Ho-hsi-wú zu reiten. Unser Weg ging daher am Himmelstempel vorbei und durch das Yung-ting-men ins Freie. Von hier aus führt ein $2^1/_2$ km langer und mindestens 100 m breiter Sandweg direkt nach Süden zum Nan-hai-tse, dem Kaiserlichen Wildpark.

Man kann diesen Wildpark mit den Paradiesen der persischen Könige und Satrapen vergleichen, nur daß jene mehr bewaldet waren, während der Hai-tse eine weite Steppe ist. Aber ein Gewässer, das Liang-schui, durchfließt ihn, und in seinen südlicheren Teilen entspringt ein anderer Bach; zum mindesten ein Dorf liegt in ihm, desgleichen ein Jagdschloß, Tempel und Soldatenlager. Der Hai-tse ist von einer etwa 62 km langen Mauer umgeben, und manches europäisches Fürstentum besitzt nicht viel mehr Flächenraum. Die Mauer ist mit Kaiserlichen gelbglasierten Ziegeln gekränzt und hat neun Tore.

Der Park soll schon zur Zeit der Mongolen-Kaiser bestanden haben und besaß früher viel Wild. Jetzt sind nur noch Hasen, Fasanen und Wasserwild vorhanden, aber von den gefleckten Antilopen und besonders von dem berühmten Davidshirsch, dem Elaphurus Davidianus, ist leider nichts mehr vorhanden. Dieser, von dem es zuerst David gelang, eine vollständige Haut mit Geweih und Knochen nach Paris zu schaffen, war in seinem Vorkommen lediglich auf dieses kleine Stück Erde beschränkt. Der letzte Kaiser, welcher hier wirklich jagte und Sinn für Erhaltung seines Jagdparks hatte, war Kien-lung;

seitdem ist der Nan-hai-tse mehr und mehr verwahrlost, manches Tier hat aus den verfallenen Toren entschlüpfen können und ist den Bauern der benachbarten Gegend zum Opfer gefallen. Schließlich wurden in der Zeit des Krieges mit Japan 30 000 Mann wenig disziplinierter Truppen im Park untergebracht und diese haben mit seinem Tierbestand gründlich aufgeräumt. Auch nicht ein einziges Exemplar des seltenen Sse-puh-siang, wie ihn die Chinesen nennen, des Elaphurus Davidianus, ist übrig geblieben, und die Art ist in der Freiheit ausgerottet, wenn es nicht einzelnen Exemplaren gelungen ist, in die westlichen Berge zu entkommen, wie von Chinesen behauptet worden ist. 1876 kamen ein Hirsch und zwei Kühe dieser seltenen Tiere an den Zoologischen Garten zu Berlin; sie sind teils eingegangen, teils an den Herzog v. Bedford verkauft worden, welcher sie züchtet und augenblicklich einen Hirsch und drei Kühe besitzt. Der Zoologische Garten hat jetzt nur noch einen acht- oder neunjährigen, 1896 als Spießer in Köln angekauften Elaphurus. Ebenso wie es der alte war, ist auch dieser neue Hirsch bösartig und keineswegs „of a gentle disposition", wie Williams als Kennzeichen der ganzen Art angibt.[87])

Ich befahl meinen Leuten, beim Durchreiten nach größerem Wild auszuschauen, aber nichts wurde erblickt. Wir sahen uns mehrere Tempel an und versäumten nicht, einen kleinen Abstecher nach Norden zu machen, um ein hier liegendes Jagdschloß in Augenschein zu nehmen. Es war gut erhalten, aber ebenso wie die Tempel völlig leer.

Mit dem Steigen der Sonne wurde es empfindlich warm, und es war daher eine große Erquickung für unsere Pferde, daß wir zweimal das Liang-schui oder ein Nebengewässer durchfurteten. Meine Schimmelstute ging als Handpferd und wälzte sich derartig vor Vergnügen, daß sie sich auf dem Rücken im Bach überschlug. An einem Wiesengrunde liegt hier ein Dorf, und ich weiß nicht, warum es von der verbesserten Ausgabe der Karte 1 : 300 000 fortgelassen worden ist.

Wir ritten etwa 17 Kilometer durch den Nan-hai-tse und passierten vor dem Austritt bei Ma-kü-kiau eine beträchtliche Anzahl von Soldaten-Lagern. In Ma-kü-kiau kehrten wir in einer großen Karavanserei ein, futterten und tränkten unsere Pferde und verzehrten unser mitgenommenes Frühstück.

Die ganze Strecke bis Ho-hsi-wú, unserem Nachtquartier, beträgt 60 Kilometer; wir hatten also den besseren Teil unserer Reise noch vor uns, es wurde sehr warm und während des letzten Drittels ritten wir in einem heftigen Sandsturm. Der heiße Staub wirkte wie Streusand, und in der letzten Stunde vor Ho-hsi-wú war es mir nicht möglich, auch nur die geringste Flüssigkeit in meinem Munde zu entwickeln, um die trockenen Lippen anzufeuchten. Wenn ich aber

außerdem gefürchtet hatte, auf eine unbequeme Etappe zu stoßen, so sah ich mich in dieser Hinsicht höchst angenehm enttäuscht. Denn während die alte Etappe Ho-hsi-wu auf der ganzen Linie einen wenig guten Ruf genoß, war sie jetzt unter einem jungen Offizier vom I. See-Bataillon, Leutnannt Paraquin, ein wahres Schmuckkästchen und eine Muster-Etappe geworden. Alle Anordnungen und Anlagen für die Unterbringung, Verpflegung, Gesundheit und Sicherheit des Postens waren ganz ausgezeichnet. So war es denn nur natürlich, daß wir alle gut untergebracht waren, und daß ich einen sehr angenehmen Abend in der kleinen Messe der Etappe verlebte.

Das Wort Ho-hsi-wu ist so recht geeignet, die in der Schreibweise chinesischer Namen herrschende Verwirrung zu zeigen. In englischen, holländischen, deutschen und französischen Schriften habe ich folgende Schreibweisen gefunden:

Ho-sí-wu, Ho-hsi-wu, Khu-shee-yoo, englisch; Cho-schi-wu, deutsch; Joesiwoe, Joeswoe, Gioechioe, Gioecheoe, holländisch; Housiou, französisch. Man hält es kaum für möglich, daß so verschieden geschriebene Worte dieselben Laute wiedergeben sollen. Um noch ein paar andere Beispiele zu geben, möchte ich ferner folgende Schreibweisen bemerken: Für Schan-tung: Chan-Toung und Sjantoeng; für Fu-kien: Foehkjen, und für Wei-hai-wei: Ouèe-haè-ouèe.

Nach dem verschiedenen Wert der Schriftzeichen in den europäischen Sprachen, Deutsch, Englisch, Holländisch, Französisch, Portugiesisch, Russisch, ist die Wiedergabe oder Uebertragung der chinesischen Laute eine sehr verschiedene. Im Englischen unterscheidet man wieder die „Standard Pronunciation“ und das „Peking System“ nach Sir Thomas Wade. Dieses letztere ist bei den Engländern am meisten in Gebrauch, während die Franzosen zumeist die Schreibweise der alten Jesuiten-Missionare mit leichten Abänderungen verwenden.

Hierzu kommt noch, daß der Laut der chinesischen Charaktere im Laufe der Zeiten Veränderungen erfahren hat, und daß die Dialekte des Nordens und des Südens erheblich von einander verschieden sind. Dasselbe Wort z. B., welches im südlichen Dialekt und holländisch geschrieben Hok-tsioe heißt, wird im nördlichen Dialekt und englisch geschrieben als Foo-chow wiedergegeben.[88]) Zur besonderen Vermehrung der Verwirrung tritt hinzu, daß die englische Sprache und Schreibweise, die anerkannt so ungeeignet wie nur möglich zur Wiedergabe fremder Laute sind,[89]) die meiste Verbreitung haben. Die Namenschreibung auf den deutschen Generalstabs-Karten und den Karten in Stieler's Hand-Atlas ist ein Gemisch von deutscher und englischer Schreibweise, und die in diesem Buch angewendete macht

18*

davon keine Ausnahme. Wie sehr aber die holländische Sprache, und somit auch die deutsche, der englischen in dieser Hinsicht überlegen ist, zeigt schon ein Vergleich zwischen den alten holländischen und den rund 150 Jahre späteren englischen Gesandtschafts-Berichten. Während die Holländer, besonders Nieuhof,[90]) die chinesischen Namen auffallend gut wiedergeben, kann man dies von den Engländern nicht durchweg behaupten.

Um wenigstens innerhalb des Französischen eine gleichmäßige Schreibung chinesischer Namen herbeizuführen, sind neuerdings in Frankreich und seinen Kolonien Listen von Silben und Namen ausgearbeitet worden, aber eine Lösung der schwierigen Frage der Rechtschreibung chinesischer Namen ist damit noch nicht erreicht.[91])

Am nächsten Morgen um 7 Uhr ging es von Ho-hsi-wú weiter, und jetzt kam ich in eine Gegend, die mir von Yang-tsun aus wohlbekannt war. In Nan-tsai-tsun wurde ein kleiner Halt zum Tränken gemacht und gegen 10 Uhr langten wir in dem lieben alten Yang-tsun an.

Aber hier waren in den vergangenen vier Monaten manche Veränderungen eingetreten. Die 1. Kompagnie war durch die 9. Kompagnie vom 3. Regiment ersetzt, und mit einer gewissen Wehmut bemerkten Sodemann und ich, daß unser Hof verwahrlost, unser Häuschen unbewohnt und verfallen und unser mit so vieler Mühe zusammengebrachter Futterhort verbraucht war.

Von alten Bekannten war augenblicklich nur Leutnant Brandt in Yang-tsun; er zeigte mir mit Stolz die wohlgenährten und leistungsfähigen Pferde von der Schwadron, von denen jedes einzige eine eigene Box hatte.

Als ich an der Spitze meiner kleinen Truppe an den Bahnhof Yang-tsun kam, erwartete mich eine besondere Ueberraschung; ich hätte vor Freude beinahe „Augen rechts!“ kommandiert, als ich ganz unvermutet meinen Freund, Oberleutnant v. Kühn, dort erblickte, den ich seit Monaten nicht gesehen hatte. Er war von seinem Posten Tan-schan auf dem Wege nach Peking und war hier in Yang-tsun durch die Betriebsstörung an der Bahn aufgehalten worden.

Die beschädigte Strecke war inzwischen hergestellt worden, und an diesem Tage begannen wieder Züge zu fahren.

In Tien-tsin hatte sich inzwischen nichts von Bedeutung ereignet, aber die Sorge um die Sommer-Quartiere begann bei der herannahenden heißen Jahreszeit alle verantwortlichen Befehlshaber lebhaft zu beschäftigen. Einige Truppenteile wurden nach Kai-ping und Pei-tai-ho verlegt, und auch die Berittene Kompagnie Danner sollte Mitte Mai nach letzterem Ort abrücken. Mit Rücksicht hierauf gab die

Lager-Kommandantur durch Schreiben vom 9. Mai bekannt, daß in Erwägung gezogen sei, die Berittene Kompagnie 5. Regiments in das alte Quartier der Berittenen Kompagnie 6. Regiments zu verlegen, und daß keineswegs die Absicht vorliege, die Berittene Kompagnie während des Sommers in Tien-tsin-Dorf zu belassen. Mein Antrag auf Zuweisung von Materialien zum Bau von Sommerdächern wurde daher abgewiesen. Das Quartier der Kompagnie Danner war sicherlich schlechter, ungemütlicher, ungeeigneter und nach meiner Ansicht



Oberleutnant v. Kühn mit Burschen

auch gesundheitsgefährlicher als unser eigenes Revier. Es hatte besonders für Danner den Uebelstand gehabt, daß er es nicht erweitern, verbessern und ausbauen konnte, während wir uns langsam, aber sicher nach allen Seiten gegen die anwohnenden Chinesen ausgedehnt und vorzüglich unsere Stallungen so verbessert und ausgebaut hatten, daß Hauptmann Gerstenberg von der Gebirgs-Batterie sein altes Revier kaum wiedererkannte, als ich es ihm zeigte.

Es gelang mir auch, durch einen Bericht dies darzulegen und zunächst diese Gefahr von uns abzuwenden. Es wurden nun mit den Mitteln der Kompagnie, so gut es ging, Sommerdächer hergerichtet, und alle Maßregeln ergriffen, um den bisher guten Gesundheits-

zustand der Kompagnie zu erhalten. Hierher gehörte das weiter Auseinanderlegen der Mannschaften und Einrichtung einer Badeanstalt in einigen neugewonnenen Räumen.

Am 14. Mai erhielt ich den Befehl, am nächsten Tage für eine längere Expedition zum Detachement des Majors v. Linstow zu stoßen. Leutnant Richrath war beurlaubt, und seine Gesundheit hatte durch die Anstrengungen des Dienstes, sowie die Einflüsse des Klimas so gelitten, daß er bei der Kompagnie nicht mehr viel Dienst getan hat. Er trat mit einem der ersten Transportdampfer nach Auflösung des Expeditions-Korps die Heimreise an und ist schon im Dezember des Jahres als Invalide aus der Armee ausgeschieden. So hatte ich nur zwei Offiziere verfügbar, Plewig und Jobst, und daher war es mir sehr angenehm, daß für die Dauer der Expedition der Dolmetscher-Offizier Leutnant Heine zur Kompagnie kommandiert wurde. Außerdem ging Vize-Feldwebel Magath mit, während der Feldwebel Voigt als Führer des kleinen Wacht-Kommandos der Kompagnie zurückblieb.

Beim Stabe des Detachements-Führers, Majors v. Linstow, befand sich noch Hauptmann v. Ostrowski, der Adjutant Leutnant v. Bredow, Stabsarzt Dr. Mankiewitz als Detachements-Arzt und ein Ordonnanz-Offizier. An Truppen gehörten außer der Berittenen Kompagnie noch zum Detachement: ein Zug von 20 Reitern einer Munitions-Kolonne unter Leutnant Burggraf zu Dohna, und ein Zug der schon mehrfach erwähnten sogenannten Chinesischen Schnellfeuer-Batterie. Dieser Zug, bei dem sich kein Offizier befand, war im besonderen dem Hauptman v. Ostrowski unterstellt.

Der Marsch des ersten Tages ging über den Kaiser-Kanal bis Tu-liu-tschönn. Wie schon einmal erwähnt, ist diese ganze Gegend immer berüchtigt gewesen wegen ihrer Boxer-Sympathien, und der Flecken Tu-liu war in den Tagen vom 10. bis 12. September zur Strafe hierfür von einer aus verschiedenen verbündeten Truppen gemischten Kolonne gründlich ausgelûtet und ausgebrannt worden. Dies war noch sehr zu bemerken, aber trotzdem hätten die uns zugewiesenen Quartiere nicht so schlecht und ungeeignet sein brauchen, wie sie es in der Tat waren. Der betreffende Fourier-Offizier hatte wenig oder gar keine Erfahrung und hat auch im Verlaufe der Expedition nur unerheblich zugelernt, so daß ich von jetzt an immer einen meiner drei Offiziere den Quartiermachern zuteilte, um die Interessen der Kompagnie zu vertreten. Hier in Tu-liu war uns das völlig ausgebrannte und ausgeräumte Leihhaus angewiesen worden; ich nahm zwar auf eigene Verantwortung die nächstgelegenen Reihen

von Hütten und Ruinen mit hinzu, aber trotzdem haben meine Leute selten so schlecht und ungesund gelegen.

Bei Unterbringung in einzelnen Quartieren können die Leute sich zwar Infektions-Krankheiten leichter holen, aber diese Gefahr lässt sich durch die nötigen Vorsichtsmaßregeln, gründliches Säubern der Quartiere und Kontrolle durch die Offiziere, daß dies geschieht, erheblich abschwächen. Dagegen sind in China mit Sicherheit Erkältungs-Krankheiten und Schäden an den Organen des Unterleibes zu erwarten, wenn die Truppen auf kaltem, nassem Boden und in zugigen, ungemütlichen Räumen liegen müssen, wie es in dieser Leihhaus-Ruine war. Ueber die schon einmal erwähnte Ansicht der „Chinakenner", daß es besser sei, im Freien zu biwakieren, als Chinesen-Wohnungen zu betreten, wird wohl ein Jeder, der etwas praktische Erfahrung in diesem Feldzuge gesammelt hat, ähnlich urteilen, wie man heute über den alten Armee-Grundsatz urteilt, daß bei großer Hitze kein Wasser getrunken werden dürfe.

Nachdem es dem boxergesinnten Bürgermeister von Tu-liu gelungen war, uns seine minderwertigen Quartiere anzuhängen, versuchte er dasselbe Manöver auch mit der Verpflegung. Ich begab mich wie gewöhnlich zum Empfang der Lebensmittel und beeilte mich um so mehr, als mir der Vize-Feldwebel Magath meldete, er habe gehört, man wolle uns Fische geben. Und in der Tat so war es, der Offizier und der Dolmetscher wollten gerade die Fische abnehmen. Sie waren meistens tot, aber man versicherte mir, sie seien lebend eingetroffen und nur inzwischen eingegangen. Ich verweigerte rundweg ihre Annahme als minderwertig und gesundheitsgefährlich, und als weitere Erörterungen folgten, erklärte ich, die Sache sofort dem Detachements-Führer zur Entscheidung zu unterbreiten, oder man solle mir die Verhandlungen mit dem Bürgermeister überlassen. Das letztere geschah und hatte den Erfolg, daß die Kompagnie in kaum einer Stunde einen tadellosen Ochsen überwiesen erhielt. Ich bin überzeugt, daß der Ochse und noch mehr Vieh und Geflügel bereit standen, daß der gerissene Ortsvorstand aber nach chinesischer Art erst versuchte, uns mit den wertlosen Fischen abzuspeisen.

In der Nacht und am folgenden Morgen regnete es stark; der Abmarsch erfolgte daher verspätet und wir hatten nur einen ganz kurzen Ritt bis Wang-kia-kóu. Die Kompagnie kam in dem am entgegengesetzten Ufer des Hu-to-ho gelegenen Su-tsau-tsun unter und hatte offenbar das bessere Teil erwählt. Denn dieses ist das bei weitem größere und auch wohlhabendere Dorf, und war nur von den

Quartiermachern in der Eile nicht so genau übersehen worden, weil sie Wang-kia-kóu zuerst erreichten.

Der Zweck des Detachements v. Linstow war, mit den chinesischen Generälen in der Gegend südöstlisch Pao-ting-fu und bei Tsang Verbindungen anzuknüpfen und im Hinblick auf den nahenden Frieden die Rückgabe der Gewalt an die chinesischen Behörden einzuleiten. Jetzt holte uns ein Bote des Korps-Kommandeurs aus Tientsin ein, welcher die Mitteilung brachte, daß laut eingegangener Nachrichten sich der chinesische General Lü südöstlich Pao-ting-fu mit Boxern und Rebellen im Kampfe befände. Das Detachement erhielt den Befehl die Chinesen kräftig zu unterstützen, falls sich Gelegenheit böte.

Am nächsten Morgen beim Ausrücken hatten wir ein kleines Mißgeschick. Der in seinem Handwerk recht tüchtige Kompagnie-Schneider war ein besserer Reiter auf dem Schemel als auf dem Pferde und nahm im Vorbeireiten mit dem rechten Knie einen der kleinen an chinesischen Wohnungen häufig angebrachten Vorbauten mit. Das Holz war aber hart, und unser Schneider mußte mit übel zerschundenem Bein auf einen Karren verladen werden.

Das war unser erster Kranker, und im nächsten Quartier kam leider ein zweiter hinzu. Ein Gefreiter wurde von heftigen Unterleibs-Beschwerden befallen, so daß wir Ruhr befürchteten und schon an Abtransport der beiden Kranken zur nächsten Etappe Pa-tschóu dachten. Ich beschloß sie aber mitzunehmen, und dank der großen und andauernden Fürsorge des Detachements-Arztes, Stabsarzts Dr. Mankiewitz, erholte sich der Gefreite bald. Das Schneiderlein aber mußte den Rest der Expedition auf Kissen gebettet im Mandarinen-Karren mitmachen und wurde nach der Rückkehr ins Lazarett aufgenommen.

Am 17. Mai hatten wir leidlich gutes Quartier in Wönn-an-hsiën. Hier erhielt der Detachements-Führer die ersten Nachrichten über die ganz nahe stehenden chinesischen Truppen. Freundschaftliche Verbindungen wurden hergestellt und durch Sendung von Boten versucht, ihr Vertrauen so weit zu gewinnen, daß sie stehen blieben.

Während des Marsches am nächsten Tage sahen wir die Folgen der angeknüpften Verbindungen in Gestalt eines chinesischen Depeschen-Reiters, der mit klingendem Geläute von hinten an uns vorbeisprengte. Wenn man diese Leute sonst erblickt hatte, so war es immer mit einem gewissen Aerger. Man sah sie fern am Horizont dahinjagen, ließ auch wohl erfolglos auf sie feuern, und wußte mit Bestimmtheit, daß die Chinesen vor uns über alle unsere Bewegungen aufgeklärt waren, und daß es so gut wie aussichtslos war, einen Feind zu treffen.

Diese chinesische Einrichtung mit ihren Poststraßen, Poststationen, Wachthäuschen und Depeschen-Reitern erinnert an die persischen Königswege mit den königlichen Poststationen, auf welchen die Boten mit einer Schnelligkeit ihre Depeschen weitergaben, die, wie der alte Herodot sagt, von keinem sterblichen Wesen übertroffen werden kann.[92])

Kleine chinesische Truppen-Abteilungen waren etwa bis Lingtschóu, 20 km vor Wönn-an-hsiën, vorgeschoben gewesen. Diese hatte man zwar eingezogen, aber als wir uns der Stadt Jönn-kiu näherten, erkannten wir schon von weitem an den wehenden Fahnen, daß die Chinesen Stand gehalten hatten.

Als wir näher gekommen waren, sprengte uns ein chinesischer Offizier entgegen und meldete dem Detachements-Führer. Es war etwa eine schwache halbe Kompagnie regulärer Infanterie, in einem Gliede mit einem halben Schritt Zwischenraum aufgestellt. Am rechten Flügel dieser halben Kompagnie standen vier Fahnen, zwei viereckige und zwei dreieckige, und nach weiter rechts standen Hornisten und Tambours, die eine Art von französischem Präsentiermarsch spielten. Die Truppen trugen die schon beschriebene Uniform und waren ohne Waffen. Sie blieben so lange in der Parade-Aufstellung stehen, bis der letzte Mann des Detachements vorüber war.

Wir rückten in die ummauerte Stadt, und während der Rest des Detachements hier blieb, ritt die Kompagnie weiter in die große westliche Vorstadt, wo wir Quartier bezogen. Hier lagen wir unmittelbar zusammen mit dem chinesischen Obersten Schu und seinen Truppen, einer Kompagnie Infanterie und einigen Reitern. Während ich mit meinen Leuten die ganze Nordseite der Straße und einen Teil der Südseite in Beschlag nahm, lag Schu in dem übrigen Teil der Südseite.

Ich warnte meine Leute, sich den Chinesen gegenüber keine Ausschreitung zu Schulden kommen zu lassen, aber diese Erinnerung war kaum nötig. Denn unsere Mannschaften hatten ihren chinesischen Kollegen gegenüber nur ein gewisses Gefühl der Neugierde, und hegten eher Mitleid für sie als Feindschaft. Im übrigen traten die Chinesen nur unbewaffnet auf. Ich besuchte Oberst Schu in seinem Quartier, und fand einen höflichen, älteren Herrn, der uns aber immer noch nicht ganz zu trauen schien.

Wie so häufig, scheint auch hier die Vorstadt wohlhabender zu sein als die alte ummauerte Stadt. Durch erstere führt die große Straße von Ho-kiën-fu über Hsiung-hsiën, Liang-hsiang-hsiën nach Peking; manche fremde Gesandtschaften sind diesen Weg gezogen, so auch van Braam und de Guignes.

Ich selbst war im Leihhause ausgezeichnet untergekommen.

Am nächsten Morgen rückte die chinesische Kompagnie ganz früh aus, um uns beim Verlassen von Jönn-kiu etwas vorzuexerzieren. Sie waren heute bewaffnet, jedoch bunt durcheinander mit Gewehren und Karabinern. Beim Exerzieren gaben sie sich offenbar außerordentliche Mühe, aber bei einer deutschen Truppe würde man alle ihre Bewegungen als „ausgesprochen schlapp“ bezeichnet haben.

Sie zeigten zuerst die Schule auf der Stelle und dann einfache Schützen-Entwickelungen. Zwei Züge waren ausgeschwärmt und der dicht dahinter hockende Unterstützungstrupp sollte zur Verstärkung einschieben. Dieses Manöver gelang nicht ohne einige Erörterung und allgemeines „Geschwatze“, und schließlich lagen die Schützen „eingepökelt wie ein Volk Rebhühner auf einem Haufen zusammen“ — um mich eines Unteroffizier-Ausdrucks zu bedienen. Eine einzige scharfe Granate darüber hinweg, und ich glaube, sie wären wirklich auseinander geflogen wie ein Volk Rebhühner.

Major v. Linstow hielt darauf eine kleine Kritik ab und ließ dem Obersten sagen, daß ihm alles, was er gesehen habe, sehr gut gefallen hätte. In einem Augenblick war der etwas abstehenden und wieder gesammelten Kompagnie dieses Urteil bekannt, und ein freudiges „chau! chau!“, so viel als: „Gut! hat er gesagt“, ging durch die kleine Kolonne.

Major v. Linstow dankte dem Obersten und ließ ihm sagen, er würde gern zum Schluß noch einen Parademarsch der Kompagnie sehen. Dieser Wunsch verursachte den chinesischen Taktikern dieselbe Verlegenheit, die schon manch' einem zur Uebung A. eingezogenen Reserve-Unteroffizier bereitet worden ist, wenn ihm diese kleine Aufgabe vom ausbildenden Offizier gestellt wurde. Die Kompagnie drehte nämlich unglücklicherweise dem Major den Rücken zu, und sie wußten nun nicht, wie sie sie richtig abmarschiert an die Abmarschstelle bringen sollten. Schließlich wählten sie dieselbe Lösung, zu der auch der eine oder andere der erwähnten Reserve-Unteroffiziere gegriffen hätte: sie zogen einmal um den ganzen Platz herum und kamen so schließlich an die richtige Stelle.

Der Parademarsch in Sektions-Kolonne, voran die Spielleute und die vier Fahnen, war leidlich.

Das ganze Detachement stand als Zuschauer und Kritiker dabei; unseren Leuten machte diese Vorstellung natürlich einen ganz außerordentlichen Spaß, und noch lange habe ich beim Weiterreiten über Bemerkungen lachen müssen, die hinter mir in der Kompagnie gemacht wurden.

Oberst Schu hatte uns eine Kavallerie-Spitze unter einem Offizier mitgegeben, welche immer einige hundert Meter vor uns herritt. Dieser chinesische Offizier und auch später ein anderer, den ich beobachten konnte, benahmen sich sehr sachgemäß. Sie ließen ihre Leute häufig absteigen und führen, wenn es im Schritt ging, und kümmerten sich gleich nach dem Einrücken eingehend um das Wohl ihrer Pferde.

Die Gegend ist sehr gut angebaut, verhältnismäßig viel Bäume verschönern die Landschaft und diese waren jetzt im ersten frischen



Sodemann mit Mandschu und Hunibald

Grün. Akazien- und Weidenarten sind am häufigsten, hin und wieder auch Ailanthus, dessen Wurzeln die Chinesen als Mittel gegen die Ruhr gebrauchen.

Ho-kiën-fu ist eine alte, angesehene Stadt. Marco Polo hat sie besucht und van Braam und De Guignes geben kurze Beschreibungen von ihr.[93]) Schon sie bemerken den ruinenhaften Zustand dieser Fu-Stadt und den Umstand, daß ausgedehnte Flächen innerhalb der Mauern unbebaut sind. Dies trifft noch alles vollständig zu; von unserem Quartier bis zur Stadtmauer lag ein Brachfeld, so groß, daß eine Brigade darauf hätte exerzieren können. Van Braam hat sich

nach den Ursachen dieses Verfalls erkundigt, und da ist ihm erklärt worden, eine große Ueberschwemmung im Jahre 1794 sei an allem Schuld. Das ist natürlich Unsinn. Aufstrebende chinesische Städte, die eine sichere Grundlage für ein gesundes Gedeihen haben, erholen sich erfahrungsmäßig nach jedem auch noch so schlimmen Desaster erstaunlich schnell. Ho-kiën-fu ist eine im Niedergang begriffene Stadt, wie ganz besonders die jammervollen und ärmlichen Vorstädte bezeugen.

Die Stadt ist berühmt und bekannt als Mittelpunkt der besonders wissenschaftlich so erfolgreichen französischen Mission, und ferner durch die allerdings weniger erfreuliche Tatsache, daß es seit den Zeiten der Ming-Kaiser dauernd die größte Anzahl aller bei Hofe verwendeten Eunuchen stellt.[94])

Unser Quartier war eine große Schule, sauber und in gutem Zustande, aber ungemütlich und reichlich ungeeignet für eine längere Unterbringung, weil die Leute auf dem kalten Steinboden schlafen mußten. Auch die Verpflegung machte einige Schwierigkeiten, und ich mußte andauernd persönlich den Herrn Stadt-Zahlmeister zu größerer Tätigkeit anfeuern.

Noch zwei andere Gebäude hatten wir in unseren Bereich hineingezogen: einmal ein großes Gehöft, in dem die Bagage unterkam, und dann einen benachbarten Ahnentempel für uns Offiziere. Es war dies ein kleiner, gut gehaltener Bezirk mit Tempel, Ahnenhallen mit Hunderten von Ahnen-Tafeln und Täfelchen, und einem schönen Garten. Unter besonderer Schonung benutzten wir diese Anlagen, auf einer kleinen Terasse am Garten ließ Jobst unsere Tafel decken, und hier speisten wir in herrlicher Abgeschlossenheit, nur umgeben von den Geistern der Gestorbenen.

Es ist etwas Schönes um den chinesischen Ahnen-Kultus, die Verehrung der Erzeuger. „Die Pietas, die kindliche Liebe in weitester Bedeutung, wird in China mit dem Namen Hiao gestempelt. Mache deinen Fürsten, deine Eltern, deine älteren Brüder, deine Freunde, dein Gemahl während ihres Lebens glücklich, und sorge dafür, daß sie auch nach ihrem Tode in alle Ewigkeit Glück und Ruhe genießen mögen, — das ist es, was die Hiao in China lehrt.“[95])

„An erster Stelle hängen wir von unseren Eltern ab und an zweiter Stelle vom Himmel,“ heißt es in einem klassischen, viel gelesenen chinesischen Literaturwerk, und seitdem Confucius einen Erdhügel über dem Grabe seiner Eltern aufhäufte, sind $2^1/_2$ Jahrtausende diese Hügel über den Gebeinen der Erzeuger der Hauptgegenstand der Verehrung von Milliarden von Chinesen gewesen.[96])

Jeder hat zu Hause seinen kleinen Ahnen-Schrein, und große und angesehene Familien kommen in ihren Tempeln zum Feste der Ahnenopfer zusammen; v. Strauß hat diese Zusammenkünfte mit den allgemeinen Geschlechtstagen unseres Adels verglichen.[97])

Diese Eltern-Verehrung hat beachtenswerte Folgen. So wird in China der Vater geehrt, der einen verdienten Sohn groß gezogen hat, nicht der Sohn, weil er zufällig einen berühmten Vater hat. Ein Kaufmann in Canton, dessen Sohn ein Mitglied des Kaiserlichen Rats war, hatte die Berechtigung gewisse Masten vor seinem Hause zu errichten, eine Allerhöchste Auszeichnung für den Vater des tüchtigen Sohnes.[98]) Die Art der Ehrung geht so weit, daß sogar Verstorbene für die Verdienste ihrer Söhne in den Adelstand erhoben werden, während nie ein Sohn geadelt werden könnte zum Lohn für die guten Taten eines Vaters, der für sich selbst vielleicht auf diese Ehre verzichtet hat. Die Verfügung, nach welcher bei uns die Väter gefallener oder verstorbener Chinakrieger die von ihren Söhnen erworbenen Denkmünzen tragen dürfen, ist demnach eine durchaus dem chinesischen Gefühl entsprechende Maßregel.

Der 20. Mai war ein Warte- und Ruhetag in Ho-kiën, da der Detachements-Führer hoffte, mit dem chinesischen General in Verbindung treten zu können. Für den folgenden Morgen war aber für das Detachement Abmarsch befohlen, während Major v. Linstow selbst mit einiger Begleitung noch ein paar Stunden warten wollte, um später seinen Truppen nachzureiten. Am Abend gegen 9 Uhr 30 Minuten erhielt ich jedoch Gegenbefehl; der angesetzte Abmarsch wurde abbefohlen, da ein Brief des Generals Lü-Ben-Yuen mit der Meldung eingetroffen war, daß er von Wang-tu-hsiën kommend, morgen in Ho-kiën-fu eintreffen werde.

Da den Pferden einige Bewegung sehr dienlich war, so machte ich am Morgen des 21sten mit der ganzen Kompagnie einen etwa 14 km langen Ausritt in die westliche Umgebung von Ho-kiën. Als wir von diesem Ritt zurückkehrten, war General Lü eingetroffen. Er sowohl wie der Regierungs-Präsident von Ho-kiën, Herr Wang, machten uns Besuch, und ich erhielt eine rote Karte in rotem Briefumschlag, aus welcher Teng mir übersetzte, daß die sehr ehrenwerten und hohen Herrn Fe, Plo, Yo und Hei gebeten würden, heute Abend 7 Uhr als Gäste von Herrn Wang-schóu-kon im Regierungs-Yamen zu erscheinen.

Mit jenen Namen waren wir nämlich bei den Chinesen bekannt und wurden von Teng immer so vorgestellt. Die Chinesen machen sofort aus jedem europäischen Namen nach ihrer Art einen Einsilber, wozu bei Personen von Rang ta-jen, so viel als „hoher Herr", hinzu-

gefügt wird. Yo und Hei für Jobst und Heine sind daher ohne weiteres klar. Mich nannten sie Fe, weil der Chinese ein R nicht aussprechen kann und dafür entweder ein L setzt oder es gänzlich fortläßt. Warum sie aber für Plewig Plo und nicht Ple sagten, ist uns nicht klar geworden; möglicherweise hängt dies mit ihren Schrift-Charakteren zusammen.

Eine richtige und vollständige Wiedergabe eines europäischen Namens habe ich von den Chinesen nie gehört, und in der Tat war dies auch für sie nicht immer ganz leicht, zumal sich unter dem Offizier-Korps der deutschen Garnison Tien-tsin Namen befanden, die man nur an einem langen Sommertag aussprechen kann. Bei solchen vergeblichen Versuchen und Wortverstümmelungen erinnerte ich mich immer einer Bemerkung des verstorbenen Gesandten Freiherrn von Ketteler, welcher uns erzählte, daß es den Chinesen nie gelungen sei, die Namen zweier gleichzeitig in Peking weilender deutschen Diplomaten auszusprechen, nämlich des Gesandten Freiherrn Schenck von Schweinsberg und des Legations-Sekretärs Freiherrn Speck von Sternburg. Man muß allerdings zugeben, daß über diese beiden Namen dicht hintereinander auch eine deutsche Zunge stolpern könnte.

Da wir ziemlich weit vom Yamen entfernt wohnten, und die Straßen der Stadt von dem Regen vor fünf Tagen noch äußerst schmutzig waren, so ordnete ich an, daß wir uns zu Pferde zum Essen begaben. Dies hatte einen unerwarteten und unbeabsichtigten Erfolg. Als unsere kleine Kavalkade, mit Dolmetscher und Ordonnanzen auf dem Hof des Yamen einritt, wurden wir von der Dienerschaft empfangen und in einer Art Triumphzug vor die Halle geleitet; hier kam uns der Hausherr, der Regierungs-Präsident, bis auf den Hof entgegen, und der General empfing uns im ersten Vorzimmer. Als wir am Abend nach Hause ritten, hatten wir sogar unter Führung eines Berittenen eine ganze Schaar von Polizisten und Lampion-Trägern um uns, die uns bis in unser Quartier begleiteten. Der Detachements-Führer aber, welcher mit seinen Offizieren ganz in der Nähe wohnte und natürlich zu Fuß gekommen war, wurde von dieser Bande geschnitten und mußte ohne Lampions nach Hause gehen.

So sind die Chinesen: die strenge Etiquette verlangt bei ihnen, daß jeder Offizier seine Besuche zu Pferde macht. General Meï wohnte in Tsang nur 50 Schritt von uns und kam doch mit seiner ganzen Begleitung zu Pferde. Sehen sie nun, daß ihre vorgeschriebenen Formen außer Acht gelassen werden, so glauben sie auch ihrerseits sich von derartigen Höflichkeiten entbinden zu können.

Zum Dîner waren sämtliche Mandarinen von Ho-kiën geladen. Außer dem General und dem Regierungs-Präsidenten waren noch anwesend: Herr Schau-ko-tschön, ein Mandarin mit blauem Knopf und Beamter des Kung-Pu oder Ministeriums der öffentlichen Arbeiten. Er hatte die Aufsicht über die Wasserstraßen des Bezirks, Flüsse, Kanäle, Brücken, und wir nannten ihn daher den Ober-Wasser-Baurat. Ferner war zugegen der Landrat, Herr Ma-ü-kuë, ein Mandarin mit Kristall-Knopf. Auch ein alter Mandarine im Ruhestand war vorhanden, nahm aber am Essen nicht teil. Diese alte Exzellenz a. D., wie wir ihn nannten, trug einen blauen Knopf und hatte lange Nägel, um die ihn ein Häuptling der Komoren oder eine Tänzerin von Tahiti beneidet haben würde.

Als es zur Tafel ging, entstand ein allgemeines Komplimentieren um die obersten Plätze. Aber der Major machte kein langes Federlesen, sondern drückte den General auf einen Stuhl nieder und setzte sich neben ihn. Wir nahmen darauf auch Platz, und so kam es, daß Herr Wang, unser Gastgeber, ein lebhafter, wohlbeleibter Herr mit fröhlich gerötetem Prostdiemahlzeitgesicht, den untersten Platz erhielt. Dies tat aber seiner Laune und seiner Gastfreundlichkeit scheinbar keinen Abbruch. Er war ein Mann von Ansehen und guten Verbindungen und war früher, wie mir Teng sagte, in Peking bei Hofe oder in einem Ministerium angestellt gewesen. Teng-teh-i war heute in seinem Element; er hatte sich mit meiner Erlaubnis auf dem Leihhause eine nagelneue schwarzblaue Seidenjacke geborgt, Scheitel und Lippe waren frisch rasiert, der Zopf neu geflochten, und so stand er hinter meinem Stuhl als Dolmetscher. Die Anwesenheit der hohen Mandarinen imponierte ihm sichtlich. Im Laufe der Unterhaltung bat er mich, ich möchte doch dem neben mir sitzenden Landrat durch ihn sagen lassen, daß ich mit ihm als Dolmetscher immer sehr zufrieden gewesen sei. Diesen Wunsch erfüllte ich auch und schickte ihn dann mit einer ähnlichen Versicherung zum Regierungs-Präsidenten, mit dem Zusatz, daß er, der Dolmetscher, immer dafür gesorgt habe, daß auf den Expeditionen den Chinesen kein Unrecht geschehe. Freudestrahlend richtete Teng diesen Auftrag aus und hielt eine längere Rede, wobei er sicherlich sein Licht nicht unter den Scheffel gestellt hat.

General Lü ist ein schöner, großer, militärisch aussehender Mann mit dem Korallenknopf auf dem Hut. Er hatte kürzlich eine nicht ungefährliche Schußwunde in die Brust erhalten, wie Stabsarzt Mankiewitz durch eine Untersuchung feststellte.

Das Dîner war von der gewöhnlichen Art der so oft beschriebenen Festessen. Alle chinesischen Delikatessen, Haifischflossen,

Trepang, Vogelnester, Lotus und Bambussprossen fehlten nicht. Von letzteren möchte ich bemerken, daß sie scheinbar schon Megasthenes in Indien als Speise vorfand,[99] und daß sie nicht — wie so vielfach geglaubt wird — die jungen Keime der alten Bambuspflanze sind, sondern die Sprossen, welche aus dem Wurzelstock in der Erde emporschießen und ähnlich wie Spargel gestochen werden. Es geht ihnen daher umgekehrt wie den Artischocken, von denen so häufig angenommen wird, daß sie wie Kohlköpfe auf der Erde wachsen, während sie in der Tat wie eine Sonnenblume auf einem Stengel sitzen.

Das Vorurteil gegen chinesisches Essen war eine allgemeine Erscheinung; viele von uns haben es erst sehr spät, sehr viele gar nicht abgelegt. Ich glaube, in der Hauptsache wird dieses Vorurteil durch die öffentlichen chinesischen Küchen verursacht, die schon in Singapur anfingen, uns ihre unsympathischen Düfte zu spenden. Es ist wieder einer der vielen Punkte, in denen der Chinese anders denkt wie wir. Während bei uns die Küchenräume für den Hausherrn, für die Gäste, für die Hôtel-Bewohner, für die Tischgesellschaft der Offizier-Kasinos verbotenes Land und geradezu tabú sind, ist es in China ganz anders. Wir wollen nicht sehen, wie Koch und Köchin zugreifen und kosten, und wenn man irgendwo den Argwohn hat, es könne vielleicht nicht ganz einwandfrei im Küchen - Departement zugehen, dann kann man sogar hören: „Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß!"

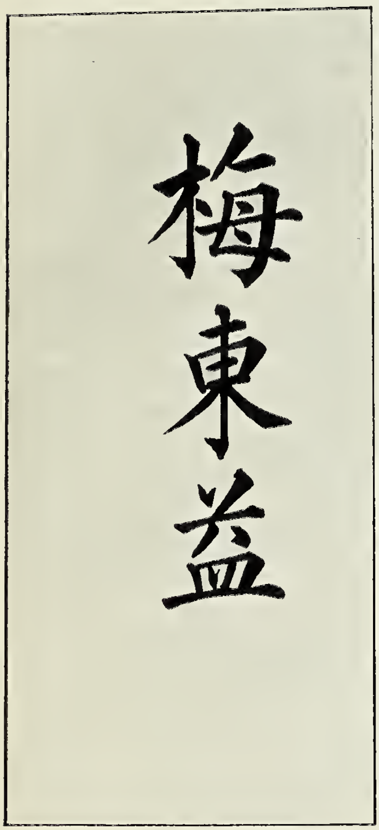
Der Chinese denkt nicht so. Er will sehen und riechen, was und wie gekocht wird, und daher rollt und knetet der Bäcker seinen Teig auf der Straße, die kleinen blassen Küchelchen mit den drei aufgeschminkten roten Tupfen werden vor aller Augen aufgehäuft, die Garküchen sind von der Straße aus einzusehen, und wenn man in eine Karawanserei hineinreitet, so fällt der erste Blick links oder rechts vom Eingang auf die Küche.

Unter uns hat Bassewitz zuerst den Bann gebrochen: er kostete sämtliche Kuchenarten durch und konnte genau sagen, welche am besten schmecken. Der Leutnant Heine aber war schon ein halber Chinese geworden: als eifriger Dolmetscher-Offizier suchte er überall zu lernen, verkehrte viel mit den Bezopften, und was den Chinesen gut schmeckte, das schmeckte ihm auch.

Am nächsten Morgen waren sie alle am Tor zum Abschied versammelt, General Lü, die Exzellenz a. D., der Ober-Wasser-Baurat, der Landrat und die unvermeidliche Gesellschaft von Adjutanten und Schreibern. General Lü's Eskorte stand in Parade vor uns, und unter Voranritt einer chinesischen Kavallerie-Spitze rückten wir auf der-

selben Straße nach Tsang ab, die vor mehr als 600 Jahren Marco Polo gewandelt war. Wir legten den Weg in zwei Tagemärschen zurück; die chinesische Kavallerie blieb in Tu-schöng, unserem Nachtquartier, zurück.

In Tsang war natürlich die Nachricht von unseren guten Beziehungen zu General Lü längst bekannt geworden, und der Empfang war daher ein entsprechender. Ueber den Kaiser-Kanal war eine schöne Schiffsbrücke geschlagen, und am linken Ufer hatte man einen Pavillon mit Erfrischungen errichtet. Herr Schan-Tschu-Lin, der Landrat des Kreises Tsang, dem bisher sein böses Gewissen meistens geraten hatte, vor dem Eintreffen deutscher Detachements plötzlich zu verreisen, hatte diesmal keine wichtigen auswärtigen Geschäfte und war beim Empfang zugegen.


梅東益

General Meï's Visitenkarte

In Tsang war seit unserem letzten Besuch keine Veränderung vor sich gegangen, und wir bezogen unsere gewohnten Quartiere.

Am Nachmittage traf General Meï-Tung-Yi in Tsang ein, schickte den Offizieren der Berittenen Kompagnie seine Karten und bat, am nächsten Morgen um 8 Uhr seinen Besuch machen zu dürfen. Diejenigen, welche im Dezember 1900 dem Haushalte des Generals Meï einen Besuch abgestattet haben, ohne Karten abzugeben und zu empfangen, werden nachträglich seine hier abgebildete Visitenkarte mit Interesse betrachten. Er hatte ihrer zwei Sorten: eine kleinere von feinem Papier und mit tiefschwarzem Aufdruck, und ein anderes, 22 cm langes und $11^1/_2$ cm breites Ungeheuer von ganz mäßigem dünnen Papier und jammervollem Aufdruck. Von der ersten Sorte wurde uns je eine am Nachmittage geschickt und eine zweite morgens beim Besuch in unserer Messe überreicht. Die zweite minderwertige Sorte ließ er mittags beim Essen verteilen. Wir hatten wieder unsere gewöhnliche kleine Messe. Jobst ließ sie vollkommen neu tapezieren und ausschmücken, und bereitete ein sehr nettes kleines

Frühstück zu, wie wir es nach dem Geschmack unseres angekündigten Besuchs glaubten.

Die Chinesen sind ein sehr pünktliches Volk; etwa um $7^1/_2$ Uhr kam mein Dolmetscher Teng zu mir und bat seine Uhr nach der meinigen genau stellen zu dürfen; der Adjutant des Generals habe ihn um die Zeit gebeten. Punkt 8 Uhr kam denn auch der General mit Begleitung vorgeritten und stieg von der rechten Seite vom Pferde, wie dies die Chinesen überhaupt tun, ebenso wie die alten Japaner, die Malayen, Indianer und andere Naturvölker.[100])

Ich empfing den General an der Haustür, stellte ihm meine Offiziere vor und führte ihn in die Messe. Er trug, was wir nennen würden, kleinen Dienstanzug mit Helm und Halsorden. Dieser Halsorden bestand in der Pfauenfeder auf dem Mandarinenhut mit Korallenknopf. Er blieb nach chinesischer Art zunächst bedeckt, als er aber bemerkte, daß wir unsere Mützen abgenommen hatten, tat er dasselbe, und ein Adjutant mußte während der ganzen Zeit den Hut halten. Er trug eine den Extra-Seitengewehren unserer Fahnenjunker und Einjährigen ähnliche Waffe, in einer Cloisonné-Scheide von hellblauer Grundfarbe. Der Anfang der Unterhaltung war der bei den Chinesen übliche, und der General war sehr erstaunt zu hören, daß wir alle unverheiratet waren und nicht mit Söhnen aufwarten konnten. Nach Frauen und Töchtern zu fragen, ist bekanntlich durchaus gegen die chinesische Etikette, und wir machten es daher nicht so, wie ein gewisser Detachements-Führer, welcher sich beim Mahl erhob und zum geheimen Schrecken der Chinesen sein Glas auf das Wohl der Damen des Hauses leerte.

General Meï sah etwas leidend aus und hatte offenbar keinen sehr angenehmen Winter durchgemacht; wir berührten diesen Punkt aber nicht. Sehr erfreut war er, als ich ihm durch Teng sagen ließ, daß der links neben ihm sitzende Leutnant Heine ein wenig chinesisch spreche. Er wandte sich sofort mit einer Frage an ihn, Heine aber, sonst ein sehr gewiegter Chinese, konnte kein Wort verstehen. So mußte mir denn Teng die Frage des Generals ins Englische übersetzen, ich übersetzte dies dem Leutnant Heine ins Deutsche, und Heine versuchte dann auf Chinesisch zu antworten. Zuweilen verstand General Meï diese Antwort, oder er tat aus Höflichkeit wenigstens so; verstand er sie aber absolut nicht, so ging die Antwort im umgekehrten Kreislauf, deutsch, englisch, chinesisch an den General zurück. Allmählich lernten sich die beiden ein wenig besser verständigen, aber da der Weg im ganzen doch etwas umständlich war, so ging die Haupt-Unterhaltung zwischen dem General und mir mit Hilfe von Teng vor sich.

General Meï diente rund 40 Jahre und hatte, wie es sich herausstellte, in dieser Zeit manche kriegerischen Lorbeeren gegen Rebellen und Räuber gepflückt. Mit dieser Art von Kriegführung schien er auch am besten Bescheid zu wissen. Er meinte, so ausgezeichnet und unüberwindlich die deutschen Truppen auch seien, gegen die bewaffneten Banden hätten unsere Führer im allgemeinen keine großen Erfolge gehabt. Er schien über alle Vorgänge in diesen Teilen von Tschili genau unterrichtet zu sein. „Wenn ihr durchs Land reitet," so lautete eine seiner Bemerkungen, „und fragt die Leute: ‚Wo sind die Räuber?', dann stehen die Räuber am Wege und antworten: ‚Hier sind keine Räuber!'" Er meinte, die deutschen und chinesischen Truppen müßten gemeinsam operieren, und er schien schon einen Feldzugsplan mit kombinierten Kräften gegen Banden bei Ki-kú — wahrscheinlich unsere alten Bekannten aus Li-tsun-tschönn — fix und fertig zu haben. Er machte mir einige Andeutungen hierüber, ich sagte ihm aber, in solchen Angelegenheiten müsse er sich an den Führer des Detachements wenden. Die Unterhaltung dauerte etwa eine Stunde, wobei der General nur aus Höflichkeit einige Kleinigkeiten aß. Seine Adjutanten standen während der ganzen Zeit auf dem Flur an der offenen Tür und folgten unter lautlosem Schweigen mit gespannter Aufmerksamkeit unserer Verhandlung. Es waren gut erzogene Adjutanten. Draußen auf der Straße aber hatte sich ein großer Haufen von Neugierigen angesammelt, um zu sehen, wie General Meï fortritt.

Zur Feier des Tages fand beim Bürgermeister von Tsang, Herrn Liu-Yün-Zi, ein Festessen statt. Es war noch üppiger wie das in Ho-kiën und enthielt eine unzählbare Menge von Gängen, aber es war weniger vornehm, denn außer dem General waren nur Mandarinen mit Kristall-Knöpfen zugegen. Der Gastgeber, der reiche, dicke und protzige Herr Liu mit seinem gekauften Kristall-Knopf saß mir gegenüber. Er war offenbar ein Geld-Parvenüe, und den § 4, Buch III der Siao Hio, der chinesischen „Kinderstube", enthaltend die Vorschriften über die gute Lebensart beim Essen und Trinken, hatte sich dieser Protz nicht zu eigen gemacht.[101])

Es ist interessant, wie die Chinesen die körperliche Leibesfülle mit der Fülle des Geldbeutels in Verbindung bringen. „Dick und fett zu werden, ist für den Chinesen der Gipfel des materiellen Glücks. Es steht in der Tat fest, daß der Chinese fetter wird in dem Maße wie sein Wohlstand zunimmt; ich habe europäische Kaufleute in China gekannt, welche je nach der größeren oder geringeren Rundung des Bauches ihrer Kunden deren Kredit vergrößerten oder verkleinerten." [102])

19*

Unser Herr Liu nun galt für den reichsten Mann von Tsang, und man sah es ihm an. Beim Essen hielt er besonders darauf, daß tüchtig eingegossen wurde, aber ob man japanisches Bier in ein halbgefülltes Glas mit Reiswein goß und umgekehrt, das war ihm und seinen Dienern einerlei.

Beim Abmarsch am Morgen des 25. Mai stand eine starke Schwadron von General Meï's Kavallerie am Stadttor in Parade, schwenkte dann ab, und übernahm bis Hsing-tsi-tschönn die Avant-Garde. Hier stand sie wieder in Parade, als wir abrückten, und blieb dann im Ort zurück, um dort Garnison zu beziehen. Bis Tsing, unserem Nachtquartier, begleiteten uns nur noch zwei Adjutanten des Generals und ein Offizier mit acht Mann.

Die Chinesen reiten mit sehr kurzen Bügeln und dies scheint, abgesehen von den südlichsten Landstrichen, in ganz China immer der Fall gewesen zu sein.[103]) Auch die Indianer von Nordamerika reiten mit äußerst kurzen Bügeln, das Auffallendste aber, was ich in dieser Hinsicht gesehen habe, war bei den Neger-Jockeys auf den Rennplätzen Virginiens. Im übrigen scheinen auch unsere Jockeys immer mehr diesen Sitz angenommen zu haben.

Auch bei Tsing hatten die Chinesen für uns wieder eine tadellose Dschunken-Brücke bauen lassen. Man sieht hieraus, die Chinesen sind an derartige Fronarbeiten gewöhnt, und der Einzelne leidet bei der Masse der arbeitenden Bevölkerung nur wenig darunter. Sie halten alle derartigen Leistungen für etwas ganz Selbstverständliches, und Der hat immer falsch gehandelt, der auf Kosten seiner eigenen Leute die Chinesen geschont hat.

In Tsing bezogen wir unsere alten Quartiere. Es war Pfingst-Sonnabend, der Tag war recht warm gewesen, und ich ließ als Vorbereitung für das heilige Pfingstfest die ganze Kompagnie im Kaiser-Kanal schwemmen. Einige Leute zogen sich aus und ritten hinein, andere liefen auf den Dschunken entlang und ließen ihre Pferde am Halfter nebenher schwimmen, und es war erfreulich zu beobachten, welche Wohltat die Tiere durch das kühle Wasser empfanden. Am nächsten Morgen standen die chinesischen Offiziere an der Ostseite der Schiffsbrücke und verabschiedeten sich von uns.

Major v. Linstow hatte ursprünglich nur bis Tan-kwan-tun marschieren wollen, und den chinesischen Behörden war diese Absicht auch bekannt gegeben worden. Da wir aber immer nur kleine und bequeme Märsche gehabt hatten und bis Tsing-hai nur 40 km waren, so entschloß sich der Major unterwegs, bis dorthin durchzutraben. Der Kompagnie waren einige Pferde dienstunbrauchbar geworden: eines war nach der Regennacht im kalten Leihhause an Kolik ein-

gegangen, und ein paar andere hatten sich geschlagen oder vertreten und waren lahm. Da nicht die geringste Gelegenheit gewesen war, diese zunächst unbrauchbaren Tiere umzutauschen, so hatte ich meine letzte Hoffnung auf das reiche Tan-kwan-tun gesetzt. Als ich nun hörte, daß wir hier nicht blieben, erbat und erhielt ich vom Detachements-Führer die Erlaubnis, mit einer Patrouille vorzureiten und mit dem Bürgermeister von Tan-kwan-tun die Pferde-Angelegenheit zu besprechen. Als daher das Detachement eine Tränk-Pause machte, übergab ich den Befehl der Kompagnie an Leutnant Plewig und ritt mit einer Patrouille und dem Dolmetscher Teng weiter. Ich machte einen langen Trab an den Lagern von Ma-tschang vorbei und langte etwa eine halbe Stunde vor dem Detachement in Tan-kwan-tun an.

Hier erwartete man uns als Einquartierung, und der Bürgermeister mit den Spitzen des Orts kam mir zur Begrüßung entgegen. Ich ließ ihm folgendes eröffnen: Das Detachement habe leider einige unbrauchbare Pferde und müsse deswegen in Tan-kwan-tun bleiben: wenn jedoch der Ort acht Pferde zum Ersatz stellen könne, dann würden wir weitermarschieren. Ich brauchte nicht so viele Pferde, aber kannte den handelnden und feilschenden Sinn der Chinesen und nannte deswegen gleich eine höhere Zahl. Auf diese Ankündigung hin herrschte sichtbare Freude, die Pferde würden in einer halben Stunde zur Stelle sein, hieß es, Befehle wurden vor meinen Augen gegeben und Beauftragte stürzten fort. Ich ließ den Kontrakt noch einmal wiederholen und hatte dann nicht den geringsten Zweifel an seiner Erfüllung, da man sich erfahrungsmäßig auf Abmachungen mit Chinesen verlassen kann. Diesmal sollte es aber nicht so sein.

Als das Detachement abgefuttert hatte und weiterrücken wollte, war auch noch nicht ein Pferd zur Stelle, obwohl ich von zehn zu zehn Minuten auf ihr Erscheinen vertröstet wurde. Ich erhielt daher vom Detachements-Führer die Erlaubnis, mit meiner Patrouille zurückzubleiben und die Pferde abzuwarten. Bald fiel mir auf, daß es immer leerer um mich wurde, die Väter der Stadt hatten sich gedrückt, und als ich nach dem Bürgermeister fragte, erhielt ich ausweichende Antworten. Da fiel mir plötzlich ein, im allgemeinen Trubel beim Aufbruch der Truppen einen Mann gesehen zu haben, der sich auf einen Esel schwang und davongaloppierte. Kein Zweifel, es war die wohlgenährte Figur des Bürgermeisters gewesen. Jetzt witterte ich Unrat und ließ sofort den noch anwesenden zweiten Zahlmeister — wir nannten ihn den Zahlmeister-Aspiranten — und seinen Sohn festnehmen.

Ich setzte nun eine Frist und erklärte, sie beide nach Tien-tsin mitnehmen zu wollen, falls nicht die Pferde bis zum Ablauf dieser Zeit eingetroffen wären.

Die Chinesen wußten, daß wir heute zum letzten Mal in dieser Gegend waren, sie wußten, daß ihre eigenen Truppen zurückkehrten und dachten offenbar, mit unserer Macht sei es zu Ende; sonst hätten sie einen solchen Bruch der Zusage nicht gewagt.

Als die gesetze Zeit ergebnislos verstrichen war, trat ich mit meinen beiden Gefangenen den Rückzug an. Wir waren aber kaum 500 m marschiert, als der erste Reiter nachgejagt kam und mir einen ganz elenden Gaul vorstellte. Ich wies ihn zurück und ritt unbeirrt weiter. Nach und nach kamen andere Chinesen hinterher gesprengt, im ganzen vielleicht ein Dutzend. Ab und zu war ein brauchbares Pferd darunter, welches ich annahm, im allgemeinen aber waren es alte niedergebrochene Mähren.

In einem Dorfe sollten nach Aussage des Zahlmeister-Aspiranten mehrere Pferde für uns bereitgehalten werden; als wir aber längere Zeit mit vergeblichem Suchen vergeudet hatten, nahm ich den Ortsältesten auch fest; denn er trug nach der Behauptung meiner Gefangenen die Schuld daran.

Da es sehr heiß war, und ich auch schneller vorwärts wollte, gestattete ich den drei Chinesen sich einen Wagen zu besorgen, welcher in merkwürdig kurzer Zeit erschien.

Die Gegend am Kaiser-Kanal hatte sich auffallend verändert, seitdem wir zum letzten Male hier waren. Die ganze Landschaft war grün, sorgsam angebaut und berieselt. Der Mais stand schon ziemlich hoch, und die kleinen künstlichen Weinberge sahen aus wie Lauben.

Als wir in Tsing-hai eintrafen, fehlten nur noch zwei Pferde, aber nach diesen Vorgängen beschloß ich bis zur völligen Erfüllung der Forderung durchzuhalten. Die beiden alten Chinesen wurden also in einem Quartier festgesetzt, während der Sohn die Freiheit hatte für die Alten zu sorgen und ihre Aufträge auszuführen. Ich erklärte ihnen, sie nach Tien-tsin mitzunehmen, wenn am nächsten Morgen die beiden Pferden nicht zur Stelle wären. Das wirkte, denn am nächsten Morgen waren die beiden Tiere vor meinem Quartier. Als der Vize-Feldwebel zu mir hineinkam und mir dies meldete, setzte er hinzu: „Jetzt haben die Hallunken aber ein paar schöne Pferde gebracht, Herr Oberleutnant!“ So war es in der Tat, sie hatten eingesehen, daß sie mit ihren Schlichen und Kniffen nicht durchkamen.

Für mich und meine Begleitung war es ein heißer und anstrengender Pfingst-Sonntag gewesen, denn wir kamen erst gegen 4 Uhr, total verdurstet in die Stadt. Die Kompagnie war in den alten Quartieren zur Ruhe, nur Plewig erwartete mich und meldete

mir. Er hatte mir auch Frühstück aufgehoben, und selten haben mir zwei Wiener Würstchen und gekühlter Rotwein so gut geschmeckt, wie an jenem Nachmittag.

Am 27. Mai wurde das Detachement v. Linstow aufgelöst, und die einzelnen Truppenteile rückten selbständig in ihre Standorte ab. Um 11 Uhr 30 Minuten vormittags trafen wir zu Hause ein. Es war eine sachgemäß geführte und sehr interessante Expedition gewesen, und sie gehört mit zu unseren besten Erinnerungen.

Die Kompagnie war 13 Tage auf Expedition abwesend gewesen, und in dieser Zeit waren einige wichtige Veränderungen vor sich gegangen.

Zunächst hatte sich herausgestellt, daß die Erkrankung des Oberleutnants v. Bassewitz so ernst war, daß er vorläufig keinen Frontdienst tun konnte. Er hatte daher leider von der Kompagnie versetzt werden müssen, und an seine Stelle war Leutnant Bärensprung getreten, der nun die Führung des 2. Zuges übernahm. Oberleutnant v. Bassewitz war ein passionierter und tüchtiger berittener Infanterist gewesen, und ebenso wie seine Untergebenen im 2. Zuge sah ich ihn mit Bedauern scheiden.

Eine andere Veränderung trat in unseren Kasino-Verhältnissen ein. Die 5. Kompagnie war auf Etappe in Pau-ti-hsiën, Lin-ting-kóu und Hwang-tsun, die 8. Kompagnie war in Pei-tai-ho, und Major Auwärter war mit der 6. und 7. Kompagnie nach Tientsin-Stadt übergesiedelt und hatte unsere kameradschaftliche Heimat, sein Kasino mitgenommen. Wir fanden einen netten Ersatz im Kasino des I. Bataillons, aber nie bin ich ohne ein gewisses Gefühl der Wehmut an den alten, trauten und nun verlassenen Räume von II./5 vorbeigegangen, in denen wir so schöne Stunden verlebt hatten.

Am 4. Juni 11 Uhr vormittags verabschiedete sich der Herr General-Feldmarschall Graf Waldersee von den deutschen Truppen in Tien-tsin, um über Tang-ku den Kriegsschauplatz zu verlassen. Wir standen dicht gedrängt am Bahnhof und riefen unserem scheidenden höchsten Führer ein letztes „Guten Morgen“ zu.

Vorher hatte Se. Exzellenz dem Begräbnis von französischen Soldaten beigewohnt, die in Tien-tsin von Indiern erschossen worden waren. Manch einer ist im Kriege versehentlich einer Kugel erlegen, aber die Franzosen haben, glaube ich, in dieser Hinsicht das meiste Unglück gehabt; außer jenen haben mindestens noch drei Zuaven auf diese Weise ihren Tod gefunden.

Am 3. Juni fiel der erste schwere Regen, und wir hatten von nun an mit unseren Quartieren und Stallungen manchen Aerger, da sie nicht durchweg auf eine schwere Wasserprobe eingerichtet waren.

Auch die Krankheiten nahmen bei vorrückender Jahreszeit im Expeditions-Korps wieder zu, wir hatten uns aber im allgemeinen bis zur Auflösung eines guten Gesundheitszustandes zu erfreuen. Denn die Kompagnie, welche 50 Tage auf Expedition außerhalb Tien-tsin gewesen ist, hat während der ganzen Zeit ihres Bestehens nur fünf Fälle gefährlicher oder ansteckender Krankheiten zu verzeichnen gehabt. Hierunter war ein Fall von Unterleibs-Typhus gleich nach dem Zusammentritt der Kompagnie, dessen Keime in Anbetracht der Inkubationszeit des Typhus von 10 bis 24 Tagen offenbar schon mitgebracht worden waren. Die übrigen vier Fälle waren Ruhr, von denen einer in den letzten Tagen des Mai, die übrigen drei Anfang Juni, also alle vier erst nach der letzten Expedition zum Ausbruch kamen. Alle fünf Fälle sind gut verlaufen.

Nach den Winterexpeditionen hatte die Kompagnie ziemlich viel Bronchialkatarrh und Mandelentzündungen, die aber meistens sehr leicht vorübergingen. Von den schweren sogenannten Erkältungskrankheiten, die erfahrungsmäßig durch Lagern auf feuchtem, kalten Boden entstehen, wie Gelenkrheumatismus und Nierenentzündung ist — abgesehen von Oberleutnant v. Bassewitz — die Kompagnie gänzlich frei geblieben.

Eine Gefahr lag in dem von den Chinesen gekauften rohen Fleisch, dessen Genuß häufig Bandwürmer erzeugte, und noch eine andere, größere Gefahr in den minderwertigen Gewässern und Brauselimonaden, die unter einem hochtrabenden Titel von chinesischen Händlern ausgebotenwurden. Hinter diesen Leutenwaren meineOffiziere und ich persönlich sehr hinterher. Ich ließ mir beim Vorbeigehen häufig die Körbe von den an der Kasernentür hockenden Händlern öffnen, und jeder wurde augenblicklich unbarmherzig verhauen und durfte sich nie wieder sehen lassen, der verbotene Waren feilbot. Die Kontrolle war für uns insofern leicht, als Bassewitz, Plewig, Jobst und ich im Kompagnie-Revier wohnten.

Nach der Auflösung des Expeditions-Korps nahmen die Krankheiten unter den Truppen stark zu, und der Juli und August haben manchem Braven Gesundheit oder Leben gekostet. Von dem etwa 21 000 Mann starken Expeditions-Korps sind rund 9000 Mann durch die Lazarette gegangen; rund 300 hat es durch den Tod verloren, und viele andere haben den Todeskeim mit nach Hause gebracht. Erst in den Lazaretten hat sich vielfach während dieses schlachtenlosen Feldzuges die wahre Gefahr des Krieges gezeigt. Mancher, der stolz das Band eines Kriegsordens im Knopfloch trägt, ohne je einen bewaffneten Chinesen gesehen zu haben, würde wirklich

etwas von den Gefahren des Krieges empfunden haben, wenn er wenigstens krank in einem Feldlazarett gewesen wäre.

Inzwischen war der Befehl eingegangen, daß das Expeditions-Korps am 10. Juni aufgelöst und eine Besatzungs-Brigade formiert werden sollte. Schon längere Zeit vorher war bei Offizieren, Unteroffizieren und Mannschaften angefragt worden, wer freiwillig in China zu bleiben gedenke. Wie die Mehrzahl der Offiziere hatte auch ich mich zum Bleiben gemeldet, besonders, weil ich die allgemeine Ansicht teilte, daß die Berittenen Kompagnien bestehen bleiben würden.

Bei den Unteroffizieren und Mannschaften war es aber anders, im ganzen Expeditions-Korps wog der Zug nach der Heimat bedeutend vor. Von den in Frage kommenden Leuten meiner Kompagnie hätte wohl mancher gern mit einer Berittenen Kompagnie kapituliert, aber bei der Besatzungs-Brigade als Infanterist zu dienen, dazu hatten sie wenig Neigung. Sie kamen daher zu mir und baten um meine Ansicht und meinen Rat, aber ich wußte ja selbst nicht, ob Berittene Kompagnien bestehen blieben und konnte weder zureden noch abraten. So haben sich denn wohl einige Unteroffiziere, aber nur sehr wenige Mannschaften zum Bleiben gemeldet. Als sie erst wieder einige Monate in der Heimat waren, ist es manchem leid geworden, und der eine oder andere ist später sogar wieder hinausgegangen. Denn in vielen Deutschen steckt noch etwas von der alten Landsknechtsnatur, der Drang nach Abenteuern und in die Ferne. Wer von ihnen einmal draußen war, möchte immer wieder hinaus. Sie sind wie Sindbad der Reisende in Tausend und einer Nacht: wenn sie wieder einige Zeit die Freuden der lieben Heimat genossen und sich erholt haben, dann sind die überstandenen Gefahren, Krankheiten und Anstrengungen vergessen, und die Sehnsucht nach der Fremde ergreift sie wieder mächtig. „Das Schönste befindet sich an den äußersten Grenzen der Erde“, hat Herodot gesagt,[104]) und so wie jenes reisefreudige Volk, die Griechen, denkt heute noch mancher Deutsche.

Die Offizier-Verteilung wurde eines Abends bekannt, als wir gemütlich beim Essen im Kasino saßen, und verursachte natürlich große Aufregung. Kraehe, Kühn und ich, die wir uns alle drei zum Bleiben gemeldet hatten, mußten die Heimreise antreten. Ich fand mich in mein Geschick, als ich erfuhr, daß keine berittene Infanterie bestehen blieb; ebenso war Kühn bald getröstet. Unser guter Kraehe aber konnte diese unangenehme Ueberraschung sobald nicht überwinden. Unter der Hand erfuhren wir, daß die Dienstalters-Verhältnisse unsere Heimsendung notwendig gemacht hätten. Andere wären gern nach Hause gegangen und sollten dagegen in Ostasien bleiben;

einige von diesen konnten noch tauschen, darunter Oberleutnant Richrath, dessen Gesundheit ein längeres Verbleiben in Ostasien nicht gestattete. Am allertraurigsten war an diesem Abend der Leutnant Jobst. Er hatte sich mit Leib und Seele zur Besatzungs-Brigade gemeldet und gehörte nun auch zu denen, welche die Heimreise antreten mußten. Er wollte die Nachricht nicht glauben und lief an das Telephon um anzufragen, ob nicht vielleicht ein Irrtum vorliege. Bald kam er mit der Bestätigung der Hiobs-Post zurück und setzte sich wieder schweigend an seinen Platz. Er saß mir nachdenklich gegenüber und murmelte nur zuweilen: „Uebel! Recht übel!“ Nach etwa vier Monaten wurde er zur Schutztruppe für Südwest-Afrika versetzt, und hier hat der brave Jobst am 25. Oktober 1903 im Gefecht mit rebellischen Hottentotten bei Warmbad den Soldatentod gefunden. Er war einer unserer Besten und wird von den alten Reitern nicht vergessen werden.

Am Nachmittage des 5. Juni fand auf dem Platze am Taku-Tor Pferde-Musterung durch die Pferde-Musterungs-Kommission statt, und alle die folgenden Tage waren durch die Vorbereitungen zur Auflösung reichlich in Anspruch genommen.

Am 7. Juni ritt die Kompagnie zum letzten Mal geschlossen aus und nahm zum letzten Mal die große Schleife am Ost-Arsenal. Ich hatte es den Leuten nicht gesagt, daß dies unser letzter Ritt sei, aber sie fühlten es wie ich es wußte, und der Ritt verlief düster und schweigsam. Für mich waren diese letzten Tage und dieser letzte Ritt schmerzlich, denn ich hatte viel Freude an der Kompagnie gehabt, ebenso wie sie bei so guten und kriegstüchtigen Untergebenen ein jeder andere Kompagnie-Führer an meiner Stelle gehabt haben würde. Die Tage vom 6. bis zum 9. Juni waren ausschließlich den Vorbereitungen für die Auflösung der Kompagnie gewidmet; besonders der Feldwebel Voigt und der Kammer-Unteroffizier Hoffmann waren hart in Anspruch genommen.

Es war befohlen worden, daß die nicht zu den neuen Formationen übertretenden Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften der Berittenen Kompagnie am ersten Formierungstage, also am 10. Juni, zu ihren alten Kompagnien zurückzutreten hätten. Es gelang mir dann, den Befehl zu erwirken, daß alle heimgehenden Mannschaften der 1. und 2. Kompagnie, welche meinem Befehle unterstellt wurden, an Stelle der aufgelösten Berittenen Kompagnie in deren Revier zogen, denn sonst hätte ich für die 178 mir zunächst noch verbleibenden Pferde überhaupt keine Pfleger gehabt.

Sonst war im Auflösungsbefehl nur gesagt worden, daß alle Gegenstände ordnungsmäßig abzugeben seien, und daß ich alle

für die Auflösung der Kompagnie notwendigen Maßnahmen zu treffen hätte.

Für drei Bataillone der neuen Besatzungs-Brigade hatte die Kompagnie je 50 vollständig ausgerüstete Pferde zu stellen. Es war nun kein leichtes Geschäft und erforderte mehrere Appells, diese 150 Pferde so auszusuchen, zu verteilen und in den Ställen neu zu stellen, daß die Tiere der Güte nach gerecht und gleichmäßig den Bataillonen zugewiesen wurden. Auch wurde berücksichtigt, daß die Pferde derjenigen Leute, welche bei der Besatzungs-Brigade blieben, zum neuen Truppenteil ihres ehemaligen Reiters kamen. Denn es war anzunehmen, daß ein Teil von ihnen wieder beritten gemacht wurde, und dann fanden sie ihre alten Pferde wieder vor.

In diesen Trubel hinein kam nun noch eine kleine Expedition. Am Abend des 8. Juni erhielt ich vom Korps-Kommando den Befehl am nächsten Tage einen Zug nach Pan-örr-tschwang abzusenden, welcher vorläufig dort zum Schutze gegen Räuber zu verbleiben habe. Der Zug sollte um 1 Uhr nachmittags ausrücken, gegen 12 Uhr 15 Minuten aber wurde die Bewegung durch telephonischen Korps-Befehl eingestellt und der von mir bestimmte Führer, Leutnant Jobst, zur Empfangnahme einer veränderten und eingehenden Unterweisung auf das Korps-Dienstgebäude bestellt. Der Abmarsch wurde zu meiner Freude auf den 10. Juni verschoben, denn nun konnte die ganze Kompagnie an dem am Abend stattfindenden Abschiedsfest teilnehmen.

Dieses Fest begann um 6 Uhr auf dem großen Stallhofe; es war ein schöner, warmer Abend, Tische waren aufgestellt, die Korporalschaften saßen gemütlich und ungezwungen zusammen, und Bier und Cigarren waren in Hülle und Fülle vorhanden. Reden wurden gehalten, und die Mannschaften sangen Lieder, besonders zum letzten Mal „das Lied der Berittenen Infanterie“; aber die richtige Stimmung wollte doch nicht kommen. Ein solches Abschiedsfest ist kaum ein Fest zu nennen: eine Kompagnie im Kriege ist eine andere Sache als eine Kompagnie im Frieden. Manches hat man zusammen erlebt, Gutes und weniger Gutes, man tritt sich näher und hat mehr Interesse für einander; die Vorgesetzten haben häufige und mannigfaltige Gelegenheit gehabt, ihre Untergebenen kennen zu lernen, und die Untergebenen noch weit mehr, um ihre Vorgesetzten zu beurteilen und richtig einzuschätzen.

Am 10. Juni begann der Dienst in aller Frühe; die Mannschaften rückten abteilungsweise zu ihren neuen Truppenteilen ab, und Leutnant Jobst brach mit einem gemischten Zuge, bestehend aus den Unteroffizieren Franke, Feldkötter und Lenebach, und 30 nicht zur

Besatzungs-Brigade übertretenden Leuten, schon um 5 Uhr nach Pan-örr-tschwang zum letzten Streifzuge der Kompagnie auf.

Der Grund der Expedition war folgender: In Pan-örr-tschwang war eine Abteilung deutscher Soldaten von einem Vize-Feldwebel und acht Mann von chinesischen Boxern oder Räubern angegriffen worden und hatte sich unter Zurücklassung von zehn Ponies, Tropenhelmen und sonstigen Montierungsstücken nach Tien-tsin zurückgezogen. Leutnant Jobst erhielt nun den Befehl, das verlorene Gut wieder einzubringen, in Pan-örr-tschwang 500 Taels Strafgelder beizutreiben und zwei angesehene Bürger festzunehmen.

Leutnant Jobst traf um 9 Uhr 30 Minuten vormittags in Pan-örr-tschwang ein. Er ging den Chinesen mit gewohnter Energie zu Leibe und es ward ihm nicht schwer, seinen Auftrag vollständig auszuführen. Am nächsten Morgen traf er mit zwei „dicken" Chinesen als Geiseln, den 500 Taels und den zurückgelassenen Pferden und Montierungsstücken wieder in Tien-tsin ein.

Im Laufe des Nachmittags traten auch diese Mannschaften zu ihren Stamm-Kompagnien zurück, und so war am Abend des 11. Juni die Berittene Kompagnie 5. Regiments aufgelöst.

Die Kompagnie hat sieben größere Expeditionen mitgemacht; bei vier von den hierzu verwendeten Detachements bestanden die Truppen nur aus berittenen und fahrenden Waffen, während bei den drei übrigen auch Infanterie beteiligt war. Aber bei einer jeden von diesen letzteren wurden die berittenen und fahrenden Waffen zeitweise zusammengestellt, um als fliegende Kolonnen selbständig verwendet zu werden. Die Infanterie war zuweilen ein Hemmschuh.

Viele der aus dem südafrikanischen Kriege zurückgekehrten höheren englischen Offiziere dringen darauf, in jedem Bataillon so viele Leute für die Verwendung als berittene Infanteristen auszubilden, als nur irgend möglich. Der Krieg in Süd-Afrika ist eine große Lehre gewesen, und unterstützt durch die Erfahrungen der letzten Jahre des nordamerikanischen Bürgerkrieges, mancher Kolonial-Kriege und des Feldzuges in China, gibt er genug Stoff zum Nachdenken, und es ist vielleicht nicht zuviel gesagt, wenn man behauptet, daß die modernen Heere über kurz oder lang der Frage der berittenen Infanterie werden näher treten müssen. Was wäre es allein in den ersten Mobilmachungstagen für ein ungeheurer Vorteil, wenn die Kommandierenden Generäle der Grenz-Korps je ein oder zwei Bataillone berittener Infanterie zur Verfügung hätten, um daraus in Verbindung mit Kavallerie, reitender Artillerie und Maschinen-Gewehren fliegende Kolonnen bilden zu können?

Wie im vorstehenden zu zeigen versucht wurde, ist ein kleiner Schlag Pferde, wie die chinesischen Ponies, sehr günstig für berittene Infanterie. Auch in Deutschland gibt es solche kleinen Schläge, so daß eine Formierung von berittenen Kompagnien weder Schwierigkeiten noch besonders auffallende Kosten verursachen dürfte. Der masurische „Kunter“ hat große Aehnlichkeit mit dem chinesischen Pony und erscheint mir nicht ungeeignet für den berittenen Infanteristen. Er ist klein, kurzhalsig, hat lebhafte Augen, starkes Mähnenhaar und dicken Schweif; er hat kräftige Muskeln und Sehnen und ist ungemein ausdauernd. Gegen Witterungs-Einflüsse ist er wenig empfindlich, während er genügsam in Weide, Futterung und Pflege ist. Infolge von Blutmischung hat die Reinheit der Rasse strichweise leider recht gelitten, man ist aber neuerdings bemüht, durch Züchtung edler Deckhengste den Schlag zu erhalten und zu verbessern.

Für Berittene Infanterie in unseren Kolonial-Kriegen dürften sich die einheimischen kleinen Schläge sicherlich empfehlen und würden infolge ihrer Billigkeit, Anspruchslosigkeit und Widerstandsfähigkeit manche Vorteile gewähren.

Die vier Berittenen Kompagnien des Ostasiatischen Expeditions-Korps haben manche Erfahrungen gesammelt, und um einen Teil von ihnen bekannt zu machen, bin ich vielleicht breiter und länger geworden, als gut ist. Die berittene Infanterie in Ostasien war eine neue Waffe, und somit ist es erklärlich, daß sie nicht überall verstanden worden ist. General Duke beklagt sich in seiner Geschichte von Morgan's berittener Infanterie,[105]) daß diese Truppe immer etwas als „outsiders“ behandelt worden sei; und wir — ohne uns beklagen zu wollen — haben in gewisser Hinsicht etwas von demselben Gefühl und trösten uns mit diesen unseren besseren Brüdern von der Waffe.

Es ist uns nicht vergönnt gewesen, Schlachten und Gefechte zu schlagen, und die Gefahr, durch eine feindliche Kugel zu fallen, war nur gering. Aber „der Soldat“, sagt Clausewitz,[106]) „ist ebenso stolz auf überwundene Mühseligkeiten, als auf überstandene Gefahren“, und diesen Stolz und das Bewußtsein, treu und gewissenhaft ihre Pflicht getan zu haben, nimmt die Berittene Kompagnie des 5. Regiments für sich in Anspruch.

KAPITEL VI.

Pei-tai-ho und Heimreise.

Zunächst hatte ich noch viel mit der ehemaligen Berittenen Kompagnie zu tun. Die 28 schlechtesten Ponies wurden möglichst bald an die Sammelstelle Tien-tsin abgegeben, aber die 150 ausgesuchten Pferde für die Besatzungs-Brigade blieben noch längere Zeit in meinen Ställen, und für sie hatte ich nur etwa 15 gelernte Pferdepfleger. Es waren dies diejenigen Leute der 1. und 2. Kompagnie, welche früher der Berittenen angehört hatten und nun nach Hause gingen. Ich hatte keinen gelernten Unteroffizier, und es war daher ein wahres Glück, daß ich den Vize-Feldwebel Magath zunächst noch behalten konnte. Magath war nämlich mein einziger Unteroffizier gewesen, der vom 6. Regiment stammte, und beim 6. Regiment ging die Umformierung nach und nach vor sich, nicht mit einem Schlage wie bei uns. Vize-Feldwebel Magath stammte von der württembergischen Kompagnie des 6. Regiments, war ein ausgezeichneter Feldsoldat und berittener Infanterist mit Leib und Seele; wie er mir bei der Berittenen Kompagnie neben dem Feldwebel Voigt eine große Stütze gewesen war, so war er jetzt mein einziger Unteroffizier und mir geradezu unentbehrlich.

Nicht geringe Schwierigkeiten machte auch ein Gegenbefehl, nach welchem die Kompagnie nur für das II. Bataillon (Lang-fang) und das III. Bataillon (Tien-tsin) vom 3. Regiment die Pferde zu stellen hatte, während das I. Bataillon (Yang-tsun) von der Kompagnie Danner ausgerüstet wurde. Daher wurde ein neues Mustern, Rangieren und Umstellen der Pferde nötig, es mußten Pferde zusammengestellt werden, die sich nicht kannten, und da das Personal bei weitem nicht ausreichend und ungeschult war, so ließ sich nicht verhüten, daß durch Schlägereien einige Pferde dienstunbrauchbar wurden.

Auch sonst war der Unterschied der vergangenen Tage mit dieser Zeit ein recht fühlbarer. Täglich mußte mit roten und gelben Flaggen zu Felddienstübungen herausgerückt werden, kriegsstarke Verbände wurden formiert und exerziert, und besonders den Leuten, die bisher beritten gewesen waren, fiel dies sehr sauer. Dabei nahm die Hitze immer mehr zu, die gute Stimmung und Gesundheit immer mehr ab.

Ich war daher herzlich froh, als ich als ältester Oberleutnant den Befehl erhielt, am 1. Juli die Führung der 8. Kompagnie in Pei-tai-ho zu übernehmen. In Pei-tai-ho war vom Chinesenleben wenig zu sehen, und ehe ich daher dorthin übersiedele, möchte ich zu dem, was in den vorstehenden Kapiteln über die Nord-Chinesen und ihr Land gesagt worden ist, einige wenige Worte hinzufügen.

Das heutige China zeigt sich in einem Zustande der Kultur, wie ihn etwa Europa im 16. und 17. Jahrhundert besaß. Es ist nicht richtig, wenn behauptet wird, in China herrschten mittelalterliche Verhältnisse. Wir rechnen das Mittelalter bis zum Ende des 15. Jahrhunderts, und die heutige chinesische Kultur ist der europäischen jener Zeit noch mehr überlegen, als es schon die damalige chinesische Kultur war. Daher erklären sich die Beschreibungen, welche unsere alten Reisenden, an der Spitze Marco Polo, und selbst noch die Jesuiten-Missionare des 17. Jahrhunderts von der Größe, Macht und Herrlichkeit des chinesischen Reiches machen.

Wie die ersten Europäer, welche mit den Chinesen in Berührung kamen, über diese Leute dachten, zeigen sehr klar die Briefe der Italiener Andrea Corsali und Giovanni da Empoli aus dem Jahre 1515: „Es sind Leute von großer Geschicklichkeit,“ heißt es da, „und sie stehen mit uns auf einer Stufe“ („di nostra qualità“). „Sie kleiden sich ziemlich genau nach unserer Weise und tragen Schuhe und Strümpfe wie wir.“ „Sie sind sämtlich weiße Leute wie wir; sie kleiden sich wie die Deutschen, ganz nach Form und Schnitt mit deren Kleidung, wie pelzverbrämte Kappen und Wämser. Sie haben eingehegtes Land und Steinhäuser wie wir. Gesetz und Ordnung herrschen bei ihnen, und gegen uns sind sie freundlich.“

Europa hatte zu einer Zeit, wo in Deutschland schwerlich eine seiner schmutzigen, übelriechenden Städte mehr als 50 000 Einwohner zählte, wo z. B. Nürnberg, fast auf dem Höhepunkt seiner Macht, nicht mehr wie 20 000 Menschen hatte — Europa hatte nichts oder wenig, in dem es das damalige China übertraf, wurde aber seinerseits in mancher Hinsicht in den Schatten gestellt.

Die Straßen und Wege Europas waren scheußlich, und erst das 18. Jahrhundert brachte hierin Besserung. In den Städten verpesteten

der fußhohe Schmutz und die offenen Kanäle die Luft, und noch in der Mitte des 17. Jahrhunderts wird Paris „eine sehr kothische Stadt" genannt. Die erste geordnete Straßenbeleuchtung in Europa stammt aus dem Jahre 1667. Bei aller ihrer Pracht herrschte noch im 16. Jahrhundert in den europäischen Königsschlössern eine Unsauberkeit, von der man sich schwerlich eine Vorstellung machen kann; man gestattete sich Freiheiten, die sich im ärmsten chinesischen Bauernhause niemand erlauben würde. Eiskeller legte man in Europa erst zu Anfang des 17. Jahrhunderts an, nachdem man sie von den Türken kennen gelernt hatte. Bis in's späte Mittelalter ging man nackt in's Bett, wie dies die Söhne Han's im allgemeinen noch heute tun, aber während sich die Chinesen schon lange ihrer Eßstäbchen bedienten, wurden in Europa die Speisen mit den Fingern, einem Löffel, Messer oder Brotkruste angefaßt. Erst gegen Ende des 16. Jahrhunderts wurden Gabeln allgemeiner, und im 17. Jahrhundert scheint ihr Gebrauch in England und Italien nicht gerade häufig gewesen zu sein.

Mit den Wissenschaften war es ebenso; sie standen sicherlich nicht höher als die chinesischen heute sind und seit Jahrhunderten waren. Um nur von der Medizin zu sprechen, so mag erwähnt werden, daß noch im 16. Jahrhundert das höchste erreichte Alter durchschnittlich 50 Jahre war, während die Chinesen im allgemeinen ein weit höheres Alter erlangen. Noch im 18. Jahrhundert sah es stellenweise furchtbar um die europäische Heilkunst aus.[1])

Mit dem Anfang des 16. Jahrhunderts hatte allerdings eine Zeit des Fortschritts und geistiger Entwickelung für die Völker Europas begonnen, die im 17. und 18. Jahrhundert langsam anfing herrliche Früchte zu zeitigen. Den enormen Unterschied aber zwischen der heutigen europäischen und chinesischen Kultur hat erst das wunderbare 19. Jahrhundert geschaffen. Denn wenn die Chinesen auch nicht vollständig stehen geblieben sind in ihrer Entwickelung, so sind ihre Fortschritte doch nur so langsam und gering gewesen, wie es etwa die unserigen in den tausend Jahren des Mittelalters waren.

Wer den Feldzug in China mitgemacht hat und nun den III. Band von Freytag's „Bilder aus der deutschen Vergangenheit", Grimmelshausen's „Simplicius Simplicissimus" und ähnliche Schriften liest, der wird erstaunt sein, wie viele der hier geschilderten Zustände und Begebenheiten ihn an seine eigenen Erfahrungen und Beobachtungen in Ostasien erinnern.

Der Krieg wurde von den Chinesen mit unglaublicher Roheit und Barbarei begonnen und weiter so fortgeführt, und die Truppen der Verbündeten hielten sich naturgemäß auch nicht immer in den

Grenzen zivilisierter Kriegführung. Staats-, öffentliches, und Privat-Eigentum wurde von den Chinesen in rücksichtslosester und gründlichster Weise zerstört, und auch die Verbündeten waren nicht selten gezwungen, zu derartigen Maßregeln zu greifen.

Die Bevölkerung, strichweise sämtlich Boxer in Zivil, litt stark unter dem Kriegszustand, und ich habe Bilder gesehen, die nicht wenig an Beschreibungen aus dem 30jährigen Krieg erinnerten. Dazu kommt die Aehnlichkeit des Landschaftsbildes. Zur Zeit des großen Krieges war fast jede Stadt, nur die kleinsten Märkte ausgenommen, gegen das offene Land durch Mauer und Tor abgeschlossen. Es waren nicht Festungen in unserem Sinne, aber sie genügten gegen die kleineren plündernden Banden und widerstanden auch einem größeren Heer, wenn die Bürgerschaft zuverlässig war. Auch die Dörfer waren nicht ganz ohne Schutzwehr; Graben, Zaun oder Wand von Lehm und Stein umgrenzten die Stätte des Dorfes. Alles wie in China.

Die großen Räuberbanden, die am Ende des 30jährigen Krieges Deutschland unsicher machten, finden ihr Gegenstück in China, wo sie zwar — wie auch bei uns noch bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts — nie ganz ausgestorben sind, aber doch nicht in solchen Massen auftreten wie in den Kriegsjahren.[2])

Manche Einzelheiten vervollständigen den Vergleich. Die Korruption war groß in Europa, und selbst die Mehrzahl der hohen Reichsfürsten war der Bestechung zugänglich. Der sittliche und kulturelle Stand der deutschen Bauern dieser Zeit und noch z. T. des 18. Jahrhunderts war ein derartiger, daß man den chinesischen Bauern von heute höher stellen muß. Das Volk war von Aber- und Zauberglauben erfüllt. Von den Tagen an, wo Thetis ihren Sohn Achilleus in den Styx tauchte, um ihn fest zu machen, oder Siegfried sich im Drachenblut badete, hat man an die Kunst geglaubt, die gegen die Wirkung der Waffen feit. Aber selten ist der Glauben an die Kugelsicherheit, das Festmachen, die Passauische Kunst, so stark und verbreitet gewesen wie im 30jährigen Kriege und jetzt unter den Boxern.[3])

Es ist schon erwähnt worden, wie außerordentlich schwer es selbst für gründliche Kenner der Chinesen ist, ihr Dichten und Trachten und Handeln immer richtig zu beurteilen. Vielleicht liegt ein Teil der Schwierigkeit darin, daß wir uns nicht in ihre Kultursphäre hineinzuversetzen vermögen. Die Masse des Volkes hat von europäischen Errungenschaften und Einrichtungen, die wir ihnen nun zum Teil mit Gewalt aufzwingen, häufig die allerkindlichsten Auffassungen. So sollen die Boxer entschlossen gewesen sein, die Eisenbahn-Station von Peking, Ma-kia-pu, zu zerstören, um so die Flucht

der Fremden aus Peking zu verhindern. Schließlich kamen sie überein, daß es schon genüge, den Billett-Verkäufer der Station zu ermorden und den ganzen Vorrat von Fahrkarten zu vernichten, damit die Benutzung der Eisenbahn unmöglich werde.[4])

Ganz besonders sind den Chinesen stets die üblen Gerüche und der Schmutz vorgeworfen worden, mit denen sie und ihr ganzes Land sozusagen umgeben sind. Es ist dies nicht übertrieben, besonders was die Gerüche anbetrifft. Beim Nahen der warmen Jahreszeit herrschte auf dem sogenannten „Kleinen Exerzierplatz" und am Süd-Ausgang von Tien-tsin-Dorf ein Gestank, der geradezu infernalisch war. Aber die Chinesen leben eben in der Zeit jener erwähnten königlichen Schloßherren des 16. Jahrhunderts, welchen der Gestank in ihren Gemächern auch nicht auffiel. Sie sind daran gewöhnt und riechen es nicht. König Philipp August von Frankreich, der doch an die Ausdünstungen seiner Residenz gewöhnt sein mußte und der sicherlich kein weibischer Schwächling war, wurde eines Tages ohnmächtig, als er am Fenster seines Palastes stand und vorüberfahrende Karren den Straßenschmutz aufwühlten.[5])

Die Chinesen sind sicherlich kein reinliches Volk, aber man muß in den Vorwürfen das richtige Maß halten, und Vergleiche zeigen, daß wir keine Veranlassung haben, übermäßig stolz zu sein. Wenn wir Ostasiaten uns ein gewisses Urteil in chinesischen Fragen erlauben dürfen, so ist es in der Beurteilung der Dörfer und der ländlichen Bevölkerung von Tschili. Wir sind in ihren Wohnungen aus- und eingegangen und haben mehr wie 50 Nächte auf dem Lande unter dem Dach eines Bauernhauses geschlafen. Aber auch bei uns bin ich in manchem Dorfe, in manchem Bauernhause gewesen; ich habe Manöver in Lothringen, im Hunsrück, in der Eifel, im sogenannten „schmutzigen Winkel" zwischen Saar und Mosel, in der nördlichen Lüneburger Heide und in Westpreußen mitgemacht und ich kann nicht sagen, daß der chinesische Schmutz durchweg der größere war.

Als besonderer Beweis für die Unsauberkeit der Chinesen wird auf das häufige Vorkommen von Aussatz und anderen Hautkrankheiten bei ihnen hingewiesen. Diese Krankheiten sind allerdings in großem Umfange vorhanden, für ihre Verbreitung sorgt aber wahrscheinlich mehr als ihre allgemeine Unsauberkeit die eigentümliche Haarfrisur, welche ein Rasieren der Kopfhaut selbst bei kleinen Kindern verlangt. Auch bei uns ist ja nicht selten der Barbier der Verbreiter von Hautkrankheiten.

Robert Louis Stevenson gibt in seiner Reise über die Prärieen von Nordamerika eine höchst drastische Beschreibung von Auswanderer-Wagen der Pacific-Eisenbahn, aus welchen „ein reiner Menagerie-

Geruch herausströmte, nur ein wenig saurer, wie von Menschen anstatt von Affen". Auch ein Wagen mit chinesischen Auswanderern war hierbei, und Stevenson schließt seine Bemerkungen mit den Worten: „Das eine aber muß ich sagen: der Wagen der Chinesen war um ein beträchtliches der weniger ekelhafte."

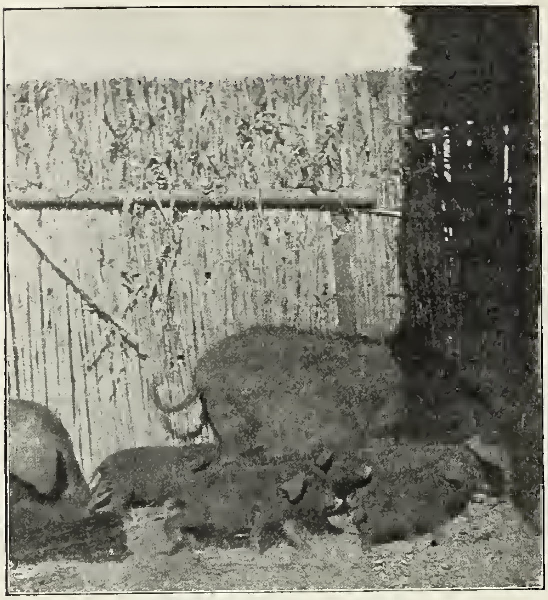
An einer anderen Stelle kommt Stevenson auf seine Beobachtung und Vergleiche zurück. Während die weißen Reisenden schmutzig, ungewaschen und ungekämmt umherliefen und gar keinen Versuch machten, diesem Uebelstand abzuhelfen, versäumten die Chinesen keine Gelegenheit, dies zu tun; ja, sie wuschen sogar ihre Füße, und, ohne sich zu zieren, den ganzen Körper. Stevenson macht bei dieser Gelegenheit eine treffliche Bemerkung: „Nebenbei möchte ich bemerken," sagt er, „je schmutziger jemand an seiner Person ist, desto empfindlicher ist sein Gefühl für Sittsamkeit. Ein sauberer Mann zieht sich mitten im menschengefüllten Bootshause aus; aber ein Schmutzfink schlüpft in sein Bett und wieder heraus, ohne auch nur einen Zoll breit seiner Haut zu entblößen." [6])

Nun, wer in China ein wenig beobachtet hat, wird mir Recht geben, daß der Chinese dieses Sittsamkeitsgefühl des Schmutzigen nicht kennt. Ist die Dschunke im Fluß festgefahren, so wirft ein Teil der Mannschaft die Kleider fort und springt nackend ins Wasser, so unangenehm es ihnen auch bei Kälte sein mag, und das Fahrzeug wird wieder flott gemacht. Ich habe sie aus den unteren Räumen einer Dschunke herausgeholt, und da lagen sie am Boden des Schiffes splitternackt nebeneinander, einer wie der andere. Wenn sie auch keine Seife nehmen, so habe ich doch oft beobachtet, wie sie sich mit warmem Wasser oder angefeuchteten warmen Tüchern wuschen. Während der heißen Jahreszeit läuft die ganze arbeitende Bevölkerung Chinas nackend bis zum Gürtel herum, und selbst die Kommis hinter dem Ladentisch bedienen vielfach in diesem Anzuge oder ziehen eine dünne ärmellose Jacke über, welche die ganzen Arme und den Hals frei läßt. Alle diese sichtbaren Körperteile habe ich immer sauber gefunden.

Im 35. und 36. Kapitel des II. Buches zählt Herodot durch Gegenüberstellung auf, durch was alles sich die alten Aegypter von den übrigen Völkern unterschieden; in ganz ähnlicher, launiger, aber weit umfangreicherer Weise hat Williams in seinem „Reich der Mitte" zusammengestellt, in wie mannigfacher Weise sich die Chinesen von uns unterscheiden. Man könnte noch einiges hinzufügen, denn der Unterschied ist in der Tat groß und verschiedenartig, und weder in seinem ganzen Umfange leicht zu verstehen noch bald zu überbrücken. Den Schluß dieser flüchtigen Betrachtung möge ein Satz aus

20*

einer Charakteristik bilden, die Gützlaff am Ende seines Werkes von den Chinesen gibt: „Die Chinesen sind ein großes Volk, das sich seiner Macht noch nicht bewußt ist. Sie haben sehr viele nationale Tugenden und vielleicht noch zahlreichere Laster." [7])



Die Kompagnie-Schweine

Am Morgen des 30. Juni verließ ich mein liebes altes Revier von der Berittenen und zog mit Kind und Kegel nach Pei-tai-ho, um die 8. Kompagnie zu übernehmen. Das weiße Maultier „Muni" und meinen Wagen hatte ich verkauft, im übrigen war aber mein Besitztum noch so ziemlich beisammen.

Vize-Feldwebel Magath begleitete mich nach Pei-tai-ho, um dort zu seiner Kompagnie zu stoßen. Die Geschäfte der ehemaligen Berittenen waren abgewickelt, und so konnten wir beide als die letzten mit gutem Gewissen unseren alten Wirkungskreis verlassen. Auch Baumaterial nahm ich nach Pei-tai-ho mit, so viel ich nur hatte erlangen können, denn mir war depeschiert worden, daß es dort am Nötigsten fehle. Gegen Abend langten wir in Pei-tai-ho an, die Bagage wurde auf die deutsche Kleinbahn verladen, während ich selbst mit dem Vize-Feldwebel Skalweit, der mich empfangen hatte, den Weg von 9 km nach dem Lager zu

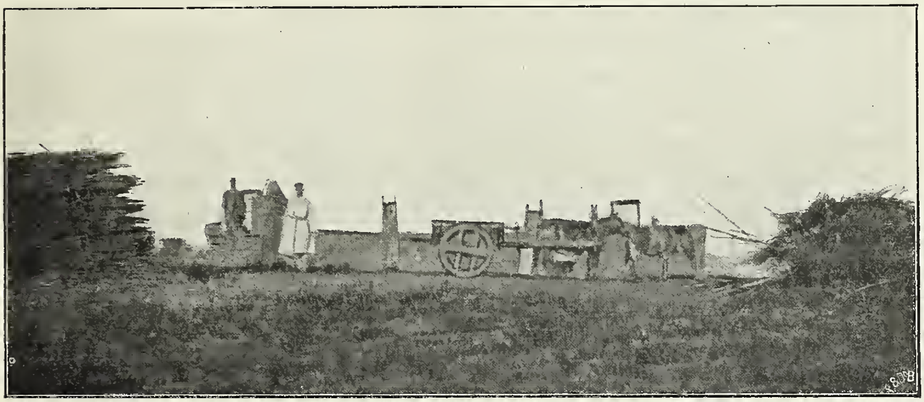


Das Kompagnie-Federvieh

Pferde zurücklegte. Vize-Feldwebel d. L. Skalweit war Kriegs-Freiwilliger und meine einzige Stütze, denn einen Offizier hatte die 8. Kompagnie nicht mehr.

Am nächsten Morgen übernahm ich die Kompagnie vom bisherigen Führer, Oberleutnant Klein, der noch an demselben Tage nach Tang-ku abfuhr, um sich nach Europa einzuschiffen. Ich erhielt eine Kompagnie von guter Disziplin und guter Führung; sie hatte sich sehr nett eingerichtet, unterhielt eine Bäckerei, zog Schweine und Enten groß, und die Unteroffiziere und Mannschaften erfreuten sich der besten Gesundheit und der besten Stimmung.

Nur die Gebäude und Räumlichkeiten reichten nicht aus, waren allein für die trockene Jahreszeit berechnet und selbst kleinen Regen-



Der „Strand-Palast" im Bau

güssen nicht gewachsen. Daher begann ich noch an demselben Tage eine rege Bautätigkeit. Der Regiments-Kommandeur, Oberst Petzel, hatte sich schon für die nächste Zeit zu Besichtigungen angesagt, und auch andere Offiziere waren zu erwarten; Wohnungen waren aber für niemand vorhanden. Für den Kompagnie-Führer war das sogenannte „Weiße Haus" da, der Stolz der Kompagnie. Es war, wie mir gesagt wurde, unter ziemlichen Kosten von Zivil-Arbeitern errichtet worden und enthielt nach chinesischer Bauart einen Flurraum in der Mitte und rechts und links je ein kleines Zimmer. Dieses Haus machte ich zur Fremden- und Gästewohnung und beschloß, für mich ein eigenes Haus oben auf der Düne etwa 100 m vom Meere entfernt zu bauen. Es wurde dies der sogenannte „Strandpalast", mit Diele, Wohnstube, Burschenstube und Pferdestall unter einem Dach. In etwa drei Wochen wurde er fertig, aber ich habe ihn nicht mehr beziehen können. In der Zwischenzeit fand ich in der Mannschafts-

Baracke ein Unterkommen. Das Kopfende dieser Baracke war nämlich den Offizieren zugewiesen und war durch Zeltbahnen in vier Teile geteilt, von denen einer als Kasino diente, der zweite die Wohnung des Vize-Feldwebels Skalweit und der dritte Anrichtezimmer und zugleich vorläufige Wohnung für mich war. Im vierten Raum wohnte der Oberleutnant Fabricius, unser ehemaliger Regiments-Adjutant; er war seiner Gesundheit wegen für einige Wochen nach Pei-tai-ho beurlaubt, und ich hatte ihn eingeladen, bei der Kompagnie fürlieb zu nehmen.

Pei-tai-ho genoß nämlich den Ruf, ein sehr gesunder Ort zu sein; es wurde das „Tien-tsin Brighton" genannt und hatte vor dem Kriege aus mehreren höchst glänzenden Villen-Kolonien bestanden, in denen die elegante europäische Welt von Nord-China die Bade-Saison zu verbringen pflegte. Im Juli 1900 hatten aber die Boxer und die umliegende Bevölkerung dieser Herrlichkeit ein Ende gemacht. Alles war niedergebrannt und ausgeplündert worden, auch nicht ein Fensterrahmen oder Türschwelle war mehr vorhanden. Nach Westen, Norden und Nordosten ist Pei-tai-ho von niedrigen Bergen umgeben, nach Osten und Südosten hat es die See und nach Süden den Yang-Fluß. Weiter nach Norden und Nordosten liegen die etwa 30 km entfernten Berge der Mandschurei bei Schan-hai-kwan, und die Große Mauer ist bei klarem Wetter ganz deutlich zu sehen.

Man hat sich früher viel darüber gewundert, daß Marco Polo in seinem Reisebericht nichts von der Großen Mauer erwähnt, und man hat manche Vermutungen über dieses Schweigen angestellt. Ja, man ist sogar so weit gegangen, zu behaupten, Polo sei gar nicht in China gewesen, weil er die Große Mauer, den Tee, die kleinen Füße der Chinesinnen u. a. nicht erwähnt.

Der venetianische Reisende hat die Linie der heutigen Mauer mehrere Mal passiert, und man sollte meinen, daß er ein Bauwerk von solcher Größe und Ausdehnung hätte beschreiben sollen. In neuerer Zeit ist nun durch gründliche Untersuchungen festgestellt worden, daß höchstwahrscheinlich kein Teil der heutigen Großen Mauer oder Wan-li-tschang-tschöng, wie sie die Chinesen nennen, älter als 4 bis 500 Jahre ist. Allerdings baute schon in den Jahren 214 bis 204 v. Chr. Tschi-Hwangti, der größte Kaiser auf dem Throne Chinas, eine Mauer oder vielmehr er ließ schon vorhandene Reste zu einer einzigen Mauer verbinden. Aber diese Mauer, wie auch andere erwähnte, waren weiter nichts wie Lehmwälle und können etwa mit den römischen Grenzwällen verglichen werden. Sie verfielen, wenn sie nicht gebraucht wurden, und waren sicherlich zur Zeit von Marco Polo's Reisen unansehnlich und ruinenhaft. Denn die Mongolen und

die vor ihnen herrschenden Kin-Tataren brauchten keinen Schutzwall; ihre Herrschaft ging über die Große Mauer hinaus, wo ja ihre eigentliche Heimat war. Als aber die Mongolen vertrieben waren und die nationale Dynastie der Ming (1368—1644) sich auf die alten 18 Provinzen innerhalb der Mauer beschränkte, da wurde ein Grenzwall wieder von der größten Wichtigkeit gegen die Mongolen- und Mandschu-Stämme. Die Ming-Kaiser nun waren es, welche zur Neuanlage von Grenzwällen und Mauern schritten und die Große Mauer von heute unabhängig von den Grenzwällen der älteren Perioden und nur mit geringer Benutzung vorhandener Reste aufbauten. Auch war diese Erbauung keine einheitliche, sondern erfolgte stückweise in verschiedenen Jahrhunderten.

Ich möchte bei dieser Gelegenheit einer Stelle in Barros' „Asia" gedenken, die, wie ich glaube, wenig beachtet worden ist und die eine gewisse Bestätigung der Forschungen der russischen Mission und v. Möllendorff's betreffend Erbauung der Großen Mauer liefert.

Barros besaß eine chinesische Karte sowie einige chinesische Bücher und unter diesen besonders einen kleinen Abriß der Kosmographie mit Kommentar und Atlas. Diese Schriftwerke waren ihm wohl in seiner Eigenschaft als Schatzmeister von Indien zugänglich geworden, ebenso wie er sich als solcher der Hilfe eines des Portugiesischen kundigen gebildeten Chinesen bedienen konnte, welcher ihm die Werke übersetzte und erklärte. Diese Tatsache erwähnt Barros mit Vorliebe und nicht ohne einen gewissen Stolz. Die Stelle über die Mauer lautet nun folgendermaßen: „Diese Mauer sieht man in einer geographischen Karte jenes ganzen Ländergebietes eingetragen, welche von diesen nämlichen Chinesen hergestellt ist, und wo man die Lage aller Berge, Flüsse, Städte und Flecken, mit ihren Namen in den Schriftzeichen jener Leute dabeigeschrieben, sieht. Diese haben wir von dort kommen lassen, ebenso wie einen Chinesen, welcher sie, sowie einige ihrer Bücher, die wir gleichfalls besaßen, erklären sollte. Und vor dieser Karte hatten wir ein Buch über Kosmographie von geringem Umfang im Besitz, mit Situationstafeln des Landes und einem Kommentar hierzu nach Art eines Itinerars; und obgleich in jenem diese Mauer nicht abgebildet vorkam, hatten wir doch Bericht über sie. Und das, was uns über sie zu verstehen gegeben wurde, war, daß sie nicht über die ganze Strecke im Zusammenhang bestand, sondern daß bloß zwischen den Chinesen und Tataren eine sehr rauhe Gebirgskette lief, während in einigen Pässen diese Mauer errichtet war; aber jetzt, da wir sie von jenen (Chinesen) hübsch eingezeichnet sehen, erregt sie unsere große Bewunderung."

Während also in dem ersten dem Geschichtsschreiber zur Verfügung stehenden Buch über Kosmographie die große Mauer nicht auftrat, und ihm erklärt wurde, daß nur die Gebirgspässe befestigt waren, sah man in einer ihm in späterer Zeit zugegangenen chinesischen Karte die Mauer im Zusammenhang eingezeichnet. Die dritte Dekade erschien im Jahre 1563, und die von Barros gemachten Angaben stimmen mit der Ueberlieferung überein, daß der Kaiser Kiatsing, dessen mehr als 40jährige Regierung die ganze Mitte des 16. Jahrhunderts ausfüllt, an der Großen Mauer gebaut hat.[8])

So ist die große chinesische Mauer, welche wir heute sehen, ebensowenig „schon vor 2000 Jahren begonnen", als sie das „Wahrzeichen von der Gewalt eines Kaiserwortes ist, welches dieses ungeheure Bauwerk entstehen ließ".

Die Große Mauer ist als gewaltiges Bauwerk mit Recht gepriesen worden, aber häufig in übertriebener Weise. „Die Große Mauer sehen, und dann sterben!" oder zu bemerken, daß „die sieben Wunder der Welt zusammengenommen mit ihr nicht verglichen werden können", daß „die berühmten Pyramiden Aegyptens ihr gegenüber recht wenig zu bedeuten haben" oder daß sie „das einzige Bauwerk von Menschenhand sei, welches bei einer flüchtigen Musterung der Erde aus der Höhe die Aufmerksamkeit fesseln würde", ist doch wohl etwas zu viel gesagt. Ich glaube, eine der nordamerikanischen Pacific-Eisenbahnen oder die Transsibirische würden aus der Höhe genau denselben Eindruck machen. Im übrigen ist sie zumeist aus Lehm und Ziegeln gebaut, und schon jetzt nach einem halben Jahrtausend nagt der Zahn der Zeit stark an ihr. Würde man jenen arabischen Weisen vor die Große Mauer gestellt haben, er würde nicht gesagt haben, was er beim Anblick der Pyramiden sprach: „Für jedes Bauwerk fürchte ich die Zeit; aber wenn ich dieses Denkmal betrachte, fürchte ich für die Zeit."[9])

Der Dienst der 8. Kompagnie wurde lediglich auf Erhaltung eines guten Gesundheitszustandes zugeschnitten. Ein oder zwei kleine Uebungen wurden gemacht, die mehr militärischen Spaziergängen ähnlich sahen; eine halbe Stunde Zielen, Ehrenbezeugungen und ein paar Minuten Stellung und Griffe — das war alles. Aber zweimal täglich ließ ich in der See baden, das erste Mal für die ganze Kompagnie, das zweite Mal nur für solche Leute, die Lust hatten; täglich hielt ich eine Quartier-Revision ab und sah auf Ordnung und Sauberkeit. Im übrigen aber war nur leichter Arbeitsdienst in der frischen Seeluft.

Mit dem Beginn der Regenzeit hatte die chinesische Natur ein ganz anderes Aussehen erhalten, und Pflanzen und Tiere tauchten

auf, von denen man früher nichts geahnt hatte. Eine Art von Fröschen gab Töne von sich wie die Enten, und am ersten Abend glaubte ich, unsere fetten Haustierchen hätten sich in die Felder verflüchtet. Sehr wenig angenehm war ich beim Beziehen des „Weißen Hauses“ überrascht, daß die riesige Sorte von schwarzen Ameisen, von denen Pei-tai-ho verpestet wird, sich auch hier eingenistet hatte; wenn sie auch nicht wie Herodot's und Megasthenes' nordindische Ameisen groß wie ein Fuchs sind, so sind sie doch von einer Größe, welche ihre Anwesenheit im Zimmer höchst unappetitlich und unangenehm macht.



Seebaden der 8. Kompagnie

Auch einen alten Bekannten fand ich hier wieder, den ich seit dem Umbau des alten Etappen-Kasinos in Yang-tsun nicht mehr gesehen hatte, den chinesischen Skorpion. Der Stich des Skorpions ist schmerzhaft und verursacht eine starke Anschwellung, aber er ist nicht lebensgefährlich, und wenn auch hie und da Mannschaften gestochen worden sind, von einem bösen Ausgang habe ich nie etwas gehört.

Viel Spaß hat uns manchmal eine Art Pillenkäfer gemacht, der seine Eier in einer mächtigen Kugel rollt. Die Leute pflegten ihm kleine Hindernisse in den Weg zu bauen, und es war wirklich interessant zu sehen, mit welcher unermüdlichen Kraft und Energie dies kleine Tier dagegen anarbeitete.

Mit einigen Kompagnie-Führern in Tien-tsin, Kraehe, Kühn und Jobst, hatte ich verabredet, daß ich ihnen immer einige Plätze für

Urlauber frei halten würde. So schickten sie mir denn abwechselnd für ein paar Tage einige ihrer besten und der Erholung bedürftigen Leute. Es war das eine große Belohnung für jene Mannschaften, welche auf diese Weise eine kleine Badereise machten und aus den unerquicklichen Verhältnissen von Tien-tsin herauskamen. Von der Kompagnie Jobst hatte ich gleich meinen alten zweiten Burschen Meier und die tüchtige ehemalige „berittene Kasino-Ordonnanz" Schoop mitgenommen, und ich war herzlich erfreut, als nach deren Rückreise der Gefreite Schmidt als Ersatz eintraf und mir mit „einem schönen Gruß von Herrn Leutnant Jobst" unseren kleinen Liebling, den Prinzen Tuan mitbrachte. Es war wirklich rührend zu beobachten, wie die in Pei-tai-ho anwesenden ehemaligen Reiter sich freuten, als sie den kleinen Esel wiedersahen. Tuan fand zu seiner Genugtuung hier wieder zwei Ziegen, denen er sich sofort anschloß; und wenn anfangs diese beiden auch von ihm nichts wissen wollten, so haben sie sich doch bald angefreundet.

Die friedlichen Tage in Pei-tai-ho sollten leider nur kurz sein; Truppen der Besatzungs-Brigade trafen ein, nahmen uns eine Baracke fort und versuchten noch mehr zu nehmen, und am 9. Juli traf der Regiments-Kommandeur Oberst Petzel ein, um in seiner Eigenschaft als Führer der heimgehenden 3. Infanterie-Brigade Besichtigungen vorzunehmen. Ich war, wie erwähnt, in den Anrichteraum des Kasinos gezogen und überließ dem Kommandeur das „Weiße Haus". Aber schon die nächste Nacht wurde verhängnisvoll für diese Anordnungen und brachte ein Desaster. Ein Wolkenbruch kam herunter, wie wir in China noch keinen erlebt hatten; keine der Baracken hielt ihm Stand. Binnen einer viertel Stunde lag ich in einem vollkommen durchnäßten Bett, Oberleutnant Fabricius nebenan ging es fast ebenso, und im „Kasino" hörte man das Wasser auf den Tisch klatschen. Nur Vize-Feldwebel Skalweit rührte sich nicht; er hatte offenbar den besten Raum erwischt. Als wir beiden Durchnäßten von unseren Betten aus berieten was zu tun sei, wurde heftig an die Fenster geklopft, und eine Stimme bat von außen Einlaß, die wir als die des Regiments-Kommandeurs erkannten. Während Skalweit nicht muckste und Fabricius verstummte, mußte ich heraus, denn ich war der Hausherr. Der Wind pfiff derartig durch alle Fugen und Ritzen der jammervollen Baracke, daß es mir lange Zeit unmöglich war, Licht zu machen. Ich nahm drei, vier Streichhölzer gleichzeitig, aber sie wurden ausgeblasen wie durch einen Blasebalg. Meine Wäsche, meine Kleider alles war total durchnäßt, und so lief ich zitternd wie ein nasser Hund in der Höhle der Winde umher, um dem eingelassenen Regiments-Kommandeur zu helfen, an einem leidlich

trockenem Plätzchen im Kasino unterzukommen. Das „Weiße Haus", der Stolz der 8. Kompagnie, war am nächsten Tage ein gelbes Haus geworden und befand sich in einer traurigen Verfassung. Bei näherer Betrachtung war es im übrigen nicht sehr erstaunlich, daß es dem Regen so schlecht widerstanden hatte. An der unteren Kante des flach geneigten Daches war ein Balken so vorgebaut, daß das Wasser nicht ablaufen konnte, sich wie in einem Kasten ansammelte und schließlich seinen Ausgang nach unten fand, wo es auf den schlafenden Regiments-Kommandeur herunterprasselte.

Am nächsten Morgen war ich niedergebrochen; ich hatte Fieber und die Augenhöhlen schmerzten mir. Aber ich hielt es nur für eine starke Erkältung und hoffte, sie würde durch Glühwein und Schwitzen in der folgenden Nacht vorübergehen. Auch wollte ich bei den Besichtigungen nicht fehlen und hielt mich mit aller Energie hoch.

Diese Besichtigungen fanden an vier Tagen hinter einander statt, denn Oberst Petzel wollte in seiner Eigenschaft als Brigade-Führer das II. Bataillon vom 6. Regiment unter Oberleutnant Danner, und meine Kompagnie vor ihrer Heimreise noch gründlich mustern.

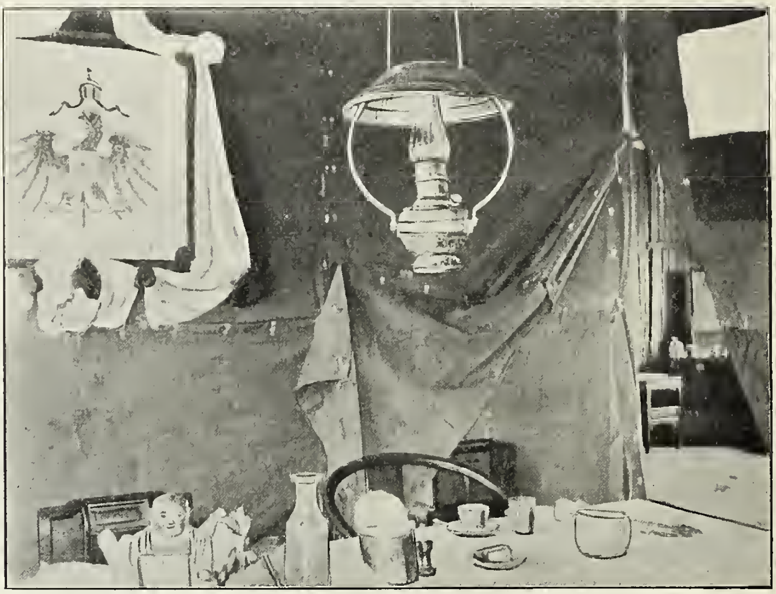
An einem Tage fand Quartier-Revision statt. Alle Baracken und alle Gebäude und Anlagen der Kompagnie hatten durch den Wolkenbruch mehr oder weniger gelitten, und waren nicht ohne Mühe in einen Besichtigungszustand gebracht worden. Die wenigsten Baracken, die ich in Ostasien kennen gelernt habe, waren wasserdicht oder vollständig. Man hatte Bestandteile ein und derselben Baracke auf verschiedenen Schiffen verladen oder an falschen Stellen gelöscht; Fußböden der Doecker'schen Baracken waren als Baumaterial ausgegeben, und andere Teile verwechselt oder von wenig sachkundiger Hand zusammengesetzt worden. Fragte man nach fehlenden Stücken oder Reserveteilen, dann konnte der Vers eines später vielbeliebten Liedes die Antwort geben:

„Ach, die führt ein guter Wind
Heimwärts auf der ‚Wittekind'."

An einem zweiten Tage war Appell mit Bekleidungsstücken durch den Regiments-Kommandeur, und am dritten Exerzier-Besichtigung. Mit meinem Zustand wurde es inzwischen immer schlimmer; einmal versuchte ich noch zu baden, bekam aber hierbei einen heftigen Schüttelfrost. Auch meinen Pflichten als Hausherr nachzukommen, fiel mir daher sehr schwer. Außer Fabricius und Skalweit speisten die Obersten Petzel und v. Bosse täglich bei uns und zuweilen auch Gäste. Nach Tisch aber entschuldigte ich mich stets und schlüpfte

fiebernd ins Bett. Nie in meinem Leben habe ich so entsetzliche Träume und Phantasien gehabt wie in jenen Nächten.

Am vierten Besichtigungstage fand eine größere Uebung unter Leitung des Brigade-Führers statt. Ich mußte sehr früh ausrücken und gelandete chinesische Seeräuber markieren. Zwei Stunden lag ich in der kühlen Morgenluft am Leuchtfeuer von Rocky Point, bis der Oberleutnant Danner von Nordwesten kam, mich angriff und auf meine supponierten Dschunken zurückwarf. Bei uns hieß scherzweise diese Uebung, welche unsere Tätigkeit in China abschloß, „Die



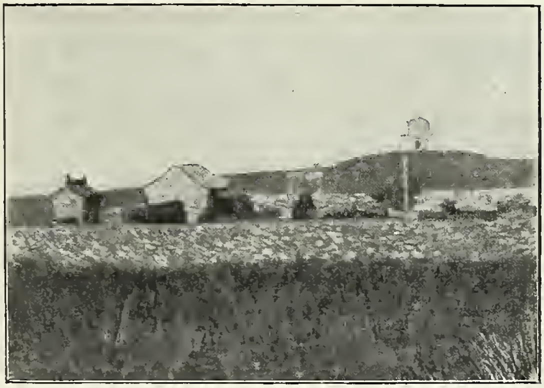
Blick in die Offizier-Messe der 8. Kompagnie

Uebung gegenüber von Korea", nach den schließenden Sätzen der Kritik, die wohl allen Anwesenden unvergessen bleiben werden.

Mir aber hatte „Die Uebung gegenüber von Korea" den Rest gegeben. Ich war am nächsten Tage nicht mehr in der Lage, den abreisenden Brigade-Führer zur Bahn zu geleiten; ich schleppte mich noch einige Tage herum und wurde nach einer entsetzlichen Nacht am Morgen des 17. Juli mit 40° Fieber in das Lager-Lazarett Pei-tai-ho geschafft. Es war Typhus.

Der Typhus ist eine der gefürchtetsten Krankheiten in Nord-China; Missionare und Barmherzige Schwestern, welche unter den Chinesen leben, entgehen ihr nur selten, wie Bischof Favier sagt, und die Chinesen fallen ihr in außerordentlichen Mengen zum Opfer.[10]) Ich bin stets äußerst vorsichtig gewesen, und nie ist mir —

ebenso wie meinen Offizieren — anderes Wasser über die Lippen gekommen als Mineralwasser, selbst zur Toilette und auf Expeditionen. Aber ich glaube eine Ursache für meine Erkrankung gefunden zu haben. Die aus Pao-ting-fu kommenden Truppen der Besatzungs-Brigade hatten Typhus mitgebracht, und bald hatte das sonst so gesunde Pei-tai-ho leider Kranke genug. Mein alter Teng gehörte als Dolmetscher zu diesem Truppenteil, und gleich am ersten Tage suchte er mich auf. Er sah leidend aus und sprach von Urlaub, den er erbitten wolle. Nach ein paar Tagen kam er wieder, um von mir Abschied zu nehmen, denn er hatte einen längeren Urlaub erhalten. Er sah ganz grau im Gesicht aus, und ich dachte gleich bei mir: „Entweder ist der Mann schwer krank, oder seine Landsleute wollen ihm



Das „Schlachtfeld gegenüber von Korea“

wegen irgend eines Vergehens an den Kragen.“ Aber ohne mir sonst etwas dabei zu denken, reichte ich ihm zum Abschied die Hand und wünschte ihm gute Gesundheit und angenehmen Urlaub, denn er tat mir leid, und Teng hatte der Berittenen Kompagnie gute Dienste geleistet. Dieser Händedruck hat mich wahrscheinlich angesteckt, und durch das Unwetter in der Nacht ist die Krankheit zum Ausbruch gekommen.

Mein Typhus verlief anfangs außerordentlich gut; schon nach neun Tagen war ich völlig fieberfrei und blieb es längere Zeit. Mein Bursche Sodemann durfte sogar zu mir in die Baracke kommen, und ich konnte mit ihm meine Angelegenheiten ordnen. Denn schon am 3. August fuhr die Kompagnie zur Einschiffung nach Tang-ku ab, und die meisten meiner Sachen nahm Sodemann mit. Er hatte auch meine Pferde verkauft, die für einen Spottpreis fortgegeben werden mußten.

Am Morgen der Abfahrt kam Sodemann noch einmal zu mir an die Baracke und hielt zum Abschied meinen Hund Hunibald von außen am Fenster empor. Ich war in recht gedrückter Stimmung und von jener Zeit an ging es wieder rückwärts mit mir. Ich hatte mehrere kleine Rückfälle und habe 49 Tage im Bett zubringen müssen. Verschiedene Umstände trugen hierzu bei. Es war in diesem entfernten Feld-Lazarett nicht alles so vorhanden, wie es sich die Aerzte wünschten, und die unerwartet große Zahl von Kranken, besonders Typhus-Kranken, hatte das Personal stark überbürdet. Sie haben sicherlich einen verantwortlichen und schweren Dienst gehabt, und mancher von ihnen zog sich ebenfalls eine Krankheit zu. So der Wärter meiner Baracke, welcher Mitte August schwer am Typhus erkrankte.

Auch im Lazarett waren nur wenige der Doecker'schen Baracken vollständig wasserdicht; in meinem Raum triefte bei jedem Regen das Wasser an drei oder vier Stellen hinein und in einer Nacht — als gerade unser Wärter zur Aushülfe auf Nachtwache hatte ziehen müssen — erhielt ich während eines Taifun's einen faustdicken Strahl Wasser ins Bett hinein und auf den Leib.

Ausläufer eines solchen Taifun[11]) besuchten uns mehrere Male und richteten nicht unbeträchtlichen Schaden an. Besonders auf die Lazarett-Küche hatten sie es abgesehen und deckten sie zwei- oder dreimal ab.

Während so das Wasser seinen Eingang von oben fand, kam eine andere Plage von der Seite hinein, die Fliegen und Moskitos. Man kann von der chinesischen Fliege dasselbe sagen, was Freidank von der deutschen sagt:

„Diu fliege ist, wirt der sumer heiz,
der küenste vogel, den ich weiz." [12])

Dazu kam zu der gewöhnlichen, widerwärtig frechen Stubenfliege noch eine besondere Sorte mit einem Kopf so rot und glänzend wie Siegellack. Wenn der Tag sich dem Ende zuneigte, versammelten sie sich zum Nachtschlaf, und wenn die letzten Strahlen der Sonne verschwanden, war die weiße Decke der Baracke schwarz. In demselben Augenblick traten die Moskitos in Tätigkeit, um mit dem Erscheinen der Sonnenstrahlen wieder von den Fliegen abgelöst zu werden. Gegen die letzteren ließ der Chef-Arzt das vorzügliche amerikanische Fliegenpapier „tangle-foot" aus Tien-tsin besorgen, und es war meine Hauptbeschäftigung am Tage, durch Wechseln des Platzes und besondere Anordnungen dem Geschmack der Fliegen entgegenzukommen und das Papier so zu legen, daß möglichst viele

von diesen Plagegeistern auf den Leim gingen. Denn tatsächlich werden die Fliegen durch das Unglück ihrer Kameraden gewitzigt, und die letzten setzen sich überall hin, nur nicht auf das Papier, selbst wenn es frisch ist. Gegen Moskitos war ein solches Mittel nicht vorhanden, denn den als ausgezeichnet beschriebenen chinesischen Moskito-Tabak kannte man nicht oder wendete ihn wenigstens nicht im Krankenzimmer an.[13]) So mußten denn alle Abend in der Dämmerung die Wärter an den Fensterscheiben Jagd auf Moskitos machen.

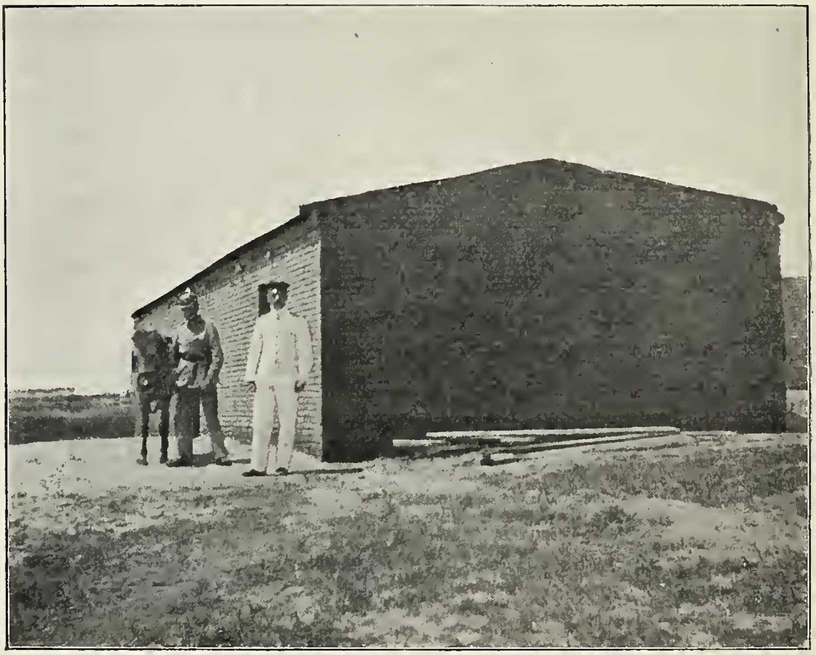
Ich hatte vom 15. August bis zum 15. November Urlaub, mit der Erlaubniß, in dieser Zeit meine Heimreise über Amerika anzutreten. Das östliche Canada, die Ost- und Südstaaten der Union kannte ich sehr gut, ebenso einen Teil von Cuba, aber der interessante Westen war mir noch unbekannt. Ich hatte mir daher schon einen hübschen Reiseplan ausgearbeitet, wollte das Yosemite-Tal und den großen Colorado-Cañon mitnehmen und über Mexico und Haïti heimkehren. Lange hielt ich an dem Plan fest und weigerte mich, auf andere Vorschläge der Aerzte einzugehen. Als sich aber meine Krankheit immer mehr hinzog, als ich immer schwächer wurde und auf eine lange Rekonvaleszenz rechnen mußte, als die Jahreszeit weiter vorrückte und die Aussicht schwand, den Colorado-Cañon oder den Yellowstone-Park zu besuchen, und der Genuß an der ganzen Reise-Route zum mindesten sehr beeinträchtigt wurde: da folgte ich dem Vorschlage des liebenswürdigen und besorgten Chef-Arztes, Oberstabsarzt Dr. Reinbrecht, welcher mir riet, im Interesse meiner Gesundheit mit dem Lazarett-Schiff „Krefeld" zu fahren.

Am 4. September durfte ich zum ersten Mal das Bett verlassen, und am 8. September sollte der Kranken-Transport für die „Krefeld" Pei-tai-ho verlassen; diese vier Tage mußten also noch benutzt werden, um mein Gangwerk zu kräftigen. Am letzten Tage war dies so weit geschehen, daß ich einen Gang an den Meeresstrand wagen konnte, um von dem Ort meiner Tätigkeit und von meinem „Strand-Palast" Abschied zu nehmen. Das Haus war im Augenblick unbewohnt und gänzlich ausgeräumt, und ich sah mich vergeblich nach einer Sitzgelegenheit um. Da ich sehr empfindlich war und mich fürchtete, auf dem Boden zu sitzen, so trug ich mir ein paar Steine und Hölzer zusammen und nahm auf diesem Sitz an der Schwelle meines Hauses Platz.

Das Meer dünte noch leicht nach einem vergangenen Sturme, und die Wellenköpfe leuchteten und glitzerten unter den Strahlen der steigenden Sonne. Auf dem Strande zeigte sich kein lebendes Wesen, und nur zwei einzelne Dschunken segelten am fernen Horizont; ein stiller Frieden lagerte über der ganzen Landschaft.

Der Anblick des Meeres übt einen großen Einfluß aus auf die Seele des empfindenden Menschen, und ein poetisches Gemüt, sei es gedrückter, sei es fröhlicher Stimmung, ist geneigt, seinen Gefühlen in Wort oder Lied Ausdruck zu verleihen: „O mare, o litus“, sagt Plinius, „verum secretumque μουσεῖον, quam multa invenitis, quam multa dictatis!“ [14])

Ich bin kein poetisches Gemüt, aber krank und gedrückt wie ich war, wirkte der Anblick des unendlichen Meeres heute um so mächtiger auf mich. Ich dachte an die vergangenen Wochen und an



Der „Strand-Palast“

manche zerstörte Hoffnung. Ich dachte an die Zukunft, an die bevorstehende Abreise, die lange Seefahrt, und fragte mich, ob meine Gesundheit dem gewachsen sein würde. An die Heimat wagte ich kaum zu denken. Nervös, schwach, abgespannt und der brennenden Sonnenstrahlen nicht mehr gewohnt, sank ich fast zusammen; ich merkte, daß mir dicke Tränen herunterliefen, und schlich mich wieder von dannen.

Auf meinem Wege zum „Strand-Palast“ traf ich den „dicken“ Wilck von der ehemaligen Berittenen Kompagnie. Mit erschreckten, weit aufgerissenenen Augen sah er mich an, als wäre ich ein Gespenst; er schien mich kaum wiederzuerkennen und wagte

nicht heranzukommen. Sonst habe ich keine alten Bekannten gesehen. Dagegen traf ich während einer meiner kleinen Promenaden einen mir unbekannten Offizier, der sich als Führer eines Maschinengewehrs vorstellte. Er schien froh zu sein, einen mit diesem Instrument Unbekannten gefunden zu haben, und las mir ein Privatissimum über die mächtige Wirkung seiner Waffe.

Ich habe wieder an diese Begegnung denken und herzlich lachen müssen, als ich ein in der Besatzungs-Brigade entstandenes Gedicht las, in dem eine Stelle in unübertrefflicher Weise den Inhalt seines Vortrages wiedergibt:

„Dies Gewehr hier schießt und schafft
Mit enormer Feuerkraft,
Bataillone — meinetwegen —
Sind so gut wie nichts dagegen!
Regimenter (sagt er leise)
Gleichen ihm nur ausnahmsweise!
Wär'n wir eher dagewesen,
Wär der Krieg mit den Chinesen
Längst vorüber! Ja, am Ende
Schon mit voriger Jahreswende
Alles wieder eingeschifft!
Rattatat, es schießt und trifft!
Einmal schlägt man liegend an,
Weil man's nämlich stellen kann!
Knatternd speit sie Feuerblitze,
Rattatat, die Kugelspritze.
Richtet man den Schlitten auf,
Setzt man sich hier hinten d'rauf,
Drückt auf diesen kleinen Stift, —
Rattatat, es schießt und trifft."

Der Berittenen Kompagnie Danner war ein Maschinengewehr dieses oder eines anderen Modells zeitweise zugeteilt gewesen, und ich wußte, daß Oberleutnant Danner manches an dieser Waffe auszusetzen gehabt hatte. Ich fragte daher den Enthusiasten am Ende seiner Rede, ob er schon einmal einen chinesischen Sandsturm mitgemacht habe; er sagte mir aber, bis jetzt habe er nur Regen erlebt.

Am 8. September begann in aller Frühe der Abtransport. Jeder Mensch ist ein wenig abergläubisch: es war der Geburtstag meines verstorbenen Vaters, und ich betrachtete dies als eine glückliche Vorbedeutung. Auf dem Bahnhof Pei-tai-ho hatte ich noch die Freude, Leutnant Bärensprung und Feldwebel Voigt von der ehemaligen Berittenen Kompagnie begrüßen zu können. Beide waren etwas beklommen, und Feldwebel Voigt hat mir später in Deutschland gestanden, er hätte nicht geglaubt, daß ich lebend in der Heimat ankommen würde.

Die Eisenbahnfahrt war lang und wenig dienlich für mich. Zum Liegen war keine Gelegenheit und bei dem stundenlangen Sitzen während der Fahrt wurde mir ein gutes Teil, glaube ich, meines wenigen Bluts in die Beine geschuckelt.

Wegen der Flut-Verhältnisse hatten wir in Tang-ku keinen Anschluß an den Dampfer, und schließlich mußten wir am späten Abend bei erheblicher Kälte an der Barre die Flut abwarten. Gegen 10 Uhr abends erreichten wir schließlich unser Schiff, die „Krefeld". Ich war nun gegen 17 Stunden unterwegs gewesen und war so erschöpft, daß ich nicht ohne Stütze über die Brücke gehen konnte. In der Kabine sah ich, daß meine Beine bis zum Knie dick geschwollen und die Füße, da wo die Stiefel anlagen, blutunterlaufen waren.

Wegen Einladens von Pferden für Schang-hai wurde unsere Abfahrt verzögert und erst am 11. früh, 5 Minuten nach Mitternacht, dampften wir ab. An diesem Tage war alles seekrank, und mir war dies sehr angenehm; denn wenn ich auch von der Seekrankheit nicht das geringste verspürte, so blieb ich doch meiner Füße wegen den ganzen Tag im Bett und niemand vermißte mich.

Von diesem Augenblick an ging meine Gesundung mit Riesenschritten voraus. In Tsing-tau konnte ich mich schon frei bewegen, wenn auch noch nicht an Land gehen, aber in Schang-hai fuhr ich schon in die Stadt und machte Einkäufe. Verschiedene Bekannte der Garnison kamen an Bord und erklärten mir, daß ich schon wieder fast so wohl aussähe wie in Tien-tsin vor meiner Erkrankung.

Die Reise verlief glücklich und ohne besondere Ereignisse. Die unangenehmsten Zwischenfälle waren die Beerdigungen, aber für ein Lazarett-Schiff verloren wir im allgemeinen nur wenig Leute. Vor der Mündung des Yang-tse wurde der erste Tote herabgelassen, um auf dem Boden des Weltmeeres, dem unermeßlichen Kirchhofe, wie Maury sagt,[15]) seine letzte Stätte zu finden. Die nächsten beiden starben im Hafen von Schang-hai, wo wir mehrere Tage blieben.

Singapur und Colombo hatten für mich diesmal wenig Reiz; es fehlte die hoffnungsfrohe Stimmung der Ausfahrt und es fehlten die lieben alten Kameraden von damals. In Colombo konnte ich mich nicht entschließen, wieder nach Lavinia hinauszufahren, um nicht das Bild der hier verlebten glücklichen Stunden zu verwischen. Von den drei fröhlichen Genossen von damals war Kühn schon wieder in Europa, Beerbohm's Schiff fuhr aus dem Hafen von Singapur aus, als die „Krefeld" einlief, und Wangenheim lag am Typhus im Lazarett zu Tien-tsin.

Neu war mir nur Aden; jüdische Händler und rothaarige Araber kamen an Bord, und hier entspann sich ein lebhafter Handel unter

entsetzlichem Schachern und Feilschen. Wir hatten nur einige Stunden Aufenthalt, und daher gingen nur wenige der Offiziere und Aerzte an Land. Ich wollte es aber kennen lernen, mietete mir ein Boot und fuhr hinüber. Der große arabische Reisende Ibn Batuta hat Aden mit wenigen Worten beschrieben, und was er gesagt hat, trifft in seiner Allgemeinheit noch heute zu: „Es ist eine große Stadt, aber sie hat weder Getreide, noch Bäume, noch Süßwasser. Sie besitzt nur Cisternen zum Auffangen des Regenwassers, denn das Trinkwasser ist fern von der Stadt."[16]) Um diesem Wasserübel abzuhelfen, haben die Engländer großartige Wasserwerke angelegt, die größte Sehenswürdigkeit von Aden.

Im Rothen Meer hatten wir diesmal einen leichten Wind entgegen und deswegen eine sehr angenehme Fahrt. Der Kurs im Mittelmeer war ein wenig anders als bei der Ausfahrt: von Malta und der Küste von Afrika sahen wir nichts oder nur sehr wenig, dafür fuhren wir aber dicht nördlich der italienischen Insel Pantellaría vorbei. Mir war sie eine alte Bekannte, denn im August 1893 hatte ich auf ihrer Reede gelegen, von ihren köstlichen Weintrauben gekostet und mit Offizieren des damals dort in Garnison liegenden Bataillons des 37. Regiments geplaudert.

Die Fahrt der „Krefeld" war in jeder Hinsicht glücklich und angenehm, und viel daran war dem liebenswürdigen Kapitän Werner zu danken, der sich im Expeditions-Korps so viele Freunde erworben hat.

Gerade noch mit Schluß des Oktober liefen wir im heimatlichen Bremerhafen ein, und so war ich denn wieder dort, wo ich vor genau 14 Monaten die Ausreise begann. Es waren nur wenige Menschen am Ufer, und wir, die wir auf der „Palatia" gewesen waren, erinnerten uns der tausendköpfigen Menge von damals; ich sah noch in der Erinnerung jene jungen Mädchen in rosa Kleidern, welche mit den Tüchern winkten und dann weinten, und zurückblickend dachten wir daran, was für ein herrlicher Anblick es vom Lande aus gewesen sein mußte, als das Riesenschiff mit 2000 deutschen Soldaten unter brausendem Hurra langsam hinausfuhr.

Noch an Bord wurde die Heimatspost ausgeteilt, und zu meiner Freude erhielt ich unter anderen auch eine Begrüßungskarte des lieben alten Regiments, welches mich nach Ostasien hinausgeschickt hatte. Der Transport teilte sich in Bremerhafen in zwei etwa gleiche Hälften; alle ehemaligen Typhus- und Ruhr-Kranken, sowie die Krankenwärter, welche Typhus- und Ruhr-Kranke gepflegt hatten, kamen in das Lager-Lazarett Bremerhafen, während die andere Hälfte noch am Nachmittage die Reise nach dem Lockstedter Lager antreten

21*

sollte. Es herrschte daher viel Durcheinander und scheinbare Unordnung an Bord der „Krefeld“, Offiziere und Aerzte kümmerten sich um ihre Untergebenen oder ihre eigenen Angelegenheiten, so daß ich vergeblich umherlief, um von den lieben Reisegefährten einzeln Abschied zu nehmen. Schließlich hielt ich es für das beste, zunächst meine Koffer und Kisten in das Lager zu schaffen, ein gutes Zimmer sicher zu stellen und dann noch einmal zurückzukehren. Kaum aber hatte ich das Tor der Lazarett-Umzäunung hinter mir, als mir bedeutet wurde, daß ich nun wegen der Ansteckungs-Gefahr nicht wieder hinaus dürfe. Ein Bad werde bereit gemacht, alle Kleidungsstücke müßten sofort zum Desinfizieren abgegeben werden, und um die Unterkunft brauchte ich mir auch keine Sorge zu machen: es sei nur noch ein Zimmer vorhanden und mit diesem müßten wir alle drei fürlieb nehmen.

Die Rückkehr zur „Krefeld“ mußte also aufgegeben werden, sämtliche am Leibe befindlichen Habseligkeiten wurden abgelegt und zu einem Bündel zwecks Abgabe und Desinfizierung vereinigt, der alte asiatische Adam wurde in der Badewanne abgeseift, die bereitliegenden Kommiß-Lazarettsachen angelegt, und man verließ dann — gleich einem Phönix aus der Asche — in dem bekannten blauweißgestreiften Schlafrock der Lazarettkranken den Baderaum.

Einer sah aus wie der andere; Offiziere und Unteroffiziere waren wieder Gemeine geworden, und wir stellten fest, daß einer unserer Burschen feiner aussah wie wir, denn er hatte die beste Mütze erwischt. Man mußte sich zur Unterscheidung auf die Intelligenz seines Antlitzes verlassen, und das ist eine keineswegs sichere Sache; wir wußten in der Tat nicht, ob wir weinen oder lachen sollten. Unsere Koffer und Kisten waren natürlich gleichfalls verhaftet worden.

Wir hatten keineswegs erwartet durch „Weißgekleidete Jungfrauen“ empfangen oder auch nur annähernd so begrüßt zu werden, wie wir abgefeiert worden waren. Aber wie Pestverdächtige in Beschlag genommen zu werden, darauf waren wir allerdings nicht vorbereitet.

Es herrschte daher wenig Freude, als der langersehnte Augenblick da war, die liebe Heimat wiederzusehen und das teure Vaterland zu betreten. Schließlich aber mußte man lachen, wenn man sich traf, Offiziere, Aerzte, Unteroffiziere und Mannschaften, alle in demselben blauweiß-gestreiften Aufzuge, und die Maßregel an sich war ja entschieden eine gute. Freilich manch einen traf sie ziemlich hart, besonders die Mannschaften, die selbst gar nicht krank gewesen waren, sondern nur Typhus- und Ruhr-Kranke gepflegt hatten. Sie hatten meist nur bis Ende September kapituliert und

wurden nun bis in den kalten November hinein zurückgehalten, wo es für ihre durch das Klima verwöhnten und angegriffenen Körper immer schwieriger wurde, eine geeignete und doch lohnende Arbeit zu finden.

Ich selbst war sehr zufrieden, nachdem der erste Groll verraucht war. Ein Heimatshaus fand ich nicht mehr vor; ich wollte meine Schwester besuchen, wo ein kleines Kind in der Familie war, und die Gewißheit, keine Ansteckungskeime mitzubringen, war daher sehr erwünscht.

Die leitenden Offiziere und Sanitäts-Offiziere des Ausschiffungs-Kommandos und des Lager-Lazaretts taten übrigens alles in ihrer Macht, um unsere Lage zu erleichtern, und ihre Liebenswürdigkeit und persönliche Sorge um uns wird stets in dankbarer Erinnerung bleiben.

Eines aber kam bei uns zum anderen: mancher war um eine Hoffnung ärmer und sah sein altes Regiment nicht wieder, sondern fand sich in eine unerwünschte Garnison, unmildes Klima und als Fremder in fremde Verhältnisse versetzt, und wer damals in den Auflösungs-Lagern war, kann nur die eine Erinnerung mithinweggenommen haben, daß die Stimmung der ehemaligen Ostasiaten eine recht gedrückte war.

Bemerkungen.

KAPITEL I.

Die Ausfahrt.

[1]) Byron: „Childe Harold's Pilgrimage", Canto I, v. XVIII ff.; besonders XIX bis XX.

Barrow: „Travels in China" (London 1804) pp. 597—98.

Donald Ferguson: „Letters from Portuguese Captives in Canton, Written in 1534 and 1536" in „The Indian Antiquary" vols. XXX und XXXI (Bombay 1901 und 1902), hat in XXXI, 19, eine sehr interessante Note hierüber. Byron wird von ihm ein wenig lächerlich gemacht, aber dieser ist nicht der einzige, welcher Pena mit Penha an dieser Stelle verwechselt, und so ganz klar ist die Sache noch heute nicht überall. Wer an Ort und Stelle ist, hat zunächst keinen Zweifel, daß es sich hier um penha, Felse, Klippe, handelt, und dieser Ansicht war auch ich, als ich diese Gegend durchstreifte. Als ich mir aber in Lissabon eine Photographie des Schlosses kaufte, fand ich hier die Unterschrift: „Reál Castello da Pena, Cintra", und als ich daraufhin meinen Führer (Germond de Lavigne: „Espagne et Portugal", Paris 1893, Hachette) prüfte, fand ich eine Bestätigung dieser letzteren Auffassung. Der Bearbeiter hat offenbar u. a. eine französische Autorität in brasilianisch-portugiesischen Sachen, Ferdinand Denis, benutzt und schreibt nicht nur „o palacio acastellado da Pena", sondern warnt hierbei auch in einer Anmerkung ausdrücklich davor, die Worte „Pena" und „Penha" zu verwechseln (p. 654 und Note 1). Auch Mme. de Grouchy wird von ihm zitiert, und diese sagt ebenfalls „château de la Pena".

[2]) George Groote ist sicherlich nicht der Vater dieses Gedankens, wie Hugo Berger („Geschichte der Wissenschaftlichen Erdkunde der Griechen", I, 17; Leipzig 1887; 2. Aufl. Leipzig 1903; p. 42) anzunehmen scheint. Der große Geograph Joachim Lelewel hat ihn schon 1821 in einer Schrift (Lelewel: „Odkrycia Karthagów i Greków na Oceanie Atlanckim". Warszawie 1821; p. 14) ausgesprochen, während Groote vor 1822 noch nicht einmal den Plan zu seiner Griechischen Geschichte gefaßt hatte. 1831 erschien eine deutsche Uebersetzung von Lelewels Schrift („Die Entdeckungen der Karthager und Griechen auf dem Atlantischen Ozean", Berlin 1831) und hier (pp. 7—8) dürfte Groote, welcher die deutsche Sprache beherrschte und in Deutschland reiste, geschöpft haben. Denn der dritte Band von Groote's „History of Greece", welcher die fragliche Stelle enthält (III, 373), erschien erst im Jahre 1847.

Von ihrem Uebersetzer K. Neu war die deutsche Ausgabe von Lelewels Schrift unserem geographischen Altmeister Karl Ritter gewidmet und von diesem mit einem Vorwort versehen worden. Wenn wir nun denselben Vergleich zwischen Kolaeus und Kolumbus auch bei Ritter in seinen Vorlesungen an der Universität Berlin finden (herausgegeben in 1. Auflage von seinem Schüler Daniel als „Geschichte der Erdkunde und Entdeckungen"; 2. Aufl., Berlin 1880, p. 47), so ist wohl mit Sicherheit anzunehmen, daß auch Ritter nur dem polnischen Geographen gefolgt ist. Wir finden also denselben Gedanken bei drei in ihrer Art hervorragenden Gelehrten, aber der Vater dieses Gedankens ist nur einer von ihnen, nämlich Lelewel.

Ein auffallend ähnlicher Vergleich, mit ähnlichen Worten ausgedrückt, findet sich übrigens bei Heeren: „Ideen", 2. Aufl. (Göttingen 1805) I, 650.

3) Pomp. Mela: I, 5, 1 (Tzschucke);

Strabo: p. 825 (Almeloveen);

Plin: Natur. Histor. V, 2 (Teubner).

4) Das moderne Wort „Tanger" ist eine von den Portugiesen aus dem arabischen Thandjah, Tandja, Tandscha oder Tandscher abgeleitete Form, siehe über Tanger:

S. Ruge: „Topographische Studien zu den portugiesischen Entdeckungen an den Küsten Afrikas", I, 59 (Leipzig 1903).

Peschel: „Geschichte der Erdkunde", p. 136, Note 3 (2. Aufl. München 1877).

Ramusio: „Il Viaggio di Giovan Leone e Le Navigazioni di Alvise da ca Da Mosto etc.", pp. 90 I, 91 II (Leo: III, 85, 93) (Venezia 1837).

„Voyage du Cheikh Ibn-Batoutah" édit. Cherbonneau. pp. 2—3 (Paris 1852).

„Voyages d'Ibn Batoutah" édit. Defrémery et Sanguinetti (Paris 1893) I, 12 bis 13.

5) S. u. A. Niebuhr: „Beschreibung von Arabien", pp. 404—417 (Kopenhagen 1772).

„Lettres Édifiantes et Curieuses" (Lyon 1819) III, 323—69.

Schleiden: „Die Landenge von Sues", pp. 177—202 (Leipzig 1858).

„Description de l'Égypte". Antiquités, Mémoires" (Paris 1809).

I, 291—324; Du Bois-Aymé: „Notice sur le Séjour des Hébreux en Égypte et sur leur Fuite dans le Désert", besonders pp. 309—314: „Passage de la Mer Rouge".

6) v. Prokesch-Osten: „Kleine Schriften", VI, 215 (Stuttgart 1844); siehe über Prokesch-Osten: Peschel loc. cit. p. 591.

7) „Le Livre de Marco Polo", édit. Pauthier (Paris 1865) I, 88—89 und Note 11.

8) De Vries: „Curieuse Aenmerckingen der bijsonderste Oost en West-Indische Verwonderens-waerdige Dingen" (Utrecht 1682) II, 516; — Palepunschen ist offenbar das englische pale punch in holländischer Form.

9) „Voyages d'Ibn Batoutah", I, 40—44, 105.

10) Barros: „Da Asia" (Lisboa 1777);

Decada II, Liv. VIII, Cap. II, III (pp. 278—294);

Decada III, Liv. I, Cap. II—VI (pp. 13—69), über Lopo Soares' Expedition.

11) Anonymi (Arrian) Peripl. Mar. Erythr. Cap. 4. (In „Geogr. Graec. Min" I, 260. Didot. s. auch Tab. VIII des hierzu gehörigen Atlas.)

12) Barros: loc. cit. Dec. II, Liv. VIII, Cap. III (p. 293).

13) S. u. A.

Schweinfurth: „Das Volk von Socotra" in „Unsere Zeit" (Leipzig 1883) pp. 657 bis 669.

Welcker: „Die Abstammung der Bevölkerung von Socotra" (Berlin 1885).

„Le Livre de Marco Polo" II, 673—76, mit Noten von Pauthier über die Insel.

A. v. Humboldt: „Kritische Untersuchungen über die historische Entwickelung der geographischen Kenntnisse von der Neuen Welt", deutsch von Ideler (Berlin 1836) I, 281—82, Note. —

Barros sagt Çocotorá, zuweilen auch Socotorá, betont aber immer die letzte Silbe. Dec. II, I, 3 (pp. 35, 36); Dec.. II, II, 1 (pp. 91, 93); Dec. II, II, 5 (p. 172); Dec. II, III, 2 (p. 232) und passim.

[14]) „Relation des Voyages faits par les Arabes et les Persans dans l'Inde et à la Chine dans le IXe Siècle de l'Ere Chrétienne", édit. Reinand (Paris 1845) I, 21. — S. a. über fliegenden Fisch und Heuschrecke: A. v. Humboldt: „Bericht über die Naturhistorischen Reisen der Herren Ehrenberg und Hemprich" (Berlin 1826) pp. 18, 19. und Niebuhr: loc. cit. pp. 176—77.

[15]) Captain Basevi: „Account of the Island of Minicoy" in „The Journal of the Royal Geographical Society" vol. 42, pp. 368 372 (London 1872).

[16]) Häufig wird in Reise-Beschreibungen ein malayisches Ausleger-Boot fälschlich catamaram genannt; catamaram ist jedoch der Name für das aus 3 Stämmen verfertigte Floß der Taucher-Jungen. Auch auf Formosa werden, wie Dr. Maron sagt, diese Art Flöße Kata-maran genannt, s. Maron: „Japan und China" (Berlin 1863) II, 17.

[17]) Bluntschli: „Das Beuterecht im Kriege und das Seebeuterecht insbesondere" (Nördlingen 1878) p. 53.

[18]) „unbekanthe landte Und ein Newe weldte in kurtz verganger zeythe erfunden", übersetzt von Jobst Ruchamer (Nürnberg 1508, durch Georg Stüchßen), Kapitel XXXV. vergl. Ramusio: loc. cit. p. 190[II]. Da Mosto I, 34: „ch'è una bellissima costa da vedere, e secondo me, che pur ò navigato in molti luoghi in Levante e in Ponente, mai non vidi la più bella costa di quel che mi parse questa."

Sprengel: „Geschichte der wichtigsten geographischen Entdeckungen bis zur Ankunft der Portugiesen in Japan 1542" (Halle 1792) gibt pag. 386 den Titel von Ruchamers Uebersetzung falsch an als „Unbekante Leuthe" usw., und von ihm ist der Irrtum in Ersch und Gruber's „Allgemeine Encyclopädie" XIV, 2, 16 (1825) übergegangen, und aus dieser wieder in so manches andere Buch.

[19]) Ueber Paradies- und Adams-Glaube auf Ceylon siehe:

Marco Polo: II, 587—91, und Note;

„Voyages d'Ibn Batoutah", IV, 179—82;

Yule: „Cathay and the Way Thither", edit. Hakluyt Soc. (London 1866) II, 325—27, 346 ff., 353—54, 358—60. Betrifft besonders den Reisebericht des päpstlichen Gesandten Marignolli.

„Reise nach Indien, unternommen von einem Russischen Kaufmann im 15. Jahrhundert" in „Dorpater Jahrbücher" IV, 492 (Dorpat 1835). „Babaadam" ist die arabische Wiedergabe von „Vater Adam".

de Vries: II, 609—610; Zitat aus Nieremberg: „Historia Naturae" (Antwerpen 1635).

Lettres Édif. VII, 335.

„An English Garner. Voyages and Travels" II, 304 (Westminster 1903).

Ernst Haeckel: „Der Adams-Pik auf Ceylon" in „Deutsche Rundschau", Sond.-Abdr. pp. 53, 54.

20) „Voyages d'Ibn Batoutah", IV, 185; nennt die Stadt Calenbou eine der schönsten und größten Städte der Insel Ceylon. Die arabischen Charaktere, welche die französischen Uebersetzer mit „Calenbou" wiedergegeben haben, werden im Deutschen am besten durch „Kalambu" ersetzt. Der englische Kapitän Robert Knox, welcher lange auf Ceylon als Gefangener weilte, hat über den Namen Colombo eine merkwürdige Stelle. Die Eingeborenen, sagt er, nennen die Stadt nach einem Baum,

der aus den beiden Stamm-Worten cola und ambo zusammengesetzt ist und in ihrer Sprache Colambo heißt. Zur Ehre von Columbus, fügt er hinzu, haben die Christen diesen Namen in Colombo umgeändert.

Siehe: „An English Garner. Voyages and Travels" II, 301—302. Die ersten Portugiesen nennen die Stadt „Columbo", während der Entdecker Amerikas bei ihnen Colombo heißt. Siehe Barros: Dec. III, Liv. II, Cap. I. (p. 117). Das Wort „ambo" ist offenbar dasselbe wie „amba", d. i. „Mango" (Yule: „Cathay", II, 362, Note 2), und Colombo würde daher vom Mangobaum seinen Namen entlehnt haben.

21) Haeckel: loc. cit. p. 61.

22) Megasthenis Indica, edit. Schwanbeck (Bonn 1846) Fragm. LIX, 32;
Theophrast. Hist. Plant. (Didot.) I, 7, 3; IV, 4, 4;
Plinius: Natur. Histor. XII, 22—23.

23) A. v. Humboldt: „Essai Politique sur le Royaume de la Nouvelle-Espagne", III, 30 (Paris 1811); desselben; „Ansichten der Natur" pp. 185, 252—53 (Stuttgart 1877); s. a. Yule: „Cathay" II, 361—62 und Note 1.

24) Rumbold: „Some Recollections of a Diplomatist". Supplement zu „The National Review", Nr. 229 (London, March 1902) pp. 8—9.

25) Marco Polo: II, 568, 645;
„unbekanthe lanthe" Kap. XXXIX;
Ramusio: Da Mosto, I, 39. (p. 193 [1]); Piloto Portoghese, IX (p. 221 [1]);
Humboldt: „Kritische Untersuchungen", II, 93, 434, 495, 517—28; III, 169 ff.;
Humboldt: „Reise in die Aequinoctial-Gegenden des neuen Continents" übers. v. Hauff (Stuttgart 1874) I, 116—117;
Humboldt: „Kosmos" (Stuttgart 1847) II, 330—32, 479, 486—87;
Moll: „Verhandeling over eenige Vroegere Zeetogten der Nederlanders" (Amsterdam 1825) pp. 32, 48, 49, 51, 52;
Auch Mr. Bryce, der Verfasser des „American Commonwealth" und der Freund der Buren, erfreut sich an Sternebeobachtungen und Dante-Zitaten in Verbindung hiermit. Bryce: „Impressions of South Africa" (New York 1897) p. 195.

26) „Obras do Grande Luis de Camões" (Lisboa 1720) Lusiadas X, 125, 1—4; (Note pp. 303—304); hierzu Barros: Dec. I, IX, 1 (p. 309).
Barros: Dec. II. Liv. VI. Cap. I (pp. 3—13 u. passim). Barros betont zuweilen Cingápura, während Camões die vorletzte Silbe betont und auf „Cynosura" reimt;
Diese Ausgabe der Lusiaden, sagt übrigens Gingapura, was merkwürdig mit der Aussprache alter holländischer Seeleute „Chinchapura" übereinstimmt; s. Groeneveldt: „De Nederlanders in China" ('s-Gravenhage 1898) I, 1.

27) Rev. Reith: „Handbook to Singapore" (Singapore 1892).

28) S. u. A. van Rees: „Herinneringen uit de Loopbaan van een Indisch Officier" ('s-Gravenhage 1865) II. Serie, I, 5, II, 138;
Weitzel: „Schetsen uit het Oorlogsleven in Nederlandsch Indië" (Gorinchem, 1862) p. 43.

29) Vergl. auch die hübschen Verse in einem vergessenen Gedicht, René Castel: „Les Plantes" (Paris 1799) p. 36 (II, 113—118).

30) van Kampen: „Geschiedenis der Nederlanders buiten Europa" (Haarlem 1831—1833) I, 149—52;
Groeneveldt: „Notes on the Malay Archipelago and Malacca" (Batavia 1876) p. 135; vergl. auch: „A Travers le Monde" IX, 265—67 (Paris 1903).

31) Noch im Jahre 1860 waren die Tiger eine Pest von Singapur, s. Kreyher: „Die preußische Expedition nach Ostasien in den Jahren 1859—62" (Hamburg 1863) p. 70.

[32]) Taine: „Histoire de la Littérature Anglaise" (Paris 1863) III, 272: „La raison de leur succès est la même là-bas qu'ici: ils font tout avec calcul et méthode; ils raisonnent leur acharnement; c'est un torrent qu'ils canalisent".

[33]) „Gräuliche, schlecht sitzende Khakianzüge" nennt sie Professor Rinne: „Zwischen Filipinos und Amerikanern auf Luzon" (Hannover 1901) p. 4.

[34]) Humboldt: „Reise" IV, 45—46.

[35]) Moll: „Verhandeling", pp. 36—37; Citat aus Linschoten's „Itinerario" p. 72: „— — hebben in leckerheijt over alle fruijten voordeel, het sop daervan is gelijk soeten most, men kander hem niet sat of eeten — —", s. a. de Vries I, 136. — Columbus fand bei den Eingeborenen von Veragua die ersten Ananas-Pflanzungen und Ananas-Wein. Herrera: „Historia General de los Hechos de los Castellanos en las Islas i Tierra Firme del Mar Oceano" (Madrid 1726—30). Dec. I, Lib. V. Cap. X. [I, 140] „vino de Piñas, fruta odorifera, i mui estimada".

[36]) Chateaubriand: „Les Natchez", Livre VI: „On apprend beaucoup par l'étude des moeurs étrangères. Un homme qui n'est point sorti de son pays, ne connaît pas la moitié de la vie".

[37]) „Robert Fortunes Wanderungen in China während der Jahre 1843—45 etc." Deutsch von Zenker (Leipzig 1854) pp. 214—17, 158 und passim;

Pène-Siefert: „Jaunes et Blancs en Chine". Les Jaunes (Paris 1902.) pp. 125—26;

Im Hinblick auf unseren Mißerfolg mit den Chinesen-Kompagnien in Tsing-tau s. das Urteil von Frederick Palmer in „The Century Magazine" (London, Dec. 1900) vol. LXI, 305, wo er von seinen Landsleuten sagt: „They do not worry the native. They do not try to fashion him at once according to the English formula, as the Germans do to theirs. Therefore the Chinese regiment from Wei-hai-wei, which is fighting side by side with the Indians for the British Empire, does very well and is a credit to its native land." Dieses Urteil ist in mehr wie einer Hinsicht nicht einwandsfrei, aber man kann ihm einen Kern von Wahrheit nicht absprechen.

[38]) Navarrete: „Colección de los Viajes y Descubrimientos que hicieron por Mar los Españoles desde Fines del Siglo XV." Seg. Edic. (Madrid 1858) I, 448.

KAPITEL II.

Tien-tsin.

[1]) „After all, Sir, blood is thicker than water." Tatnall stammt aus dem Staate Georgia und hatte schon den Krieg von 1812 gegen England mit Auszeichnung mitgemacht. Im Bürgerkriege hielt er zu seinem Heimatsstaat und er ist es, der den berühmten Panzer der Konföderierten „Merrimac" verbrennen ließ. Er wird übrigens vielfach fälschlich Tattnall geschrieben. Der Ausspruch stammt nicht von ihm, aber er hat ihn unter eigenartigen Umständen zitiert und dadurch bekannt und berühmt gemacht. Er findet sich, wenn schon im Dialekt, bei Walter Scott: „Rob Roy" (Leipzig 1846, Tauchnitz) p. 297: „bluid's thicker than water".

[2]) Der Name müßte eigentlich Pai-ho geschrieben werden, wie dies in der neuen Ausgabe von Stielers Handatlas auch geschieht, denn die Uebersetzung bedeutet „Weißer Fluß" und nicht „Nordfluß", mit „pei", Norden, hat der Name nichts zu tun. Auf dem Atlas zur Beschreibung von Lord Macartney's Gesandtschaftsreise, Blatt 8, heißt es: „Pay-ho or White River".

Williams: „The Middle Kingdom" (London 1883) I, 23: „the Pei ho, or White River", ebenso Archimandrite Palladius in „The Journal of the Royal Geographical Society" vol. 42 (London 1872) p. 145, und Barrow: „Travels in China" pp. 25, 67.

Bretschneider: „Die Pekinger Ebene und das benachbarte Gebirgsland" (Gotha 1876) p. 11, Note, sagt vom Pei ho: „Ich behalte diese von den Europäern angenommene Schreibweise bei, obgleich es richtiger wäre, Pai ho zu schreiben (weißer Fluß), denn so lautet der chinesische Name im Pekinger oder Mandarinen-Dialekt";

Bretschneider: „Archaeological and Historical Researches on Peking and its Environs" (Shanghai 1876) p. 40: Pai ho „White River", cf. pp. 39, 42, note 75;

O. F. v. Möllendorff: „Reisen und topographische Aufnahmen in der nordchinesischen Provinz Dshy-li" in „Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde" Bd. XVI, (Berlin 1881) pp. 119—120: „Bai-ho (nicht Bei-ho „Nordfluß", sondern Weißer Fluß)" cf. pag 91, 92, 93 u. passim. Allein das „Admiralstabswerk" ist anderer Meinung und bemerkt ausdrücklich: „vor der Mündung des Pei ho, d. h. des ‚Nordflusses'", s. „Die Kaiserliche Marine während der Wirren in China 1900—1901" (Berlin 1903) p. 7.

[3]) Eine Beilage der „Bestimmungen für die Bildung eines Ostasiatischen Expeditionskorps" empfiehlt für Offiziere etc. u. a. die Mitnahme von „4 Uniformshemden, 2 wollenen Hemden (für die kalte Jahreszeit)", dazu natürlich noch ein Hemd am Körper. Selbst für Mannschaften ist diese Zahl in Ansehung des Klimas von Nord-China zu gering. Ich habe Zivilisten klagen hören, daß unsere Leute bei der Hitze einen Geruch ausströmten, der nicht gerade angenehm sei. À la guerre comme à la guerre! Aber, die Mitnahme von 12 Hemden für Offiziere ist schon vor hundert Jahren, als man noch weniger auf Sauberkeit hielt, empfohlen worden, und zwar für die Verhältnisse des Krieges in Europa. Siehe Prince de Ligne: „Fantaisies Militaires" (Paris/Limoges, 1895) p. 78: „Plus de superflu: une tente, deux uniformes dans le porte-manteau, un matelas et douze chemises suffiraient."

[4]) „Admiralstabswerk" p. 181.

[5]) Williams: II, 673.

Pierre Loti: „Les Derniers Jours de Pékin" (Paris, Calmann Lévy) pp. 33—34.

[6]) „Schī-kīng" übers. Victor v. Strauß, III, 3, 7 (p. 453), Heidelberg 1880.

[7]) v. Brandt: „Dreiunddreißig Jahre in Ost-Asien" (Leipzig 1901) I, 45.

Loti: p. 339.

[8]) Groeneveldt: „De Nederlanders in China", I, 143: „veel dorpen ende vlecken, die maer een gotelincx-schoot van den anderen liggen."

Mencius erzählt von einer Gegend, wo sich die Hunde und Hähne von einem Dorf zum anderen antworteten, und so der Hahnenschrei an die vier Grenzen des Reiches gelangte. Zitat bei Reinaud: II, 48 (Note 173).

[9]) Eine lebhafte Beschreibung liefert Pierre Loti, der sechs Tage vor uns hier durchkam. Siehe Loti: pp. 40, 73, 75—76, 77—82.

[10]) Im Gegensatz zu den angedeuteten Reisenden steht Bastian, der im Sommer diese Strecke durchreiste. „Wir fuhren," sagt er, „in die grünen Ufer des Peiho hinein, zwischen den Lehmhütten der Dörfer, die auf Lehmbänken standen." Bastian „Reisen in China von Peking zur Mongolischen Grenze" (Jena 1871) p. 4. Mit diesem einen kurzen Satz erledigt Bastian seine Beschreibung der Peiho Landschaft, und wollte man sich nur an ihn halten, der diese Gegend zufällig im August sah, so könnte man meinen, daß ein ewiges Grün hier herrsche.

[11]) Staunton: „An Authentic Account of an Embassy from the King of Great Britain to the Emperor of China." (London 1797) II, 68.

[12]) Nieuhof: „Het Gezantschap der Neêrlandtsche Oost-Indische Compagnie aan den Grooten Tartarischen Cham etc." (Amsterdam 1665) I, 152—53;

Dapper: „Gedenkwaerdig Bedrijf der Nederlandsche Oost-Indische Maetschappije op de Kuste en in het Keizerrijk Taising of Sina" (Amsterdam 1670) I, 343, 344; II, 39.

[13]) Stauton: II, 23—24, 39—43.

[14]) Eine ähnliche Leistung wird uns aus den Kriegen berichtet, welche die Ming-Dynastie stürzten und die Mandschus an die Regierung brachten. Siehe Martinius: „De Bello Tartarico Historia" (Antwerpen 1654) pp. 129—130.

[15]) Bancroft: „History of the Pacific States" vol. XIII, p. 623 (San Francisco 1884).

[16]) Herrera: Dec. III, Lib. III, Cap. XVIII, und Dec. V, Lib. VI, Cap. VII (III, 108, V. 138).

[17]) Plinius: Nat. Histor. VIII, 154 (Teubner). Padilla (zitiert in „Oeuvres de Las Casas" édit. Llorente, Paris 1822) gibt an, daß man zu einer Zeit in Amerika 100 Indianersklaven für ein Pferd gezahlt habe. Dies ist zwar auch ein Beweis für den hohen Wert der Pferde, aber in erster Linie zeigt es zahlenmäßig und fürchterlich deutlich, wie gering ein rotes Menschenleben in Amerika geachtet wurde.

[18]) Duke: „History of Morgan's Cavalry" (Cincinnati 1867) p. 436—38.

[19]) „Correspondance de Napoléon Ier" (Paris 1860; roy. fol. édit.) IV, 257—60.

[20]) Allen: „The Siege of the Peking Legations" (London 1901) p. 182—84.

[21]) Barnes: „On Active Service with the Chinese Regiment" (London 1902) pp. 106—114, 160—61; s. auch Allen: p. 282—83.

[22]) s. u. a. ein Urteil über die Indier, welches nur in jeder Hinsicht unterschrieben werden kann, beim Kriegs-Berichterstatter Zabel: „Deutschland in China" (Leipzig 1902) p. 391—92.

[23]) Bluntschli: „Das Beuterecht", pp. 45—46; s. a. Freytag: „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" (Leipzig 1867, 5. Aufl.) III, 43.

[24]) s. u. a. Friederici: „Indianer und Anglo-Amerikaner" (Braunschweig 1900). Ueber Behandlung der Chinesen in Californien siehe Bancroft: „Pacific States", vol. XIX, California 1860—1890 (San Francisco 1890 pp. 337—348, 353, 354. Desselben: „California inter Pocula" (San Francisco 1888) pp. 562—581. Frhr. von Hübner: „Ein Spaziergang um die Welt" (Leipzig 1874) I, 186—188.

[25]) „Truth" vol. XLIII, Nr. 1122. (London, June 30, 1898).

[26]) „The Athenaeum", Nr. 3788 (London, June 2, 1900) bei Besprechung des Buches von Baron de Mandat-Grancey: „Au Congo" (Paris 1900): Der König der Belgier „has become the greatest slave-owner and slave-driver that the world has ever known".

[27]) Die Anschuldigungen gegen die Deutschen in Venezuela wegen Unmenschlichkeiten, die noch die spanischen übertreffen, hat Las Casas erhoben. „Oeuvres" I, 75—80. Von ihm übernahmen Herrera in seiner „Descripción de las Indias Occidentales", Oviedo y Baños in seiner „Historia de la Conquista y Población de Venezuela" und andere spanische Schriftsteller diese Anklagen, und nach ihnen wiederholten sie auf französisch und englisch und mehr oder weniger hart, Raynal in seiner „Histoire Philosophique et Politique des Etablissemens et du Commerce des Européens dans les Deux Indes" (Genève, 1780) II, 168—69; und Robertson in seiner „History of America" — „The Works of William Robertson" (London 1822) X, 373—74 — Nach Letzterem besonders sind sie dann in allen Büchern, die diesen Gegenstand behandeln — s. im Holländischen: van Kampen, loc. cit. I, 315—16 — so lange wiederholt worden, bis H. A. Schumacher an Ort und Stelle gründliche Untersuchungen angestellt und die vorgeworfenen Ungeheuerlichkeiten auf ihr richtiges Maß zurückgeführt hat. Schuhmacher: „Die Unternehmungen der Augsburger Welser in Venezuela" in „Hamburgische Festschrift zur Erinnerung an die Entdeckung Amerika's" (Hamburg 1892)

II, 1—328. S. auch Haebler: „Die überseeischen Unternehmungen der Welser und ihrer Gesellschafter" (Leipzig 1903). Im übrigen können wir Deutsche auch getrost mit auf unsere Kappe nehmen, was die Holländer in dieser Hinsicht verbrochen haben, und das ist nicht wenig. Denn, wenn wir auch politisch zwei verschiedene Nationen sind, so sind sie doch Germanen wie wir, sind mit uns eines Stammes und fühlen und denken wie wir.

[28]) Prince de Ligne: „Fantaisies", p. 97;

„Correspondance de Napoléon Ier" (Paris 1869) XXX, 146;

[29]) Kunz: „Die Feldzüge der Franzosen in Tonkin 1883 bis 1885" (Berlin 1902) pp. 148, 174, 175, 216, 217, 219.

[30]) Maron: loc. cit. II, 129.

[31]) Zabel: loc cit. p. 194.

[32]) Freitag: „Bilder aus der deutschen Vergangenheit", III, 63. Zitat aus: von der Olnitz: „Kriegsordnung zu Wasser und Landt".

[33]) Pidgin-English hat nichts mit „pigeon", Taube, zu tun, sondern die Ableitung des Wortes ist: business = pidginess = pidgin. Es ist eine Geschäftssprache, ähnlich wie die Lingua Franca der Levante, das Neger-Englisch-Holländisch von Surinam, das Portugalo-Malayâlam an einigen Punkten der Westküste von Ostindien und der Chinook-Jargon der Pacific-Küste von Nord-Amerika. Der leider jüngst verstorbene Charles G. Leland, der beste Kenner dieser Mischsprache, meint, daß man bei einer täglichen Arbeit von nur 2 Stunden in 20—30 Tagen das Pidgin-Englisch gut sprechen lernen könne.

s. Leland: „Pidgin-English" (Leiden 1892). Scherzhafte Proben des „Pidgin-English" gibt Williams in seinem „Middle Kingdom", I, 624—25, II, 402; Davis in „Chinese Novels" (London 1822) p. 3, nennt es ein „base and disgusting jargon".

[34]) Loti: „Les Derniers Jours de Pékin" u. A. pp. 390, 421, 422, 423—24.

[35]) p. 436—37 seine Gedanken beim Betreten der Messe des Grafen Waldersee, um zum ersten Mal in seinem Leben mit deutschen Offizieren zu speisen.

[36]) Kuli ist ein Wort von zweifelhafter Herkunft und Ableitung, jedenfalls nicht chinesisch. Hirth: „Chinesische Studien" (München und Leipzig 1890) I, 214—215. Der russische Reisende Piassetsky: „Russian Travellers in Mongolia and China", transl. by Gordon-Cumming (London 1884) II, 207, will eine Ableitung aus dem Chinesischen gefunden haben.

[37]) Villate: „Du Ravitaillement du Corps Expéditionnaire Français pendant la Campagne de Chine 1900—1901" (Paris 1902) p. 55. Während wir so dem Kuli 63 Pfennig und die Franzosen 52 Pfennig täglich bezahlten, gaben die Holländer vor 50—60 Jahren dem javanischen Kuli einen Tagelohn von 21 1/2 Pfennig, und damit konnte er leben; s. van Rees: „Herinneringen" p. 14.

[38]) Vilatte: loc. cit. p. 54—55.

[39]) „Des Capitain Jacob Cook's dritte Entdeckungs-Reise" a. d. Engl. von Georg Forster. (Berlin 1788) II, 493—94.

[40]) Sehr interessante Auszüge und Bemerkungen hierüber gibt Groeneveldt: „De Nederlanders in China" pp. 49—50 und 50—51, note; auch p. 149. vergl. Hirth: „Chinesische Studien" pp. 105, 215—16.

[41]) Aus dem 1875 herausgegebenen Jahresbericht des Professors Charles V. Riley, Entomologen des Staates Missouri, zitiert bei Schlagintweit: „Die Prairien des amerikanischen Westens" (Cöln und Leipzig 1876) p. 160. Daß die Heuschrecken als Speise auf den Tisch der assyrischen Könige kamen, kann man bildlich im Britischen Museum sehen. Indianer, Neger und die Beduinen Arabiens essen sie ebenfalls.

[42]) Ueber die ersten Portugiesen in China siehe:

Barros: Dec. III, Liv. VI, Cap. II (pp. 20—21). Die Expedition von 1514.

Dec. III, II, VI (pp. 178, 184). Rafael Perestrello von Jorge d'Alboquerque ausgesandt.

Dec. III, II, VI (pp. 184—85) und III, II, VIII (pp. 205—224) Expedition Fernão Peres d'Andrade.

Dec III, VI, I—II (pp. 1—25) Expedition Simão d'Andrade.

Dec. III, VIII, V (pp. 281—288); eine unglückliche Expedition.

S. ferner:

Ferguson in „The Indian Antiquary" XXX, 422—29, ff.

Osorius: „De Rebus Emmanuelis" (Coloniae Agripp. 1574) lib. XI. pp. 352a bis 353b, 355a—355b.

Ruge: „Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen" (Berlin 1881) pp. 213 bis 216; nicht sehr genau.

Groeneveldt: „De Nederlanders in China", pp. 44—45.

S. a. die unglaubliche Behandlung von Arabern und Indiern, mit der Vasco da Gama sich und seine Landsleute in Ostasien einführte, in Hümmerich: „Vasco da Gama und die Entdeckung des Seewegs nach Ostindien" (München 1898) pp. 77—79.

[43]) Zitiert bei Groeneveldt: „De Nederlanders in China" pp. 45—46, aus einer chinesischen Geschichte von Formosa.

[44]) Groeneveldt: loc. cit. pp. 65—68.

[45]) Groeneveldt: loc. cit. pp. 68—71, 117—119, 125—128, 129 und passim; 169, 170, 175, 220—224.

[46]) Groeneveldt: loc. cit. p. 222.

[47]) Neumann: „Ostasiatische Geschichte" (Leipzig 1861) p. 12.

Williams: lic. cit. II, 484.

[48]) von Brandt: „Die Zukunft Ostasiens" (Stuttgart 1903) pp. 109—110 u. passim.

Treffende Beispiele für die Art, wie die Chinesen von den Europäern herausgefordert werden, siehe:

Barrow: „Travels in China" (London 1804) p. 181.

Piassetsky: loc. cit. I, 113—114.

Neumann: loc. cit. p. 33.

Williams; loc. cit. II, 245.

Van Kampen: loc cit. III, 24—33; der Mord von 10—12000 unschuldigen Chinesen zu Batavia im Jahre 1740.

vergl. auch de Harlez: „Essai d'Anthropologie Chinoise" (1896) p. 7, welcher den Kulturstillstand der Chinesen für neueren Datums erklärt, hervorgerufen durch Furcht vor den Fremden und durch nationalen Eigendünkel, welcher sich scheut, eine Ueberlegenheit anderer Nationen anzuerkennen. Das Absperrsystem, wie es bis 1860 und länger bestand, ist sicherlich z. Teil eine Folge des im Text geschilderten Auftretens der Europäer.

[49]) Hugo de Groot: „De Jure Belli et Pacis" (Amsterdam 1712) II, XVIII, 11.

[50]) Allen: loc. cit. pp. 139, 172, 226, 254.

Darcy: „La Défense de la Légation de France" (Paris 1901) p. 185.

Admiralstabswerk: p. 126, oben.

KAPITEL III.

Yang-tsun.

[1]) Ovid: Ars Amat. II, 484.

[2]) Kreyher, loc. cit. p. 112.

[3]) Kauliang (Holcus Sorghum), eine Hirse-Art, wird in zwei Arten von verschiedener Variatät gebaut. Die Franzosen und Engländer schreiben es: kao-léang; kaoliang, kao leang, kow leang.

Bretschneider („Peking-Ebene" p. 17[11]) gibt selbst als Höhe des Kauliang 12 Fuß und mehr an, und als Zitat aus Fortune sogar 12—15 Fuß. Bretschneider: „History of European Botanical Discoveries in China" (London 1898) I, 513. Zwölf englische Fuß sind 3,66 m und 15 engl. Fuß 4,57 m. Dr. Clarke Abel (Bretschneider, I, 227) behauptet sogar, daß Kauliang bis zu 16 Fuß, d. i. 4,88 m hoch wird. Ich für meine Person möchte behaupten, derartigen Riesen-Kauliang nie gesehen zu haben, aber man irrt sich leicht ohne Maßstab; s. a. Löffler: „Das chinesische Zuckerrohr (Kao-lien)" Braunschweig 1857.

[4]) de Harlez: „La Siao Hio ou Morale de la Jeunesse" in „Annales du Musée Guimet" (Paris 1889) p. 138.

[5]) Groeneveldt: „Malay Archipelago", p. 127.

[6]) Williams: loc. cit. I, 319, 777—78.

[7]) „Le Livre de Marco Polo" II, 497.

Hundefleisch schmeckt im übrigen ausgezeichnet und zwar nicht nur nach dem Urteile von Indianern und Negern, die es besonders schätzten, sondern auch nach der Ansicht aller vorurteilsfreien Europäer, die es nach Ueberwindung des ersten Widerwillens gekostet und gegessen haben; s. „Globus" (Braunschweig 1899) Bd. LXXVI, Nr. 23, dem eine große Zahl von Zeugnissen beigefügt werden kann. Sprengel bringt eine Angabe, wonach die Anwohner des Congo Hundefleisch für einen solchen Leckerbissen hielten, daß sie für einen Hund 22 Sklaven gaben; s. Sprengel: „Vom Ursprung des Negerhandels" (Halle 1779) p. 14.

[8]) „Der Krieg in China im Jahre 1860" (Leipzig 1865) pp. 24—25.

v. Brandt: „33 Jahre" I, 174.

[9]) Kunz, loc. cit. p. 139.

[10]) „Le Livre de Marco Polo" II, 389, 395, 429.

Nieuhof: „Gezandtschap" II, 150. „Histoire Générale des Voyages" (La Haye 1749) IX, 587, 590. P. Gerbillon.

[11]) Aus den holländischen Kolonial-Kriegen erscheint mir ein Fall erwähnenswert, wo in den heißen Strecken des Aequators Kavallerie-Pferde einen Monat an Bord verbleiben mußten, bald nach der Landung in Tätigkeit traten und sich wider Erwarten gut bewährten; s. Perelaer: „De Bonische Expeditiën" (Leiden 1872) I, 245.

[12]) Bitter sagt ein französischer Offizier: „De même qu'en 1860, la première expédition, dirigée contre l'armée chinoise par un officier anglais, avait complètement échoué." Tariel: „La Campagne de Chine (1900—1901) et le Matériel de 75" (Paris/Nancy, 1902) p. 15.

[13]) Gonzalez de Mendoza: „The History of the Great and Mighty Kingdom of China". Edit. Hakluyt Society (London 1853—54) I, LVIII—LIX. Auszug aus Galeoti Pereyra's Bericht: Ueberfluß an billigem Fleisch aller Art; das Fleisch von Fröschen hat denselben Preis wie das von Hühnern; ferner I, 17.

Barrow: „Travels" pp. 65, 67.

Fortune: loc. cit. p. 34.

Williams, I, 320, 776—77; das auf p. 320 Gesagte könnte allerdings, für sich allein genommen, leicht zu schiefen Folgerungen führen.

Pumpelly: „Across America and Asia“ (New York, 1870) p. 274.

Smith: „Chinese Characteristics“ (New York [1894]) 3d edit. pp. 113—114. — Die deutsche Bearbeitung dieses vorzüglichen Buches: „Chinesische Charakterzüge“ (Würzburg 1900) ist leider durchaus nicht einwandfrei.

v. Brandt: „Im Lande des Zopfes“ pp. 40—43.

Einer von den Sätzen, welche Unheil und Verwirrung über chinesische Verhältnisse angerichtet haben, steht bei Plath: „Das Kriegswesen der alten Chinesen“ in „Sitzungsberichte der königl. bayer. Akademie der Wissenschaften“ (München 1872) p. 338, in dieser Form: „China, das jetzt kaum zahmes Vieh mehr aufzieht, muß damals noch voller Wild gewesen sein.“

14) Smith: „Chinese Characteristics“, pp. 19, 21—22;

Garrison: „The Developement of China“ in „Cassier's Magazine“ (London, May 1902); Favier: „Péking“ (Lille 1900) p. 338.

15) Der französische General-Intendant Odier faßt die Anforderungen, welche er an Intendantur-Beamte in Konialkriegen gemacht wissen will, in folgendem Satze zusammen: „Des hommes connaissant les besoins des soldats et sachant y pourvoir, des hommes entendant le commerce et l'industrie, des hommes familiers avec la pratique de tous les métiers qui concourent au service des armées . . .“ Also Praxis wird verlangt, keine Schreib- und Akten-Gelehrsamkeit; s. Ned-Noll: „Étude sur la Tactique de Ravitaillement dans les Guerres Coloniales“ (Paris/Limoges, 1895) p. 65.

16) Bei einem Festbanket zur Feier seines 70. Geburtstages hielt der Generalfeldmarschall eine Rede, in welcher folgender Satz vorkam: „Ich habe mich nach Kräften bemüht, dieses Volk (Chinesen) zu studieren, bin aber mit der Ueberzeugung geschieden, daß ich nicht weit damit gekommen war, und mit der ferneren Ueberzeugung, daß alle die sogenannten Chinakenner China eigentlich gar nicht kennen“ (Heiterkeit). Dies war am 7. April 1902, und schon am 15. April erschien in der „Deutsch-Asiatischen Warte“ in Tsing-tau ein Leitartikel „Graf Waldersee und die Chinakenner“, welcher sich mit ziemlich feindlichen Worten gegen den Grafen Waldersee wendet, und zu Schlüssen kommt, die dem Feldmarschall gänzlich fern gelegen haben. Wenn auf dem Bureau jenes Blattes ein wirklicher Kenner Chinas saß, dann konnte er sich trösten, dann war er nicht gemeint.

17) Der erste Auszug stammt von dem rühmlichst bekannten naturwissenschaftlichen Schriftsteller Dr. Otto Ule („Die Natur“, Halle 1860, IX, 106), die anderen beiden von einem Chinakenner, „who shall be unnamed.“

18) Außergewöhnliche Jahre kommen in der Tat in China vor; Timkowski erlebte ein solches von 1824—25. Timkovski: „Vogage à Péking“ trad. du russe (Paris 1827), II, 84.

19) Allen, loc. cit. pp. 126, 161—62, 267.

20) „Don't ask me about the Chinese; I know nothing whatever about them.“ S. Allen, loc. cit. pp. 145, 213—214.

S. auch über die Schwierigkeiten für einen gewöhnlichen Reisenden sich wirkliche Kenntnisse über China zu verschaffen, Schlegel: „Le Vendeur-d'Huile qui Seul possède la Reine-de-Beauté“ (Leiden/Paris, 1877), p. VII; und Bretschneider stellt fest, daß die alten Jesuiten-Missionare, welche chinesisch sprachen, im Volke lebten, und mit offenem Auge für Volk und Natur gediegene Kenntnisse verbanden, besser über China unterrichtet waren als der Durchschnitt der modernen Reisenden; s. „Botanical Discoveries“, I, 9.

21) Ueber künstliche Geflügelzucht s. u. A.

Fortune: pp. 38—39;

Mendoza, I, 152—54. Interessante Angaben über Brutanstalten im Altertum und bei den Egyptern finden sich in „Description de l'Égypte". „État Moderne" (Paris 1809) I, 203—216, und als Ergänzung hierzu „Arts et Métiers", Planche II, Fig. 11, 12, 13.

22) Bretschneider, „Botanical Discoveries". I, 227, 231, 433, 537, 545, II, 843. Die verschiedenen Schreibarten: pe ts'ai, pe ts'aï, pe-tsaï, pe tsae, pè-ts'aè, pai ts'ai, bedeuten alle denselben Kohl (brassica chinensis).

23) Charles Lamb: „The Essays of Elia and Eliana" (Leipzig 1869, Tauchnitz) pp. 125 etc. „The Dissertation upon Roast Pig."

Das günstige Urteil der alten Jesuiten über die Schmackhaftigkeit und Gesundheit des chinesischen Schweinefleisches ist zusammengefaßt in Grosier: „De la Chine, ou Description Générale de cet Empire." 3ième édit. (Paris 1818—20) IV, 234.

24) Comte de Ferrières-Sauveboeuf: „Mémoires Historiques, Politiques et Géographiques des Voyages faits en Turquie, en Perse et en Arabie, depuis 1782 jusqu'en 1789" (Maestricht 1790) I, 175.

25) Kreyher, p. 164.

26) Prince de Ligne: „Préjugés Militaires" (Paris 1895) p. 109.

27) Burckhardt: „Notes on the Bedouins and Wahábys" (London 1830) p. 255.

28) Williams: loc. cit. I, 51.

29) „The Chinese Classics" 2nd edit. transl. James Legge (Oxford 1893).

vol. I; „Confucian Analects", book XIII, chapt. XXIX, XXX; book XV, chapt. I. (I, 275, 294).

30) „The Chinese Classics." vol. II; „The Works of Mencius" (Oxford 1895); book VII, part II, chapt. IV (II, 479).

31) „Hoa Tsien Ki, of Geschiedenis van het Gebloemde Briefpapier" vert. Schlegel; (Batavia 1865) p. 18.

32) Ueber Militär-Examen siehe:

Trigautius: „De Christiana Expeditione apud Sinas" (Augusta Vind. 1615) p. 41—42.

Ellis: „Voyage en Chine, ou Journal de la Dernière Ambassade Anglaise à la Cour de Pékin", trad. Mac Carthy (Paris 1818) II, 165—67.

Williams, loc. cit. I, 560—62.

Hirth: „Chinesische Studien" pp. 179—180.

P. Etienne Zi (Siu) S. J.: „Pratique des Examens Militaires en Chine" (Changhai 1896).

S. ferner: Piassetsky, loc. cit. I, 31, II, 46.

33) „Die blutige Rache einer jungen Frau". Deutsch von Böttger (Leipzig 1846) p. 33. Ein mehr moderner Uebersetzer hätte sicherlich „Schusterei" gesagt. Die Chinesen haben schon früh versucht, sich gegen diese Geschöpfe zu sichern. So wird von Kaiser Hoangti erzählt: „Das vorzüglichste Instrument, welches Hoangti machen ließ, war eine wunderbare Maschine, die auf Schmeichler und niederträchtige Menschen wie der Zeiger einer Uhr deutete." „Schade, daß sie verloren gegangen ist", fügt Gützlaff hinzu. Siehe „Gützlaff's Geschichte des chinesischen Reiches", herausgegeben von Neumann. (Stuttgart und Tübingen 1847) p. 22.

Zur Kennzeichnung der „Schusterei" — die übrigens schon vor 3300 Jahren auch andere Teile unserer Erde verpestete — haben die Chinesen die Redensart „sich an den Schweif eines schönen Pferdes hängen". Erinnert dies nicht an einen ähnlichen, allerdings weniger poetischen Satz desselben Sinnes, der in der preußischen

Armee geläufig ist? Siehe Williams, loc. cit. I, 721; Niebuhr: „Die Amarna-Zeit“ aus „Der alte Orient“ I, 2. 2. Aufl. (Leipzig 1903) p. 26.

[34]) „Art Militaire des Chinois“ trad. par le P. Amiot (Paris 1772).

pp. 123, 135, 198, 204, 206—207, 268, 291, 274—75, 301;

pp. 111—112, 281; während sonst wörtlich übersetzt worden ist, habe ich mir bei dieser Stelle, dem „langsamen Schritt“, eine geringe Freiheit erlaubt; wie viel, mag der Vergleich zeigen: „On doit marcher avec gravité, mais sans pesanteur, délibérément, mais sans précipitation.“

pp. 284, 288, 314—315; pp. 96—97, 322—359, 372—375.

S. auch Piassetsky I, 188;

Plath, loc. cit. pp. 307—309.

Ueber P. Amiot oder Amyot, den Uebersetzer der chinesischen Kriegs-Klassiker, siehe: Dahlmann: „Die Sprachkunde und die Missionen“ (Freiburg, Br., 1891) pp. 53—55.

[35]) Amiot, loc. cit. pp. 33—35, 36—41.

[36]) Timkovski: „Voyage à Péking“ II, 16—21.

P. Pierre d'Orléans: „History of the Two Tartar Conquerors of China“ edit. Hakluyt Soc (London 1854) pp. 121—123, 144, 148 und passim, über die chinesischen Manöver. Ferner über diese Jagdzüge und Manöver: „Histoire Générale des Voyages“ IX, 592—624, 628—635; darunter werden in pp. 594, 605—606, 613—616, Truppen-Besichtigungen, Paraden und regelrechte Manöver vom P. Gerbillon beschrieben.

Grosier, loc. cit. IV, 333—41.

[37]) Groeneveldt: „De Nederlanders in China“, pp. 127, 130.

Welche Ansichten die Portugiesen und Spanier über die jammervolle Armee der Ming hatten, zeigt deutlich ein Brief von P. Ricci aus dem Jahre 1584. Mendoza, I, LXXVIII—LXXX.

[38]) van Kampen: loc. cit. I, 291, 292; III, 47; III, 566—72.

de Stuers: „Gedenkschrift van den Oorlog op Java, van 1825 tot 1830“ (Amsterdam 1847) p. 78.

van Rees: „Montrado“ ('s Hertogenbosch 1858) passim im ganzen Buch.

[39]) Kunz, loc. cit. pp. 209—210.

Allen, loc. cit. p. 288.

Barnes, loc. cit. pp. XIII, XIV.

Williams, II, 597—99, 606, 607—608.

Boulger: „History of China.“ (London 1881—84) III, 204—205.

Für die vorzüglichen Marschleistungen, die wir allerdings nur bei ausreißenden Chinesen haben bewundern können, geben u. a. die dem Hofe vorgelegten Heeresreformpläne des Generals Yuan-Schi-Kaî eine Erklärung. Ziffer 12 d, betreffend die an die auszuhebenden Rekruten zu stellenden Anforderungen, lautet: „Er muß imstande sein, die Entfernung von 20 Li in einer Stunde zurückzulegen.“ 20 Li sind rund 10 Kilometer. Siehe „Deutsch-Asiatische Warte“ Tsingtau, 26. 3. 02.

[40]) Raynal, loc. cit. I, 19; „Celui qui perfectionnera le Turc dans l'art militaire, sera l'ennemi commun de toutes les nations.“

[41]) „The Review of Reviews“ No. 152, vol. XXVI (London, August 1902).

[42]) Bernadin de Saint-Pierre: „Paul et Virginie“ (Paris, Garnier) pp. 237, 238.

22*

KAPITEL IV.

Berittene Infanterie.

[1]) Außer den bekannten Elefanten-Schlachten des griechischen und römischen Altertums — s. z. B. Delbrück: „Geschichte der Kriegskunst“ (Berlin 1900) I, 184—194, 202, 205—208, 270, 271, 522—24 u. passim — siehe noch:

Groeneveldt: „Notes on the Malay Archipelago“, p. 121.

„Le Livre de Marco Polo“, II, 406—413, die zu den interessantesten aller Elefanten-Schlachten gehört; eod. loc. II. 687, 700.

Williams: „The Middle Kingdom“, I, 326.

[2]) S. z. B. Regenspursky: „Berittene Infanterie-Patrouillen“. (Wien 1890).

[3]) Xenophon: Cyrop. IV, 3, 14. Xenophon hat hier durchaus lakedämonische Verhältnisse im Auge; es ist ein Vorschlag zur Bildung einer leistungsfähigen Reiterei, welcher den Spartiaten einleuchtend, mundgerecht und annehmbar gemacht werden soll. Denn die vorhandene lakedämonische Kavallerie hatte sich als höchst minderwertig erwiesen. S. a. seine Histor. Graec. VI, 4, 10—11.

[4]) Xenoph.: Hipp. 7, 1—2 (für die Griechen).

Polybius: Hist. VI, 25, 3—4.

Vegetius: De re militari, I, 18 (Nürnberg 1767).

[5]) Livius: II, 20; III, 62; IV, 38.

Polyb.: XI, 21, 4.

Ebenso rettete die abgesessene Mongolen-Reiterei die Schlacht gegen die Elefanten des Königs von Siam, s. „Le Livre de Marco Polo“, II, 409—413.

[6]) Livius: XXI, 46, 6—7; XXII, 47, 3; 49.

Polybius: III, 65, 9; III, 115.

Appian: De Bello Annibalico, cap. 24 (Didot); s. ferner hierüber:

Livius: VII, 7—8; IX, 39.

Caesar: Bell. Gall. IV, 12; V, 16.

Jul. Frontinus, II, 3, 23.

[7]) Tacitus: Ab exc. Divi Aug. XII, 31.

Josephus: De Bell. Jud. III, 7, 24 (Didot).

[8]) Arrian: Anab. III, 21, 7.

[9]) Curtius Ruf.: V, 13, 8.

[10]) Julius Pollux: Onomasticon I, 132 (Berlin 1846, Bekker).

Die Lexikographen lassen über die Natur dieser makedonischen Dragoner wenig Zweifel:

Forcellini: „Totius Latinitatis Lexicon“ sagt unter Wort Dīmăchae: „Vox Graeca, *διμάχαι*, qua significatur genus equitum apud Macedonas, qui gravi armatura instructi, cum opus erat, etiam pedites pugnabant, ut qui apud nos dragoni appelantur“.

Georges: (Leipzig 1879) „dīmăchae = Doppelkämpfer (wie unsere Dragoner)“.

Sophokles: „Greek Lexicon of the Rom. and Byzant. Periods“ (New York and Leipzig, 1888), sagt weiter nichts als: *διμάχης* = Dragoon.

Daß die Dimachai in der von Pollux beschriebenen Weise organisiert waren, bestätigt Hesychius (Jena 1858, Schmidt), welcher sagt: *διμάχαι* sind sogenannte *ἅμιπποι*, welche sowohl zu Fuß wie zu Pferde kämpfen.

Unter *ἅμιπποι* nun werden verschiedene Gattungen von Truppen verstanden; ihre Bedeutung und Organisation ist wegen teilweise verdorbener Texte nicht immer völlig klar.

Unter anderem verstand man unter ἅμιπποι noch Leichtbewaffnete, die den Reitern beigesellt waren und bald hinten aufsaßen, bald zum Fechten herabsprangen.

Eine andere Art von ἅμιπποι operierten wie die Quaden in den Tagen der Völkerwanderung und asiatische Völker späterer Zeit: jeder Reiter hatte noch ein ausgesuchtes Handpferd zum Wechseln neben sich gekoppelt, um mit doppelten Pferden weitere Strecken zurücklegen zu können. Köchly und Rüstow: „Griechische Kriegsschriftsteller." (Leipzig 1853—55) II, 2, 494—97, scheinen die Stellen in Arrian und Curtius nicht beachtet zu haben.

S. hierüber noch:

Suidas: Lexicon (Halle und Braunschweig, 1853, Bernhardy) I, 278, nota ad 13.

Pollux: I, 131.

Thesaurus Graecae Linguae (Paris, 1831—56) I, 116—117.

Thucyd.: Histor. V, 57.

Xenoph.: Histor. Graec, VII, 5, 23. Strabo, p. 165.

Livius: XXVI, 4.

Curtius Rufus: VII, 7, 32—33.

Valerius Max: II, 3, 3.

Amm. Marc. XVII, 12, 3.

Freytag: „Bilder aus der deutschen Vergangenheit", I, 137.

„Voyages de Tavernier" (Paris 1810) pp. 66—67.

[11]) Arrian: Anab. I, 6, 5; IV, 23, 2.

[12]) Polybius: Fragm. XIII (Didot).

Aehnliches erzählt Diodor, V. 33, 5, und nennt die Keltiberer bei dieser Gelegenheit ausdrücklich διμάχαι, Dragoner.

[13]) Caesar: Bell. Gall. IV, 2, 3.

[14]) Rüstow: „Geschichte der Infanterie" (Gotha, 1857—58) I, 80, 85—88, 101—102 und passim.

Sehr interessant ist, was Wilhelm von Tyrus gelegentlich über Kaiser Konrad III. und die deutsche Reiterei bemerkt: „Ubi tam ipse quam sui de equis descendentes, et facti pedites (sicut mos est Theutonicis, in summis necessitatibus bellica tractare negocia) etc." Gulielmus Tyrius: „Belli Sacri Historia" (Basileae 1549). Lib. XVII, cap. IV (p. 397).

[15]) Rüstow. I, 102—125.

[16]) Jähns: „Geschichte der Kriegswissenschaften vornehmlich in Deutschland" (München und Leipzig, 1889—91) II, 914, 1050, 1056.

Rüstow: I, 314—315; II, 119—120.

[17]) Grimmelshausen: „Simplicianische Schriften" (Leipzig 1863) I, 278.

[18]) Folard in „Histoire de Polybe" traduct. Thuillier (Amsterdam 1729) II, 329; IV, 110, 115, 283, 312, 325, 329.

[19]) Folard, loc. cit. IV, 117, 121.

[20]) Jähns: II, 1171; Zitat aus Montecuculi.

[21]) Maréchal de Saxe: „Mes Rèveries" (Paris 1895) pp. 49, 60.

[22]) Jähns: II, 1263; III, 2639.

[23]) Jähns: II, 1688—1690.

[24]) Jähns: III, 2612—2615.

[25]) Gleich die erste Schrift, welche mir in der deutschen Militär-Literatur über berittene Infanterie bekannt geworden ist, behandelt eigentlich lediglich diese Waffe als Ersatz für fehlende Kavallerie. Siehe Schroeder: „Der berittene Infanterist." (Berlin 1904). Anders sind die englischen Schriften dieser Art, welche immer in erster Linie das Infanteristische betonen und weniger von der Patrouille und dem Melde-

reiter, als von der berittenen Kompagnie als Gefechts-Einheit sprechen. Außer den noch verschiedentlich zu nennenden Schriften siehe Captain Anley: „Practical Hints for Mounted Infantrymen" (Aldershot 1902).

Vergl. noch über die Dragoner des 18. Jahrhunderts:

de la Porterie: „Institutions Militaires pour la Cavalerie et les Dragons" (Paris 1754).

de Arellano: „Instrucción metódica y elemental para la Táctica, Manejo y Disciplina de la Caballería y Dragones" (Madrid (1767).

„Instruction to Young Dragoon Officers" (London 1794; 3d edit. 1803).

[26]) H. M. Elliot: „The History of India, as told by its own Historians." The Muhammadan Period. edit. Dowson. (London 1867, ff.) I, 293, 535—537.

Prince de Ligne: „Fantaisies Militaires" p. 98—99.

S. auch Comte de Ferrières-Sauveboeuf: „Mémoires", I. 181.

[27]) „Correspondance de Napoléon Ier" (Paris, Impr. Imp.; Roy. fol. Bde. IV u. V, 1860), V, 311—313, 351, 376, 392, 414, 648—49.

„Journal du Capitaine François (dit le Dromadaire de l'Égypte), 1792—1830" (Paris 1903) I, 246—47, 344—46, 348, 357, 363, 449 und passim.

Kapitän François sagt, daß die Dromedar-Reiter täglich 88, 111 und 133 km zurückzulegen vermochten. Aber dieser alte Haudegen hat vielfach erheblich geschnurrt und aufgeschnitten. Seine Zahlenangaben sind häufig nachlässig und falsch, so daß dieses Buch mit Vorsicht benutzt werden muß.

Carbuccia: „Du Dromadaire comme Bête de Somme et comme Animal de Guerre. Le Régiment des Dromadaires à l'Armée d'Orient [1798—1801]" (Paris 1853).

[28]) Nahuijs: „Verzameling van Officiële Rapporten, betreffende den Oorlog op Java in de Jaren 1825—1830" (Deventer 1835—36) II, 167—171.

de Stuers: „Gedenkschrift van den Oorlog op Java van 1825 tot 1830" (Amsterdam 1847) pp. 96—97.

Louw: „De Java-Oorlog van 1825—30" (Batavia en 's Hage 1894—97) II, 354—55, 370, 373—75, 375, Note.

[29]) Weitzel: „De Oorlog op Java van 1825 tot 1830" (Breda 1852—54) I, 323—24.

Veth: „Het Paard onder de Volken van het Maleische Ras" (Leiden 1894) pp. 26, 30, 36.

An besonders große Marschleistungen waren im übrigen die Holländer jener Zeit nicht gewöhnt, denn als vorbildlich wird ein Tagesritt von 45,2 km hingestellt, den in diesem selben Kriege gegen Dipanĕgara Oberst Bauer, ein großer schwerer Mann, in unbequemem Gelände zurücklegte. Siehe Veth, p. 36.

[30]) Malleson: „History of the Indian Mutiny, 1857—58" (2nd edit. London, 1878—1888) I, 520—22.

[31]) Malleson, II, 327 ff.

[32]) Malleson, II, 487—492.

[33]) Mangold: „Constantin Sander's Geschichte des Bürgerkrieges in den Vereinigten Staaten von Amerika 1861—1865" (Frankfurt a. M. 1876) p. 339—341.

Sander: „Geschichte des vierjährigen Bürgerkrieges in den Vereinigten Staaten von Amerika" (Frankfurt a. M. 1865) p. 235.

v. Borcke und Scheibert: „Die große Reiterschlacht bei Brandy Station" (Berlin 1893) pp. 63, 64, 169.

[34]) Draper: „Geschichte des Amerikanischen Bürgerkrieges." Deutsche Uebersetzung. (Leipzig 1877). III, 13—14. Die deutsche Uebersetzung dieses Buches ist leider recht mangelhaft; man sehe nur Sätze, wie sie auf I, 9, 13, 97—98 zu lesen sind, und von denen Dutzende ähnlicher Art vorhanden sind.

Green: „The Mississippi" (New York 1895) pp. 120—23.

35) Duke: „History of Morgan's Cavalry" (Cincinnati 1867) pp. 15—16, 172—76.

Mangold: „Geschichte" pp. 339—43, wo die Uebersetzung aber nicht immer einwandfrei ist.

Cist: „The Army of the Cumberland" (New York 1882) pp. 36—40, 46—47 u. passim.

In den allerletzten Jahren ist in unserer Militär-Literatur etwas geschehen, um einige Kenntnis über den amerikanischen Bürgerkrieg zu verbreiten, und man kann wohl annehmen, daß der größte Teil unserer Offiziere weiß, daß in den 60 ger Jahren ein solcher gewaltiger Krieg auf der anderen Seite des Atlantic ausgefochten worden ist. Sollten aber irgendwo Namen wie Shiloh, Gettysburg, Chicamauga und Chattanooga genannt werden, so bin ich überzeugt, daß $^{9}/_{10}$ — der Generalstab mit eingeschlossen — keine Ahnung von der Bedeutung dieser Worte hat. Major Mangolds Wunsch hat sich nicht erfüllt. („Der Feldzug in Nord-Virginien im August 1862", p. VI. Hannover 1881.) Und doch ist so vieles in diesem Kriege hochinteressant und lehrreich, sowohl für das Heer, wie für die Marine. Warum immer nur und immer wieder nur der Krieg 1870/71? Die Taktik des Krieges 1870/71 ist heutzutage schließlich ebenso veraltet, wie die des amerikanischen Bürgerkrieges.

36) Ned Noll: „L'Infantérie Montée dans les Guerres Coloniales" (Paris 1893) pp. 11—12.

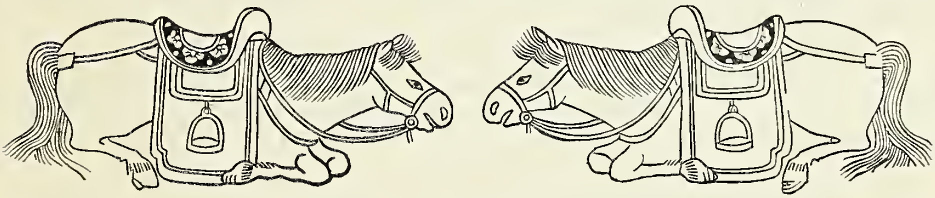
37) „La France Militaire" No. 5917 (Paris, 22. Oct. 1903).

KAPITEL V.

Die Berittene Kompagnie 5. Regiments.

1) „Regulations for Mounted Infantry" Provisional Issue. (London 1899) p. 17.

2) Man hätte noch ein drittes Hilfsmittel zur Verminderung des Sattelrutschens wählen können, nämlich den chinesischen Schwanzriemen. Die Figur (Favier:



„Péking" p. 158) zeigt die Form eines solchen Schwanzriemens und gibt zugleich ein Muster für die häufig an den Gräbern der Kaiser und hoher Persönlichkeiten aufgestellten Marmor- und Stein-Monumente.

3) H. H. Parr: „The further Training and Employment of Mounted Infantry and Yeomanry" (London/Aldershot 1902) p. 47.

4) Xenophon: „Hipparchikos" I, 5. Dieses Buch beweist übrigens auf das Deutlichste die schon erwähnte Minderwertigkeit der hellenischen Reiterei. Wenn z. B. dem Schwadrons-Chef anempfohlen wird, die Jüngeren einer Schwadron zu überreden, ohne fremde Hilfe aufs Pferd zu springen, daß es aber für die älteren Jahrgänge genüge, wenn sie sich aufs Pferd helfen ließen, so flößt das keine hohe Meinung von der Kriegsbrauchbarkeit einer solchen Kavallerie ein. Hipparch: I, 17.

[5]) „Gützlaff's Geschichte des chinesischen Reiches", pp. 568—69.

[6]) „Schi-king" II, 8, 8.

[7]) Reinaud: p. 22.

[8]) C. de Groot: „Een Uitstapje in China" (1861) p. 13.

[9]) Schaalje: „De kleine Voeten der Vrouwen in China" (Batavia 1871) p. 43.

Schlegel: „La Femme Chinoise" in „Actes du XIème Congrès International des Orientalistes" Sect V, p. 126 (Leiden 1896).

S. ferner über kleine Füße:

„Het Gebloemde Briefpapier" pp. 9, 12, 25, 31, 43, 58.

„Le Vendeur d'Huile" p. 103.

Williams: I, 717, 769—70.

[10]) S. hierüber noch:

„Het Gebloemde Briefpapier" pp. 76, note 2; 81.

Hirth: „Augenbrauen und Augenschminke bei den Chinesen" aus „Verhandl. d. Berliner anthropol. Gesellsch." (Berlin 1889) pp. 495 ff.

Williams: I, 42—43, 574, 575—76, 770.

Schlegel: „La Femme Chinoise" pg. 138—39.

Piassetsky: II, 45—46.

„Le Vendeur d'Huile", pp. 26—27.

[11]) Ueber jene chinesische Amazone siehe:

Martinius: „De Bello Tartarico Historia" (Antwerpen 1654) pp. 33—34, 56.

P. d. Orléans: „History" pp. 10, 15.

[12]) Groeneveld: „Malay Archipelago" pp. 13, 16, 57, 63, 79, 105, 108, 115, 120, 125, 137.

[13]) S. hierüber:

„Siao Hio", p. 139.

Gützlaff, pp. 39, 188.

„Het Gebloemde Briefpapier" pp. 6, 9, 73.

„Lettres Édifiantes et Curieuses" (Lyon 1819) X, 181; XI, 453—54.

„Schi-king" pp. 321, 366—67.

Williams, II, 157.

Dapper: „Tweede en Derde Gesandschap na het Keijserrijck van Taijsing of China" (Amsterdam 1671) I, 344.

[14]) „Voyage du Cheikh Ibn-Batoutah" (Cherbonneau) p. 80.

Die schon erwähnten portugiesischen Gefangenen in Kanton erhielten sämtlich einen Beinamen oder ihre Namen wurden geändert. „The Indian Antiquary" XXXI, 18.

[15]) Leo Africanus: „Descrizione dell'Africa", IX, 31; in Ramusio (Venezia 1837) p. 162. Ferrières-Sauveboeuf: loc. cit. II, 60.

[16]) Burckhardt: p. 255.

[17]) „Le Livre de Marco Polo", II, 708, 710 (note).

„Voyages d'Ibn Batoutah", II, 197.

[18]) Herod, V, 16.

Aelian. Natur. Animal. XV, 25.

Arrian. Hist. Indic. XXIX, 13.

„Voyages de Tavernier", II, 20.

Niebuhr: „Beschreibung von Arabien" (Kopenhagen 1772) pp. 310—311.

Freiherr v. Hammer-Purgstall: „Das Pferd bei den Arabern" in „Denkschriften d. philos.-histor. Classe d. Wiener Akad. d. Wissensch.", VII, 195—196 (Wien 1856). Auch Bohnen und Sauerampfer werden hier als arabisches Pferdefutter genannt. Bohnen waren als gefährlich in der Kompagnie streng verboten. Die Chinesen

geben sie aber gekocht, und dann scheinen sie ein gutes Futter abzugeben. Roh genossen befördern sie Kolik. Siehe hierüber weiter unten. Die Schriften von Hammer-Purgstall haben übrigens bei den Orientalisten von heute ein sehr geringes Ansehen.

19) Herod., I, 78.

20) „Le Livre de Marco Polo", II, 620.

Innes Munro: „A Narrative of the Military Operations on the Coromandel Coast" (London 1789) pp. 84—85; eine auffallende Bestätigung von Marco Polo's Angaben.

„Voyages de Tavernier" III, 208—209, nennen Weizenmehl mit Butter gemengt als Pferdefutter in Hindostan.

21) Burckhardt, loc. cit. p. 255.

S. auch „Fragmenta Historicorum Graecorum" (Paris 1849; Didot.) III, 301, 1.

Ein besonders zubereitetes Pferdefutter, dessen Art ich aber mangels Sprachkenntnisse nicht anzugeben vermag, erwähnt ein russischer Kaufmann, der im 15. Jahrhundert in Indien reiste: „Die Pferde füttern sie (Westküste von Ostindien) mit Nofut und mit Kitschiriss, der mit Zucker und Oel gekocht wird; früh morgens aber geben sie ihnen Scheschni." („Dorpater Jahrbücher" [Dorpat 1835] IV, 485.) Einige Zeit war ich auch der Ansicht, daß die Neger der Senegal- und Gambia-Küsten ihre Pferde mit Antilopenfleisch fütterten. In Jobst Ruchamer's Uebersetzung von Da Mosto's Reisen findet sich nämlich folgender Satz: „Sie gebē jnen auch hyrsch zu essen, mit welchem sie suliche jre pferde sere vayst machen." Hirschfleisch als Pferdefutter erscheint sicherlich weniger unnatürlich als Fische, Schlangen und Hammelköpfe, und das Feistwerden durch Fleischnahrung steht auch im Einklang mit anderen Berichten. Aber im italienischen Original fand ich „miglio", d. i. „Hirse", und sah, daß ich in einem lächerlichen Irrtum befangen war, und zugleich einen Beweis mehr hatte, wie wenig man auf Uebersetzungen bauen kann. Denn miglio ist in der alten süddeutschen Mundart des „wirdigen und hochgelarthen herrn Jobsten Ruchamer der freyen künste, und artzenneien Doctoren" mit „hyrsch" übersetzt. Gleich zwei Zeilen weiter findet sich aber ein wirklicher Unterschied: Ruchamer übersetzt: „newen byß inn zwolff hawbd sclauen", während mein italienischer Text „da nove sino a quattordici teste di Negri schiavi" hat. Jobst Ruchamer, Kapitel XXXII.

Ramusio, cap. XXXI (p. 189 [II]). In der Kapitel-Einteilung stimmen sie auch nicht überein.

Der biedere Ruchamer ist es übrigens, der in dieser selben Sammlung von 1508 Christoph Columbus stets „Christoffel Dawber von Jenua" nennt.

22) S. a. De Guiges: „Voyages à Peking, Manille et l'Ile de France" (Paris 1808) II, 224.

23) Amiot, loc cit. pp. 201—203, 286.

Grossier: „De la Chine, ou Description Générale de cet Empire", 3 ième édit. (Paris 1818—1820) IV, 211—214.

24) Nieuhof: „Gezantschap", I, 151.

Für die großen unbebauten Plätze in den ummauerten Städten gibt ein Briefschreiber aus dem Jahre 1555 folgende Erklärung: „— — und wenn der Umfang der Städte eine halbe Meile beträgt, so bauen sie Umfassungsmauern von der Länge einer ganzen Meile, damit sie im Kriegsfalle eine beträchtliche Anzahl von Verteidigern aufnehmen können." Citat aus dem Anhang von Alvarez: „Historia de Ethiopia" in Mendoza, I, XXXIX.

Daß alle Städte ummauert sind, hat schon Barros bemerkt. Dec. III, II, VII (p. 191).

25) S. über den Taiping-Zug gegen den Norden: Williams II, 597—99.

Neumann: „Ostasiatische Geschichte" (Leipzig 1861) pp. 142, 144.

[26]) S. hierüber u. A.:

Kunz, loc. cit. pp. 67, 81, 87, 91, 96, 145, 158.

[27]) „Le Livre de Marco Polo", II, 437—38.

Nieuhof, I, 146—47.

In dem Bericht über die dritte holländische Gesandtschaft, welche einige Jahre später nach Peking ging, wird die Stadt Sang genannt. S. Dapper, I, 343.

[28]) Peschel: „Geschichte der Erdkunde" 2. Aufl. (München 1877) p. 563.

[29]) „Correspondance de Napoléon Ier (Paris 1860) IV, 33, 34, 37—38 u. Note 4, 52—53, 57, 534—540, 544—45; V, 162, 169 u. passim.

Gleich in der ersten Sitzung des Institut d'Égypte am 23. August 1798 zeigte Bonaparte durch die von ihm gestellten Anfragen, welchen Nutzen er sich vom Institut für seine Armee versprach. U. a. wünschte er Auskunft zu haben über mögliche Verbesserungen an den Armee-Backöfen, über Bierbrauen, über Anlage von Mühlen, über Herstellung von Schießpulver und Klärung und Trinkbarmachen des Nilwassers.

[30]) S. hierüber einige interessante Bemerkungen bei:

Maréchal de Saxe: „Mes Rêveries", p. 23.

Duke: „History of Morgan's Cavalry", pp. 290—92.

[31]) Beschreibungen der Gegend zwischen Tsang und Tien-tsin befinden sich u. a.

Nieuhof, I, 142—143, 146—153.

Dapper, I, 343.

Staunton, II, 368—71.

Barrow, p. 500.

Ellis, I, 299, 301, 309, 311, 313.

[32]) „Le Livre de Marco Polo" (Pauthier) I, 195.

„The Book of Ser Marco Polo", Yule, 3. edit. H. Cordier (London 1903) I, 264—65, note.

Vergil: Georg. III, 462—63.

Plinius: Natur. Hist., XVIII, 100; XI. 239.

„Voyages de Tavernier", II, 67.

[33]) S. über Pemmican u. a.:

Winship: „The Coronado Expedition, 1540—1542" in „Fourteenth Annual Report of the Bureau of Ethnology" (Washington, D. C. 1896) I, 527—28.

„History of the Expedition under the Command of Captains Lewis and Clark" (Philadelphia 1814) I, 85.

John Franklin: „Narrative of a Journey to the Shores of the Polar Sea in the Years 1819, 20, 21, and 22" (London 1823) pp. 117, 190.

Ballantyne: „Hudson's Bay" (Edinburgh and London, 1848) pp. 72—73.

Mooney: „The Ghost-Dance Religion" in „Fourteenth Ann. Rep." II, 991, 1066—67.

[34]) „Journal du Capitaine François", I, 345.

Dieser alte „Dromadaire d'Égypte" hat, wie erwähnt, vielfach tüchtig aufgeschnitten und sein Licht nie unter den Scheffel gestellt. Aber in solchen Einzelheiten scheint er mir genau zu sein. Dieser Proviantsack (safne) ist eine arabische Einrichtung. Jacob: „Altarabisches Beduinenleben", 2. Ausgabe (Berlin 1897) p. 69.

[35]) Stauton, II, 290.

[36] Vergl. dieselben Erfahrungen bei der konföderierten Kavallerie und berittenen Infanterie.

von Borcke und Scheibert: „Die große Reiterschlacht bei Brandy Station" p. 61.

Duke: „Morgan's Cavalry" pp. 444—45.

[37]) Hirth: „Die Länder des Islâm nach chinesischen Quellen" (Leiden 1894) p. 23, wo beschlagene Pferde bei den Arabern als etwas Besonderes erwähnt werden.

Trigautius, p. 12.

Plath: „Die Beschäftigung der alten Chinesen", loc cit. p. 150, findet nichts von Hufbeschlag bei den alten Chinesen.

Amiot, p. 202, Note.

Grosier, IV, 214, behauptet, daß weder Chinesen noch Mandchus den Hufbeschlag kennen (1820). Er hat aus älteren Schriften geschöpft und hier vielleicht Amiot benutzt.

[38]) Fortune, p. 289—290.

S. ferner hierüber:

„Le Livre de Marco Polo" I, 225—26.

Trigautius, p. 14.

Van Braam Houckgeest: „Voyage de l'Ambassade de la Compagnie des Indes Orientales Hollandaises vers l'Empereur de la China" (Philadelphia 1797) I, 313 bis 315, II, 202.

Barrow: p. 309.

Bretschneider: „History of European Botanical Discoveries in China" I, 513—16.

In den „Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens" Bd. IX, 119—145 (Tōkyō 1903) findet sich ein sehr eingehender Artikel: Spörry: „Die Verwendung des Bambus in Japan", der in sachgemäßer Uebertragung meist auch auf China zutrifft.

[39]) „Le Livre de Marco Polo" II, 372—73.

[40]) Zitat in Bretschneider: „Botanical Discoveries" I, 3.

S. a. hierüber:

Williams, II, 90.

Van Rees: „Herinneringen" II, 76.

[41]) Beispiele von einer richtig orgarnisierten fahrenden Infanterie sind, glaube ich, nicht häufig in der Kriegsgeschichte. Um 1798 bei der drohenden Landung der Franzosen mehrere Bataillone schnell nach den gefährdeten Punkten werfen zu können, hatten die Engländer eine solche Einrichtung getroffen; je 40 Mann saßen auf besonderen hierzu eingerichteten Wagen. Ein gewisses Vorbild in dieser Richtung haben den Engländern ihre Altvorderen, die Britannier gegeben, das einzige Beispiel — wie ich glaube — einer fahrenden Infanterie im Altertum. Caesar: Bell. Gall. IV, 33. Vergl. Odyssee IX, 48—50, wo ἀφ' ἵππων „vom Streitwagen" heißt.

[42]) Herod. I, 192, III, 106, VII, 40.

Arrian: Anab. VII, 13.

Diodor. XVII, 110.

Strabo (Almeloveen) p. 525, 530.

„The Christian Topography of Cosmas, an Egyptian Monk" edit. Hakluyt Soc. (London 1897) p. 339 (pp. 371—72).

Reinaud. I, 58.

Elliot: „History of India" I, 69. Dazu:

Hammer-Purgstall: „Geschichte der Ilchane" (Darmstadt 1842—43) II, 51—52.

„Le Livre de Marco Polo" I, 67—69, 88; II, 614—15, 618, 641, 665, 702—706, 710, 713.

Dorpater Jahrbücher, IV, 484, 485.

Hirth: „Die Länder des Islâm" pp. 40, 44.

„Voyages d'Ibn Batoutah" édit. Defrémery et Sanguinetti II, 196.

Barros: Dec. II, V, II (p. 452).

„Lettres Édifiantes et Curieuses," VII, 53.

[43]) Veth: „Het Paard" pp. 5—21, 24.

Groeneveldt: „Notes on the Malay Archipelago and Malacca" pp. 83, 14, 18. Hiernach ist auf der Nordküste von Sumatra anch das chinesische Wort „ma" für „Pferd" in Gebrauch gewesen, während Veth keine chinesische Benennung für dieses Tier auf Insulinde kennt.

[44]) Plath: „Das Kriegswesen der alten Chinesen" pp. 282—83, 311—314.

Die allerälteste, sagenhafte, chinesische Geschichte läßt schon um 2250 und 2195 Kriegswagen auftreten (Gützlaff: pp. 29, 36).

Sehr viel über die alten chinesischen Wagen erzählt uns der „Schi-king", s. Strauß, pp. 26, 68, 209, 210, 257, 258, 266, 283—89, 394, 425, 513. S. a. Grosier: „De la Chine" IV, 202.

Die Aegypter kannten und verwendeten Pferde und Streitwagen erst seit dem 16. Jahrhundert v. Chr., und von Afrika und Klein-Asien kam dann erst diese Errungenschaft zu den Griechen; s. u. a. Schrader: „Sprachvergleichungen und Urgeschichte" (Jena 1890) p. 381.

[45]) Plath: „Die Beschäftigung der alten Chinesen" in „Abhandlungen der Bayerischen Akademie der Wissenschaften" Bd. XII, Abth. I, pp. 147—150 (München 1869).

[46]) Gützlaff: p. 52.

Strauß: „Schi-king" pp. 45—46.

[47]) Hirth: „Ueber den Seeverkehr Chinas im Altertum nach chinesischen Quellen" in „Geographische Zeitschrift" II, 446 (Leipzig, 1896).

[48]) Gützlaff, p. 128.

[49]) Gützlaff, pp. 151—52, 156, 171.

[50]) Gützlaff, p. 222.

[51]) Reinaud, pp. 33, 58.

[52]) „Le Livre de Marco Polo" I, 226—27, 289.

[53]) Trigautius, p. 11, vom P. Laureati fast wörtlich in seinen Brief aus Fu-kien, 1704, übernommen; s. „Lettres Édifiantes et Curieuses" X, 187—88.

Interessante Bemerkungen über die Pferde der Ming-Zeit finden sich auch in den schon erwähnten Briefen des Italieners Empoli und des Portugiesen Vieyra: „Viele Pferde," heißt es da, „und große Karren giebt es in ihrem Lande". „Wie ich schon gesagt habe, besitzt das Land Klepper (sendéiros), welche die Chinesen Pferde nennen." „Diese Klepper sind klein und gehen Paß; in den Händen der Portugiesen könnten sie nutzbar gemacht werden, ausgerüstet mit türkischer Stange und Sporen. Diese Chinesen reiten sie mit Peitsche und Zügel ohne Gebiß." „Eines dieser Pferde ist hier 3 bis 10 Taels Silber wert." „The Indian Antiquary" XXX, 423, 479; XXXI, 27. Aehnlich Mendoza, I, 88.

[54]) Timkovski: I, 174, 223—24. 268—69; II, 377, 381—88.

De Guignes, II, 96; III, 10—14.

Huc: „Souvenirs d'un Voyage dans la Tartarie, le Thibet et la Chine pendant les Années 1844, 1845 et 1846" (Paris 1850) I, 57.

[55]) Yule: „Cathay" I, 143; II, 339—340.

Gaubil: „Traité de la Chronologie Chinoise" (Paris 1814) pp. 186—187.

Gaubil: „Histoire de Gentchiscan et de Toute la Dinastie des Mongous" (Paris 1739) p. 279.

„Voyages d'Ibn Batoutah" IV, 2.

Huc: I, 398.

v. Brandt: „Dreiunddreißig Jahre in Ost-Asien" (Leipzig 1901) I. 174.

Dapper: I, 348—50.

Veth: pp. 20, 151—52.

56) Barrow: „Travels in China" p. 555.

57) Bernhard v. Haine: „Während der Expedition nach China gesammelte militärische Erfahrungen" in „Neue Preußische Zeitung", 26. 3. 02; Nr. 144/02.

58) Zabel: „Deutschland in China" (Leipzig 1902) p. 299.

59) Zabel, pp. 366—69. Aeltere Urteile in dieser Frage s. noch in Grosier: IV, 219—220.

60) Amiot, pp. 202—203.

61) Zitat aus einem Journal des P. Gerbillon, bei Timkovski, I, 251.

62) Anton v. Prokesch-Osten: „Ueber den Kosaken und dessen Brauchbarkeit im Felde" in „Kleine Schriften", II, 64—67, 99 (Stuttgart 1842).

Schon in der ersten Reit-Instruktion, die wir besitzen, bezeichnet es Xenophon als eine Pflicht des Reiterführers, durch ein sachgemäßes Absitzen und Führenlassen die Rücken der Pferde zu erleichtern und die Mannschaften beim Gehen sich erholen zu lassen. Xenoph.: Hipparchikos, IV, 1.

63) „Schī-kīng", I, 15, 1.

64) Der Talg-Baum (stillingia sebifera) heißt bei den Chinesen wu-kiu. Wenn man den chinesischen Geschichtsschreibern glauben will, haben die Söhne Han's noch eine andere, ganz besondere Art Kerzen herzustellen. Um das Jahr 190 n. Chr. wurde während eines Bürgerkrieges der verhaßte General Tongtscho ermordet und sein Körper auf die Straße geworfen, „und da er sehr fett war, machte das Volk eine Kerze aus seinem Leichnam." Gützlaff, p. 136.

65) Der Militär-Klassiker Ou-tse sagt: „Laßt eure Pferde nicht grundlos laufen; gebt ihnen eine Gangart, welche die Mitte zwischen Trapp und Galopp hält." Amiot, p. 202. Ich glaube, daß immer diese Gangart gemeint ist, wenn von chinesischen Paßgängern die Rede ist; ich wenigstens habe nie einen richtigen Paßgänger in China gesehen, wohl aber viele „rackers". Man muß einen richtigen „racker" in den Vereinigten Staaten haben gehen sehen, und man verwechselt diese beiden Gangarten nicht wieder.

66) Schī-kīng, IV, 4, 1.

67) Zu „Schī-kīng", I, 7, 3 findet sich eine im Licht der letzten Ereignisse in China merkwürdige Notiz: „Prinz Túan, als dritter Sohn des Fürsten Wù, Schŭ genannt, war ein Bruder von Wù's Nachfolger Tschuāng (742 v. Chr.). ‚Er taugte nichts und doch gewann er Alle; die Leute im Lande liebten ihn.' (Tschū-hī)." v. Strauß: „Schī-kīng", p. 155.

68) „La nature ressemble à une belle femme, qui pendant le jour, ne montre au vulgaire que la beauté de son visage, et qui, pendant la nuit en dévoile de secrètes à son amant". („La Chaumière Indienne". p. 308; Garnier.)

69) Hirth, „Chinesische Studien" p. 216.

„Lettres Édifiantes et Curieuses" XI, 454-55.

J. F. Davis: „Chinese Novels" (London 1822) p. 6.

de Groot: „Over het Belang der Kennis van China voor onze Koloniën" (Leiden 1891) pp. 25, 27.

Groeneveldt: „Notes on the Malay Archipelago and Malacca", p. 27.

Timkovski, I, 352.

70) Groeneveldt: „De Nederlanders in China", I, 209, 584—94.

71) Schultz: „Das häusliche Leben der europäischen Kulturvölker vom Mittelalter bis zur zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts" (München u. Berlin, 1903) pp. 201, 340.

Josselyn: „An Account of Two Voyages to New-England" (London 1675) pp. 178—179.

Die mehrfach erwähnten portugiesischen Gefangenen in Kanton haben trotz ihrer Eingeschlossenheit treffliche Beobachtungen gemacht und in ihren Briefen hinterlassen. So ersucht Vasco Calvo seine Landsleute, falls sie nach China kommen sollten, die Sitten des Landes, das Rutschen auf den Knieen vor Höherstehenden und die Bambusprügel ja bestehen zu lassen; denn sie seien einmal hieran gewöhnt und anders sei mit ihnen nicht auszukommen. „The Indian Antiquary", XXX, 484; XXXI, 55.

[72]) Plath: „Das Kriegswesen der alten Chinesen", p. 319.

Amiot, pp. 283—84.

[73]) Das chinesische Li ist mehr ein Zeitmaß als ein Längenmaß. Es gibt die Länge des Weges als Marschroute an, wobei Steigungen der Berge oder das Fallen von Wasserläufen mit in Rechnung gezogen werden Man kann es in gewisser Weise mit der „pipe" der alten kanadischen „Voyageurs" vergleichen.

Durch diese Eigentümlichkeit des Li erklärt es sich, daß es z. B. von A-Dorf nach B-Dorf nicht so weit zu sein braucht wie von B-Dorf nach A-Dorf; und daß das Li im Gebirge bedeutend kürzer ist als das Li der Ebene. Fragt man nun nach einem greifbaren Maß, so zeigt sich, daß nicht nur die Zeit eine Veränderung am Li vorgenommen hat, sondern auch in den verschiedenen Landesteilen Unterschiede herrschen. So sind 444,8 m, 533,5 m und 577 m drei verschiedene Zahlen, welche ich für ein Li gefunden habe, gar nicht zu reden von solchen Erklärungen, wie die folgenden: „Li, a Chinese measure of length, three or more of which equal an English mile", Smith: „Chinese Characteristics" p. 331 oder:

„Ein Li ist eine halbe Viertelwegstunde." „Chinesische Gedichte" (Leipzig, Reclam No. 738).

Die älteste mir bekannte Angabe über das Li hat Barros, Dec. III, Liv. II, Cap. VII (p. 189), wo er folgendes sagt: „Ihr erstes und kleineres Längenmaß ist das Li (Lij), welches die Länge des Raumes bezeichnet, über den hinweg auf ebener Erde an einem ruhigen und heiteren Tage der Ruf eines Mannes gehört werden kann; zehn solcher Li machen ein Pú aus, welches mehr oder weniger einer unserer spanischen Leguas entspricht, und weil zehn von diesen den Tagesmarsch eines Mannes ausmachen, so nennen sie ein solches Ychan." Nach Barros war also ein Li damals etwa 557,3 m lang.

Mendoza, I, 21, sagt hier, wie auch an anderen Stellen, wörtlich dasselbe wie Barros, und scheint mit diesem eine gemeinsame Quelle benutzt zu haben.

Wir haben ein Li gewöhnlich = 550 m gerechnet; s. hierüber u. A.:

Hirth: „Chinesische Studien", pp. 135—137.

Smith: „Chinese Characteristics", pp. 51—53.

Bretschneider: „Die Pekinger Ebene", p. 2.

Derselbe: „Archaeological and Historical Researches on Peking and its Environs." (Shanghai 1876) p. 13, note.

Groenefeldt: „Notes" p. 3.

Van Braam: loc. cit. LXXIV.

De Guignes: loc. cit. II, 222.

[74]) Smith, p. 53. Bekanntlich bedeuten auch im Griechischen und Lateinischen τρεῖς und tres sowohl „drei", als auch „ein paar", „einige".

[75]) Wie manche anderen Orientalen, die Babylonier, Perser, Araber und die Griechen, schätzen auch die Chinesen in der Feuerpost einen wichtigen Teil ihres Nachrichtendienstes, und haben manche Probe hiervon gegeben.

Vergl. Fries: „Babylonische Feuerpost“ in „Beiträge zur alten Geschichte“ (Leipzig 1903), III, 196—170, 396 Anmerk. 2.

Aischylos: „Agamemnon“ v. 281—285 (Teubner). Herod., VII, 182.

Jacob: „Altarabisches Beduinenleben“, pp. 125—126.

„Le Livre de Marco Polo“, I, 335—36, note.

Yule: „Cathai“, I, 138—39, note 2.

„Busbequii Omnia quae extant“, edit. Elzev. (Lugd. Bat. 1633) p. 328.

Bretschneider: „Peking and its Environs“, p. 17, note.

76) Prince de Ligne: „Préjugés Militaires“, pp. 53, 70, 83.

77) Freidank, herausg. Wilhelm Grimm, 2. Aufl. (Göttingen 1860) p. 139, 13—14 (p. 88).

78) S. u. A. Abbé Richenet: „Relation d'un Voyage en Chine“ in „Journal Asiatique“ III série, T. VIII, pp. 242—243 (Paris 1839).

79) „Regulations for Mounted Infantry“, p. 41.

Parr.: loc. cit. p. 30.

80) Rogge: „Deutsche Seesoldaten bei der Belagerung der Gesandtschaften in Peking im Sommer 1900“ (Berlin 1902) p. 46.

81) „Den Tapferen hilft das Glück, die Feigen schlägt es zurück.“ Verg. Aen. X, 284.

82) „Geschiedenis van het Gebloemde Briefpapier“, pp. 78, 79.

83) Bretschneider: „Peking and its Environs“ p. 33.

84) „Le Livre de Marco Polo“ I, 269—70.

Bretschneider: „Peking and its Environs“, pp. 21, 22, 34—38.

Staunton, loc. cit. II, 122; und Atlas, plate 29.

85) Lambert le Court et Alexandre de Bernay: „Alexandriade ou Chanson de Geste d'Alexandre-le-Grant“ (Dinant et Paris, 1861) VI, 80—82 (p. 75, v. 15—17), wo es von dem Zelt also heißt:

„De l' piel fu d'une beste qui salemandre ot non;
Tous tans repose en fu et prent sa norecon;
Por cou ne poroit fus ardoir le pavillon.“

Dieses „salemandre“ nun, sagt Marco Polo, ist kein Tier, wie man bei uns annimmt, sondern Asbest: „Et sachiez bien qu'en ceste dite montaigne se treuve une vaine de laquelle se fait la salemandre. Car sachiez de voir que salemandre n'est pas beste, si comme on dist en no pais; mais est de vaine de terre; etc.“

„Le Livre de Marco Polo“ I, 161—162.

Yule: „The Book of Ser Marco Polo“ enthält I, 216—17 eine interessante Note über Asbest-Salamander. Die Alten fertigten aus Asbest oder Amiantos Handtücher, Kopftücher, Tischtücher, Totenkleider, Lampendochte.

86) Herod. I, 80; VII 87. S. auch Lessing's Fabel: „Zeus und das Pferd.“

87) Favier, loc. cit. p. 233—34, 312.

Williams, loc. cit. I, 323.

Bretschneider: „Die Pekinger Ebene“, p. 30.

O. F. v. Möllendorff in „Zeitschr. d. Gesellsch. f. Erdk.“, XVI, 96—97.

88) S. hierüber u. a.:

Schlegel: „On the Extended Use of the Peking System of Ortography“ aus „T'oung-Pao“, vol. VI, Nr. 5 (Leiden 1896).

Cordier: „Les Études Chinoises (1895—1898)“ (Leiden) pp. 33—36, 41, 42—44, 81—82.

Groeneveldt: „De Nederlanders in China“, p. 163.

89) Georg Forster: „Geschichte der Reisen, die seit Cook an der Nordwest- und Nordost-Küste von Amerika unternommen worden sind" (Berlin 1791) III 69; Note von Forster.

Heckewelder: „History, Manners, and Customs of the Indian Nations etc." (Philadelphia 1876) pp. XLII-XLIII.

Derselbe in „Transactions Amer. Philosoph. Soc." New series, IV, 354 (Philadelphia 1834).

Maximilian Prinz zu Wied: „Reise in das Innere Nord-America in den Jahren 1832, bis 1834" (Coblenz 1839) I, 585, II, 207, 459, 460.

Cordier: „Études Chinoises (1895—1898)" p. 43.

90) Siehe besonders die Namen-Liste bei Nieuhof, I, 142—43.

91) Vissière: „Tables de transcription française des sons chinois" (Angers 1901).

„Bulletin de l'École Française d'Extrême-Orient" (Hanoi 1902) II, 178—184.

92) Herod: V, 52; VIII, 98.

Xenoph. Cyr. VIII, 6, 17—18.

Buch Esther: 8, 10.

„Le Livre de Marco Polo" I, 335—341.

Yule: „Cathay" I, 138—39, 240—42.

93) „Le Livre de Marco Polo" II, 437 mit Noten 1, 2, 3.

Van Braam: I, 126—27, 278—80.

De Guignes: I, 350—51; II, 9—10.

94) Cordier: „Études Chinoises (1895—1898)" pp. 71—75.

Stent: „Chinesische Eunuchen", a. d. Englisch. (Leipzig s. d.) p. 15.

95) Schlegel: „Het Godsdienststelsel in China". Eine Besprechung von de Groot's Buch: „The Religious System of China" in „De Indische Gids" 1893. Sonder-Abdruck, p. 4 (Amsterdam).

96) „Geschiedenis van het Gebloemde Briefpapier" p 32.

Legge: „The Chinese Classics" 2nd edit. (Oxford 1893) I, 61—62.

S. a. das schöne Gedicht „Schi-king" II, 5, 8, „Die Klagen des Elternlosen".

97) „Schi-king", p. 15.

98) Davis: „Chinese Novels" p. 158, note.

99) „Megasthenis Indica" edit. Schwanbeck (Bonn 1846) frag. XI.

Ueber die Bambussprossen, wie sie gestochen und behandelt werden, s. u. a. „Mémoires concernant les Chinois" (Paris 1777) II, 641—42.

Ueber das gefährliche Geschäft des Sammelns von Schwalbennestern im Indischen Archipel finden sich einige interessante Angaben in van Rees: „Herinneringen" I, 167—170; 171—175.

100) Williams: „Middle Kingdom" I, 829.

v. Brandt: „33 Jahre" I, 104.

Veth: „Het Paard" p. 131.

Dodge: „Die heutigen Indianer des fernen Westens", Deutsche Uebers. (Wien 1884) pp. 168—169.

Adair: „Geschichte der Amerikanischen Indianer" a. d. Engl. (Breslau 1782) p. 367.

„Johann Xántus' Reise durch die Kalifornische Halbinsel, 1858" in „Petermann's Mitteilungen", Jahrg. 1861, p. 135 [1].

Das Aufsteigen von rechts ist auch eigentlich das natürliche; unsere Art aufzusteigen und abzusitzen ist eine Ueberlieferung aus der Zeit der Ritter, welche mit ihren breiten und langen, links befestigten Schwertern nur von links auf- und absteigen konnten. Auch die moderne Form des Säbels und seine Trageweise behindern

das Aufsitzen von der rechten Seite, und daher gehen auch, wie ich gehört habe, die europäisch ausgebildeten und bewaffneten chinesischen Kavalleristen von links in den Sattel.

Das Erscheinen zu Pferd angesehener Personen und bei feierlichen Gelegenheiten ist eine alte orientalische Sitte. So ließen sich die persischen Könige außerhalb ihres Palastes überhaupt nicht zu Fuß sehen, und nach arabischer Anschauung gehörte das Pferd recht eigentlich zum vollkommenen Manne; wer zu repräsentieren hat oder etwas gelten will, darf nicht zu Fuß erscheinen.

Xenoph: Cyrop. IV, 3, 22—23.

Heraklides Cum. in „Fragm. Hist. Graec." II, 96.

Jacob: „Altarabisches Beduinenleben" p. 81.

[101]) De Harlez: „La Siao Hio" pp. 135—139.

[102]) Schlegel: „Sur l'Importance de la Langue Hollandaise pour l'Interprétation de la Langue Chinoise" (Sonder-Abdruck [p. 126]). Professor Schlegel stellt dieselben Tatsachen und Verbindungen bei seinen Landsleuten den Holländern fest.

Auch im griechischen Altertum muß ein Zusammenhang zwischen Körperfülle und Geldbeutel beobachtet worden sein. Herod. V, 77, nennt die Wohlhabenden von Chalkis auf Euboea „die Dicken" (*οἱ παχέες τῶν Χαλκιδέων*). In diesem Falle sind diese „Dicken" sogar noch die Agrarier. Denselben Ausdruck gebraucht er von den Wohlhabenden von Naxos, Aegina und Megara Hyblaea (*ἄνδρες τῶν παχέων, τοὺς παχέας*). Herod., V, 30; VI, 91; VII, 156.

Nach Suidas (edit Bernhardy, unter *παχεῖς*) ist die Bezeichnung „dick" für „reich" bei den Attikern allgemein gewesen.

[103]) „Le Livre de Marco Polo" II, 395.

Barrow, p. 411.

Timkovski, I, 53.

[104]) Herod. III, 106.

[105]) Duke, loc. cit. p. 318—21.

[106]) v. Clausewitz: „Vom Kriege" (Berlin 1880) I, 188.

KAPITEL VI.

Pei-tai-ho und Heimkehr.

[1]) S. hierüber:

Ferguson in „The Indian Antiquary", XXX, 423.

Yule: „Cathay", I, CXLI, Note 2.

Schultz: „Das häusliche Leben der europäischen Kulturvölker", pp. 3—4, 25, 70—74, 141, 300, 325, 405.

Grimmelshausen: „Simplicianische Schriften", I, 372.

„Curiositäten" (Weimar 1823) X, 219.

Brunner: „Die Verwundeten in den Kriegen der alten Eidgenossenschaft" (Tübingen 1903) II, 350ff.

[2]) Schultz, loc. cit. pp. 150, 396—98.

Freytag: „Bilder aus der Deutschen Vergangenheit" III, 99, 103, 191, 462—65.

[3]) Freytag, loc. cit.: I, 14; III, 76—85, 425—60.

Rüstow: „Geschichte der Infanterie", II, 9—12.

„Curiositäten" (Weimar 1813) III, 452—462.

[4]) Allen: „The Siege of the Peking Legations", p. 46.

[5]) Schultz, loc. cit. p. 69.

[6]) Stevenson: „Across the Plains" (Leipzig 1892, Tauchnitz) pp. 58, 65.

S. auch Mendoza, I, 27.

[7]) Williams: „The Middle Kingdom", I, 829—32.

Gützlaff, loc. cit. p. 908—910.

Gützlaff's Buch ist überholt, es ist recht trocken, in mangelhaftem Deutsch und in Superlativen geschrieben, enthält aber doch viel Wertvolles.

Was die Geschichte Chinas von Demetrius C. Boulger betrifft, so darf man wohl sagen, daß sie in mancher Hinsicht wenig befriedigt. Man lese als Beispiel nur die Anmerkung, in welcher der Verfasser das so wichtige Eingreifen der Portugiesen in die chinesischen Verhältnisse abtut; es ist der reine Rattenkönig von Ungenauigkeiten und Fehlern. Boulger: „History of China" (London 1881—1884) II, 132—33, note.

[8]) Baldelli Boni: „Il Milione di Marco Polo" (Firenze 1827), I, LXXV - LXXVII und Noten, führt die Marco Polo gemachten Vorwürfe und die geäußerten Zweifel an der Echtheit seiner Reise auf.

Kircher: „Toonneel van China" (Amsterdam 1668) pp 108—109.

Barros: Dec. III, II, VII (p. 189). Seine chinesischen Quellen erwähnt Barros: Dec. I, IX, I (pp. 288, 312). Dec. I, IX, II, (pp. 320—21). Dec. III, II, VII (pp. 188—89, 190, 204).

Auch aus der Beschreibung, die Mendoza, I, 28—29, nach chinesischen Zeugnissen gibt, scheint hervorzugehen, daß damals nur ein Teil der Mauer von Menschenhänden gebaut war, während ein anderer in der natürlichen Befestigung der rauhen und unzugänglichen Berge bestand. Zum Schluß bemerkt Mendoza, daß noch kein Europäer die große Mauer gesehen habe (1585).

v. Möllendorff: „Die Große Mauer von China" in „Zeitschrift d. deutschen Morgenländischen Gesellschaft" (Leipzig 1881) Bd. 35; pp. 75—131, besonders pp 112—119.

Archimandrite Palladius: „An Expedition through Manchuria from Peking to Blagovestchensk in 1870" in „Journal of the Royal Geographical Society" (London 1872) vol. 42; pp. 142—179, besonders p. 149.

Bretschneider: „Die Pekinger Ebene", p. 10—11.

Williams, loc. cit. I, 28—31; II, 161.

„Le Livre de Marco Polo" pp. XXXIX—XL.

A. v. Humboldt: „Kritische Untersuchungen", II, 334—35. S. auch den interessanten Aufsatz des Orientalisten de Goeje: „De Muur van Gog en Magog." in „Verslagen en Mededeelingen der Koninklijke Akademie van Wetenschappen". Afdeel. Letterkunde. 3de reeks, V, 87—124 (Amsterdam 1888).

[9]) Shems-Ed-Dîn: „Manuel de la Cosmographie du Moyen Age." trad. Mehren (Copenhague 1874) p. 33.

[10]) Favier, loc cit: p. 353.

[11]) S. über das Wort Taifun, „Großer Wind":

Schlegel: „Etymology of the word Taifun" extrait du T'oung pao.

Groeneveldt: „De Nederlanders in China", p. 98.

Williams, I, 56.

Fortune, p. 142.

Barrow, p. 34.

[12]) Freidank, 145, 23—24.

[13]) S. über Moskito-Tabak:

Fortune, p. 301—302.

Bretschneider: „History of European Botanical Discoveries in China", I, 470, wo eine genaue Beschreibung von Zusammensetzung und Bereitung gegeben wird.

Hirth: „Chinesische Studien", p. 100.

Moskito-Netze kannten die Chinesen schom im 3. Jahrhundert v. Chr. Siehe Williams, I, 539.

[14]) Plinius, Epist. I, 9, 6.

[15]) Maury: „The Physical Geography of the Sea" (New York and London, 1857) p. 256.

[16]) „Voyages d'Ibn Batoutah", II, 177. Die Engländer sprechen den Namen dieser ihrer Besitzung gewöhnlich „Eden" aus, und ich habe im Osten die Behauptung gehört, daß der Ort auch eigentlich so heiße, daß die Engländer diese Aussprache von den Eingeborenen gehört hätten und nun entsprechend dem Lautwert ihrer Vokale „Aden" schrieben, ebenso, wie sie in der Tat häufig für Jemen „Yaman" schreiben. S. auch Heeren: „Ideen", I, 733, der das in Hesekiel 27, 23 genannte Eden seinerseits Aden nennt. Auch Michaelis Suppl., p. 1840. Mannert VI, 1, p. 57 und Grotefend in Pauly's Real-Encyklopädie der klassischen Altertumswissenschaft, I, 661 vermuten, daß durch dieses Eden das arabische Aden bezeichnet werde. Siehe Forbiger: „Handbuch der alten Geographie", 2. Ausg. (Hamburg 1877) II, 754—755 und Note 75. Die neue Bearbeitung von Pauly's Real-Encyklopaedie, herausgeg. v. Wissowa, verspricht in I, 344 (Stuttgart 1894) unter Artikel Adana 2) unter Hinweis auf Arabia felix, etwas über Aden zu bringen, aber weder dieser Artikel in II, 344—362 (Stuttgart 1896), noch das Supplement (Stuttgart 1903) enthalten das Geringste über diese Stadt.

Dagegen ist in Winer: „Biblisches Realwörterbuch" (Leipzig 1847) I, 292, Artikel Eden 3) nachgewiesen, daß des Propheten Eden und das Aden in Arabia felix nichts gemeinsam haben.

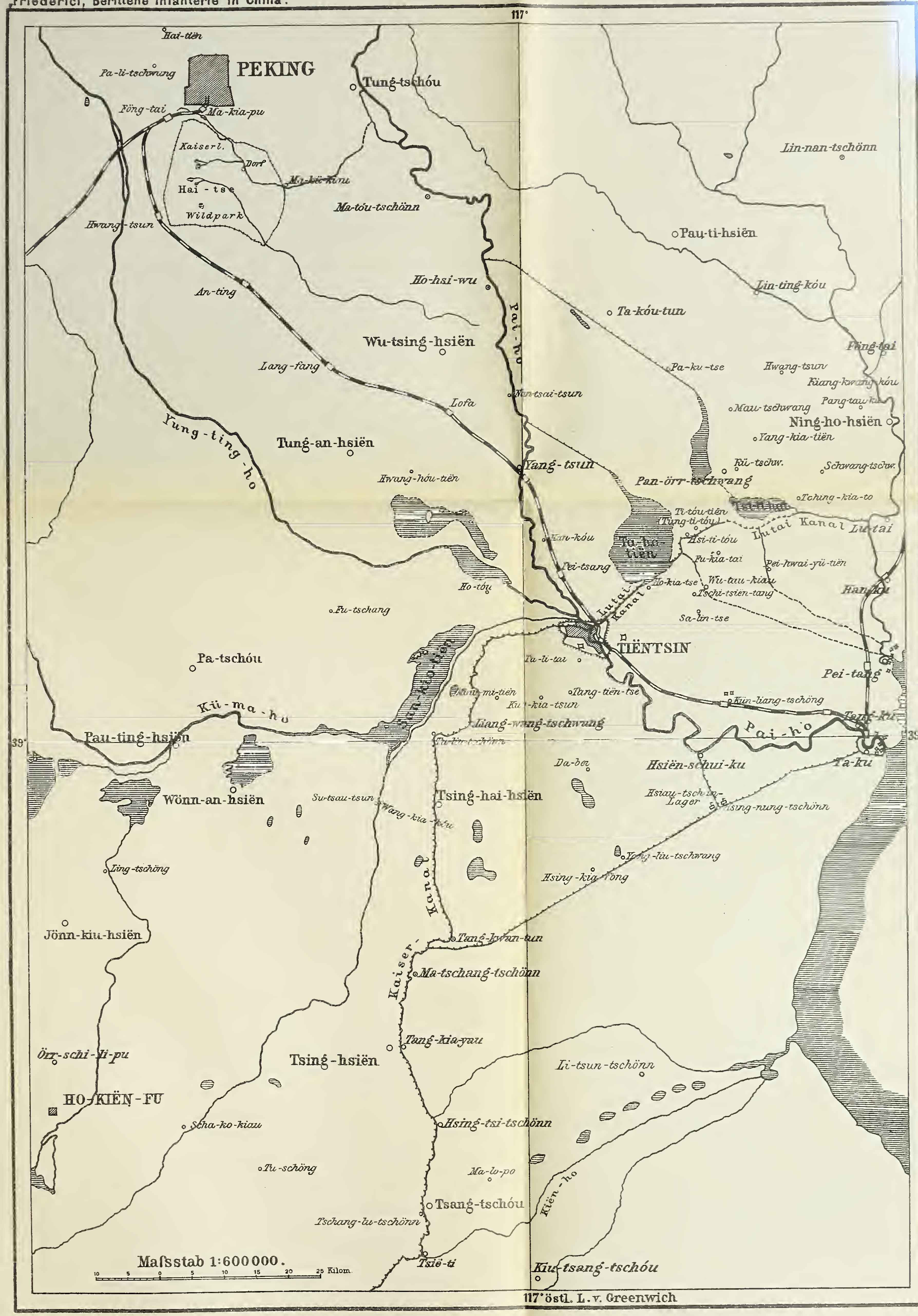
Ein E für A ist im Namen der Stadt nie gewesen. Bei den Alten hieß sie Adane oder Athana. Die Araber des Mittelalters Edrisî, Ibn Batuta und Ibn-al-Wardi, Marco Polo und die europäischen Wiederentdecker, die Portugiesen (s. Barros: „Da Asia", passim in allen 4 Decaden, und Osorius: „De Rebus Emmanuelis" Lib. IX, p. 280b—281a, und Lib. XI, 343a, nennen es nie anders als Aden oder Adem.

S. noch: „Le Livre de Marco Polo" II, 641, 654, 702—706 mit eingehender Note von Pauthier.

Niebuhr: „Beschreibung von Arabien", p. 254.

Eine Verwechselung von A und E scheint aber in diesen Gegenden häufiger zu sein: so schreibt Barros „Hyaman" und „Yaman" für unser Jemen (Dec. I, IX, I [p. 290] und Dec. III, VI, IV [pp. 36, 39]), und erwähnt, daß die Portugiesen für Decan fehlerhafterweise Dáquem sagten (Dec. I, IX, I [p. 291]).

23*



117°
Hai-tiën
PEKING
Pa-li-tschwang
Tung-tschóu
Föng-tai
Ma-kia-pu
Kaiserl.
Dorf
Hai-tse
Wildpark
Ma-tóu-tschönn
Hwang-tsun
Lin-nan-tschönn
Pau-ti-hsiën
Ho-hsi-wu
An-ting
Lin-ting-kóu
Ta-kóu-tun
Pai-ho
Wu-tsing-hsiën
Föng-tai
Lang-fang
Pa-ku-tse
Hwang-tsun
Kiang-kwang-kóu
Lofa
Pang-tau-ku
Mau-tschwang
Ning-ho-hsiën
Yung-ting-ho
Tung-an-hsiën
Yang-kia-tiën
Yang-tsun
Kü-tschw.
Schwang-tschw.
Hwang-hóu-tiën
Pan-örr-tschwang
Tching-kia-to
Ti-tóu-tiën
(Tung-ti-tóu)
Lutai Kanal
Lu-tai
Kan-kóu
Ta-he-tiën
Hsi-ti-tóu
Fu-kia-tai
Pei-hwai-yü-tiën
Pei-tsang
Ho-kia-tse
Wu-tau-kiau
Tschi-tsien-tang
Ho-tóu
Fu-tschang
Sa-lin-tse
TIËNTSIN
Tu-li-tai
Pa-tschóu
Pei-tang
Tang-tiën-tse
Kün-liang-tschöng
Kü-ma-ho
Liang-wang-tschwang
Pau-ting-hsiën
Pai-ho
39°
Da-bei
Hsiën-schui-ku
Ta-ku
Wönn-an-hsiën
Tsing-hai-hsiën
Su-tsau-tsun
Wang-kia-kóu
Ling-tschöng
Yang-liu-tschwang
Hsing-kia-tong
Kanal
Jönn-kiu-hsiën
Tang-kwan-tun
Kaiser-
Ma-tschang-tschönn
Tang-kia-yau
Örr-schi-li-pu
Tsing-hsiën
Li-tsun-tschönn
HO-KIËN-FU
Hsing-tsi-tschönn
Scha-ko-kiau
Tu-schöng
Ma-lo-po
Tsang-tschóu
Kiën-ho
Tschang-lu-tschönn
Maßstab 1:600000.
10 5 0 5 10 15 20 25 Kilom.
Tsië-ti
Kiu-tsang-tschóu
117° östl. L. v. Greenwich